Rouge et Noir.

Zweiter Band.

Rouge et Noir.

Roman in zwei Bänden

von

Hans Wachenhusen.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1864.

XI.

Am Spieltisch.

Ahnungslos hatte der Marquis Catalina an eine Stätte geführt, in welcher eine Leidenschaft Nahrung finden sollte, deren sie selbst sich bisher kaum bewußt war. Catalina lebte in dem Curort B* von Neuem auf. Sie begann sich wieder glücklich zu fühlen, ein Lächeln innerer Zufriedenheit trat wieder auf ihre Stirn, wenn sie sah, wie ihre Schönheit eine so allgemeine Sensation erregte und Alles sich vergeblich danach drängte, ihre Bekanntschaft zu machen. Die elegantesten Cavaliere wetteiferten um einen Blick von ihr, man erzählte sich die abenteuerlichsten Geschichten von ihr, ohne daß man das Richtige traf. Catalina war die interessanteste und blendendste Erscheinung inmitten einer aus allen Ländern zusammen geströmten Aristocratie, und dennoch mied sie jeden Umgang; nur der Marquis, der von Allen beneidete, durfte sie zuweilen auf einem Spaziergange begleiten.

Bei dieser Gelegenheit trat sie eines Tages mit ihm in die Spielsäle.

Der Anblick des hier aufgehäuften Goldes bewirkte eine plötzliche Veränderung in ihren Zügen, auf welche ihr Begleiter

nicht Acht haben konnte, da auch sein Auge mit den Chancen des Spiels beschäftigt war.

Catalina ward leichenblaß, als sie an den Spieltisch trat; in ihrem Auge entzündete sich ein unheimliches Feuer; gierig haftete ihr Blick an dem hin und her wandernden Golde, an den über das grüne Tuch scharrenden Rateaux der Croupiers; zitternd flog dieser Blick über die Gesichter der am Tische sitzenden Spieler. Sie vergaß Alles um sich her, selbst ihren Begleiter; mit fieberhafter Aufmerksamkeit stand sie unbeweglich da und schaute dem Spiele zu.

Endlich wagte der Marquis, erstaunt über diese so ungewöhnliche Theilnahme, eine Frage an sie zu richten.

Catalina hörte ihn nicht. Mit noch größerem Erstaunen sah er die Leichenblässe ihres Gesichtes.

Obgleich des Zuschauens müde, wagte der Marquis in seiner gewohnten Höflichkeit Anfangs nicht, zu drängen, als aber Catalina ihn ganz vergessen zu haben schien, legte er bittend die Hand auf ihren Arm.

„Frau Baronin,“ sagte er schonend, „Sie sind bleich; Sie befinden sich nicht wohl; gestatten Sie mir, Sie in die frische Luft zu führen!“

Catalina erwachte wie aus schwerem Traum. Ein Seufzer entrang sich dem Tiefsten ihrer Brust. Verwirrt, mit merkbar wildem Ausdruck schlug sie das Auge auf und in diesem Auge lag eine so unheimliche, flackernde Gluth, daß der Marquis stutzte und verlegen das seinige zu Boden schlug.

Mit hastigen Schritten maß Catalina den Saal bis zum Ausgang. Schweigend, ohne ein Wort zu äußern, eilte sie zu

ihrer Wohnung, reichte an der Thür ihrem Begleiter mit demselben Schweigen die Hand und eilte in's Haus.

Unfähig, sich dieses seltsame Benehmen zu deuten, stand der Marquis da und starrte die Thür an.

„Räthselhaft! Ich verstehe nicht, was mit ihr vorgegangen sein muß!“ murmelte er vor sich hin.... „Dieses Spiel, es machte auf sie einen Eindruck, den ich nur in einer Weise zu deuten vermag!... Noch immer ist sie mir die Aufschlüsse schuldig, die sie vor unserer Abreise von Paris mir zu geben versprach. Sollte sie dem Spiel das Unglück verdanken, das sie über's Meer hieher trieb? Ihre Ehe, von der sie niemals spricht, kann nur von kurzer Dauer gewesen sein.... Wenn ihr Gatte sich im Spiel ruinirt hätte, dem Spiel seinen Tod verdankte!... Gewiß; nur so ist dieser merkwürdige Eindruck zu erklären, und schonungslos wäre es gewesen, hätte ich sie mit Fragen belästigt. Ehre dem Unglück!“

Der Marquis, überzeugt, das Geheimniß errathen zu haben, dessen Lösung er nie von ihr zu begehren gewagt hatte, vergab der Unglücklichen gern den etwas rücksichtslosen Abschied und setzte seine Promenade fort.

Catalina, als sie ihr Zimmer erreicht hatte, warf sich auf einen Sessel und starrte mit finstrem Blick vor sich hin. Während des ganzen übrigen Tages sah sie Niemand von den Bewohnern des Hauses, sie nahm selbst kein Abendmahl zu sich und als sie spät in der Nacht ihr Lager suchte, mied sie der Schlummer.

Schon am frühen Morgen sah man sie auf den einsamsten Promenaden, noch immer bleich, noch immer unstät und zer-

fahren. Selbst ihre Toilette war heute vernachlässigt, während sie derselben sonst die größte Aufmerksamkeit zu widmen pflegte.

Hätte der Marquis an diesem Vormittag den Spielsaal besucht, er würde den Schlüssel zu Catalina's Geheimniß, namentlich aber die Ursache ihrer gestrigen Aufgeregtheit gefunden haben.

Umgeben von einer Anzahl Neugieriger saß Catalina am Spieltisch, setzte ihr Gold mit vollen Händen auf das grüne Tuch, verlor und gewann und erhob sich nach einer Stunde mit leeren Händen.

Der Marquis pflegte ihr nur ein-, auch zweimal in der Woche seinen Besuch zu machen; er hatte wenig Umgang, da er kein Gesellschaftsmensch war, und erfuhr also auch nicht, was heute mit seiner schönen Reisegefährtin im Spielsaale vorging.

Am andern Vormittage saß Catalina wieder an demselben Platze. Sie pointirte höher als gestern und mit einer fast wahnsinnigen Heftigkeit, so daß selbst die Employés, diese gleichgültigen Maschinen, sie mitleidig anblickten, wenn sie in ihrer thörichten Hast die sichersten Chancen verfehlte.

Dennoch häuften sich die Goldrollen vor ihr und in demselben Grade steigerte sich auch die wilde Gluth in ihren Augen. Das schönste Roth deckte ihre Wangen, während ihre reizende, weiße Hand das Rateau bewegte und die Röllchen vor sich hinaus auf das Tuch schob. Eine reizendere Leichtsinnige hat nie an diesem Tisch gesessen und ihre Schönheit, doppelt schön in ihrer Aufregung, anstaunend, vergaßen die übrigen Spieler ihre eigenen Interessen.

Catalina war an diesem Vormittage, trotz ihrem ganz sinnlosen Spiel, in fortwährendem Glück, aber in demselben Grade steigerte sich auch ihre Leidenschaft. Es war unmöglich, daß das Glück allen ihren Thorheiten folgen konnte, denn Catalina hatte niemals mit wirklicher Berechnung oder auch nur mit Vernunft gespielt. Sie war hier dieselbe, die sie drüben jenseit des Meeres gewesen. Das Geld hatte für sie kein Interesse, wohl aber war ihr das Hazard durch Gewohnheit eine verhängnißvolle Passion geworden, denn in all' ihrem Unglück waren die Stunden, während welcher sie am Spieltisch ihr Glück auf die Probe stellen konnte, die einzigen gewesen, in welchen sie sich selbst vergessen hatte. Noch hatte sie keine Gelegenheit gehabt, den Werth des Geldes schätzen zu lernen und das Gold — selbst ihr eigenes, mit dem sie eben die tollkühnsten Experimente trieb — war ihr nicht mehr als jedem Andern eine Spielmarke. Sie befriedigte nur ihre Leidenschaft, die am Spiel einmal Gefallen gefunden, die ihr eine angenehme Reminiscenz aus der Zeit ihres Elends war; sich selbst unbewußt hatte diese Leidenschaft drüben ihre ganze Seele umsponnen und es bedurfte, wie wir sahen, nur dieser einzigen Versuchung, um dieselbe wieder auflodern zu lassen.

Unter lautem Gemurmel der Zuschauer erhob sich Catalina, nachdem sie tollkühn Alles verspielt, was ihr ein ganz unbegreifliches Glück während mehr als einer Stunde zugewandt.

Ohne einen der Umstehenden auch nur eines Blickes zu würdigen, schritt sie durch den Saal. Nicht der Verlust des

Geldes schmerzte sie, sondern die Unmöglichkeit, ihrer Leidenschaft für den Augenblick weiter fröhnen zu können.

In der Thür des Saales kam ein ältlicher Herr mit einem Portefeuille in der Hand ihr entgegen und suchte mit einer Verbeugung ihr in den Weg zu treten.

„Meine Gnädige," begann er in der höflichsten Weise, „ich sehe, Sie hatten Unglück. Fortuna war neidisch auf die schönste Hand, die den Kampf mit ihr aufzunehmen suchte. Verzeihen Sie meine Verwegenheit, wenn ich mich unterstehe, Ihnen dies Portefeuille als Darlehn für den Augenblick anzubieten. Es würde mir ein unendliches Vergnügen bereiten, Ihnen den Weg zu Ihrer Kasse zu ersparen, auf welchem Sie ohne Zweifel begriffen sind."

Catalina's Auge leuchtete von Neuem. Der alte Mann sprach so bescheiden, so bittend, so liebenswürdig, daß sie ihm nicht zürnen konnte. Unerfahren, wie sie es war, schien sie einen Augenblick zu stutzen; diese Unschlüssigkeit benutzend, bot ihr der Herr schnell den Arm, den sie annahm, ohne es selbst zu wissen, und führte sie zum Spieltisch zurück.

Ohne eine Vorstellung von dem zu haben, was sie that, hatte Catalina ihren Platz unter dem allgemeinen Beifall der Mitspielenden und der Zuschauer wieder eingenommen. Der alte Herr deponirte bei der Kasse drei Banknoten aus dem Portefeuille und erhielt dafür eine Anzahl Goldrollen, die er mit derselben Höflichkeit vor ihr ausbreitete.

Mit einem zerstreuten, aber dankbaren Blick vergalt Catalina diese Artigkeit und in der nächsten Secunde ward das

Spiel fortgesetzt, das durch ihr Aufstehen seltsamer, aber begreiflicher Weise für einige Minuten gestockt.

Die durch ihre Leidenschaft Verblendete war weit entfernt, eine Machination erkannt zu haben, die übrigens mit einer solchen Gewandtheit ausgeführt war, daß selbst von den übrigen Spielern nur wenige sie bemerkt hatten.

Während nämlich Catalina schon consequent in Verlust gerieth und sie eine Rolle nach der andern verspielte, war ein junger Mann an den Tisch getreten, der hier bereits ungeheure Summen geopfert hatte, mehrere Wochen hindurch täglich seine fünf- bis zehntausend Francs verspielte, dann aber plötzlich von den Employés vermißt wurde.

Kein Kriegs- oder Regierungsspion ist so zuverlässig wie die Argus-Augen des Spielbankpächters und seiner Creaturen. Man übt die genaueste Polizei in diesem Curort, man kennt Jeden, der eintrifft, man weiß, wie schwer oder wie leicht er ist, welche Creditbriefe er mitgebracht und wie viel er ausgiebt. Man kennt Jeden, der die Spielbank frequentirt, wenn er sich irgend erheblich betheiligt, man wartet auf Jeden, der, wie man ausgekundschaftet hat, Geld besitzt und noch immer nicht an der Schlachtbank sich blicken läßt; ja wenn er hartnäckig ausbleibt, so entschließt man sich, ihn durch Schlepper oder Schlepperinnen an diese Schlachtbank führen zu lassen.

Natürlich wußte man auch von diesem jungen Mann, daß er der Sohn eines der reichsten holländischen Bankiers und daß sein Credit ein unerschöpflicher. Man wußte aber auch, daß er sich gegen seine Freunde ausgesprochen, den Spielsaal nicht wieder betreten zu wollen.

Consequenz ist nicht immer ein Vorzug der Jugend. Trotz seinem Gelübde war der junge Crösus, ein Mann von interessantem Aeußeren und eleganter Tournure, heute wieder im Spielsaal erschienen. Man hatte ihm draußen gesagt, daß die schöne Amerikanerin am Spieltisch sitze und ohne seinem Gelübde zu schaden, glaubte er, wenigstens dem Spiele zusehen, und bei dieser Gelegenheit im Anblick der von ihm bewunderten Schönheit schwelgen zu können.

Selbst ein Mann von größerer Charakterstärke würde seinem Herzen diese kleine Concession gemacht haben. Der junge Holländer aber bemerkte kaum, daß der Platz neben Catalina unbesetzt und nur von Neugierigen umdrängt war, als er sich durch dieselben drängte und sich auf dem Stuhl niederließ.

Dies war gerade der Augenblick, in welchem Catalina sich erhob. Niedergeschmettert in seiner Hoffnung, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft einer Dame zu machen, die ohne Unterschied die Annäherung jedes Cavaliers unmöglich machte, blickte der Getäuschte ihr nach.

Die Employés der Bank hatten inzwischen mit ihrem gewohnten Scharfblick schon den jungen Adler entdeckt und den Moment erwartet, wo er sich niederlassen werde. Wohl bemerkend, daß es die schöne Amerikanerin war, die ihn zum Schelm an seinem Gelübde machte, erschien ihnen Catalina's Aufbruch wie ein Donnerschlag.

Indeß, so leicht läßt die Bank ihre Beute nicht fahren, wenn sie schon auf dem Garne sitzt. Einer der Unter-Directoren, bauend darauf, daß er der Dame unbekannt, holte sie ein, ehe sie den Saal verlassen konnte, und mit der Miene

eines gefälligen Crösus offerirte er ihr die Mittel, das Spiel fortzusetzen.

Sein Coup gelang und ebenso glänzend der Zweck desselben. Man wußte, daß die Summe, welche man der mit solcher Unbesonnenheit spielenden Dame offerirte, im Handumwenden wieder in die Kasse der Bank zurückgeflossen sein werde, und schlug also zwei Fliegen mit einer Klappe: die vornehme und wie man vermuthete, vermögende Dame ward die Schuldnerin der Bank und der junge Holländer ward heute abermals aus Liebe zu ihr um zwanzigtausend Francs gerupft, denn schon von Hause aus ein unglücklicher Spieler, war er es heute doppelt, da die Bewunderung seiner schönen Nachbarin ihn zerstreut und unaufmerksam machte.

Eine Stunde währte Catalina's Kampf mit dem Glück und endete natürlich mit einer Niederlage.

Ihre Leidenschaft hatte sich abgekühlt. Ohne den häufigen Versuchen ihres Nachbarn, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, erhob sie sich. Kein Zug in ihrem Antlitz verrieth irgend welchen Schmerz über den erlittenen Verlust, über die so leichtsinnig verschwendeten Summen.

Mit der höchsten Ruhe suchte ihr Auge beim Fortgehen im Saal nach dem ältlichen Herrn, um ihm noch einmal ihren Dank zu sagen. Er war nirgend zu finden.

Die frische Luft, welche sie draußen empfing, that ihr wohl. Sie athmete tief auf.

„Ich werde ihn morgen sehen!“ murmelte sie vor sich hin, und schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein.

Als sie sich am Abend auf der Promenade zeigte und trotz ihrem sehr einfachen, aber stets mit außerordentlichem Geschmack gewählten Kostüm bei den übrigen Spaziergängern das größte Aufsehen bewirkte, stand eine Gruppe ihr begegnender Herren still und schaute ihr bewundernd nach.

Der Marquis, der sich ebenfalls auf der Promenade befand, hatte sie aus der Ferne bemerkt und verdoppelte seine Schritte.

Als er an dieser Gruppe ihm unbekannter junger Elegants vorüber schritt, fing er von ihrem Gespräch einige Worte auf, die ihn frappirten. Er fand einen Vorwand, sich in ihrer Nähe aufzuhalten.

„Ich versichere Euch, es ist dieselbe!“ rief einer der Herren. „Sie ist eine Agentin des Spielpächters, eine seiner Schlepperinnen! Ich selbst war heute Morgen Zeuge, wie ihr einer der Employés im Spielsaale ein Portefeuille mit hunderttausend Francs zusteckte. Der junge Holländer, der ihr an die Bank gefolgt war, weil er ihr seit lange wie ihr Schatten nachschwebt, sollte wieder gerupft werden. Trotzdem er sich und seinen Freunden geschworen, nicht mehr zu spielen, gelang das Manöver und wie man sagt, hat er heute Morgen wieder funfzigtausend Francs an der Bank gelassen!“

„Unmöglich! Dieses schöne und wie man allgemein behauptet, so honnette Weib eine Creatur der Spielpächter!“ rief einer der Uebrigen.

„Ich bin meiner Sache gewiß! Dort unten sehe ich meinen Bruder, der jenes Manöver mit mir angesehen! Er wird bestätigen, was ich sagte!“

Bei diesen Worten zog er die Gesellschaft mit sich fort.

Der Marquis war wie vom Blitz gerührt. Unbeweglich stand er einige Minuten da und schaute ihnen nach.

„Es ist unmöglich! Es ist eine schamlose Verleumdung!" rief er endlich für sich. „Vielleicht nur eine Rancune, weil sie die Unverschämtheit dieser Laffen zurückgewiesen!"

Verdrießlich über diesen Vorfall, aber mit dem Echo des eben Gehörten in seinem Herzen, setzte er seine Promenade fort. Er war unschlüssig: sollte er ein Begegnen mit Catalina vermeiden? Und warum? War ihm nicht ihr Benehmen gestern, als sie sich unerwartet vor der Spielbank sah, ein genügender Beweis für die Unwahrheit dieser schändlichen Verleumdung? Seit er sie hieher geführt, hatte Catalina's Benehmen ihm nicht die geringste Ursache zu irgend welchem Verdacht gegeben; Catalina war stets allein oder in Gesellschaft einer alten Dame gewesen, die immer um sie war. Und wie hätte der Anblick der Spielbank sie in dem Grade überraschen können, wie hätte der Anblick derselben einen so tiefen Eindruck auf sie machen können, wenn sie wirklich eine ihrer Creaturen wäre? ... Der Gedanke erschien dem Marquis so absurd, diese Verleumdung einer schönen Frau so bubenhaft, daß sich sein Inneres empörte.

Während er noch mit diesem Gegenstande beschäftigt war, sah er Catalina, die bereits zurückkehrte, daher schreiten. Sie war allein, wie sie es auf der Promenade zu sein pflegte. Der Marquis sah, daß sie ihm schon aus der Ferne entgegen lächelte.

Seit dieser Verleumdung hatte sich sein Interesse für dies schöne Weib unwillkürlich verdoppelt. Während er sie eben

beobachtete, mußte er sich zum hundertsten Male gestehen, daß er noch nie an einem Weibe so viel Reiz und Anmuth vereinigt gesehen.

„Die Arme steht allein," murmelte er für sich, „und die Welt rächt sich an ihr für diese absichtliche Vereinsamung! Diese Welt wird es niemals gut heißen, wenn ein tugendhaftes Weib ihre Berührung flieht, und diese Verachtung ihrer Niedrigkeit stets durch Gemeinheit zu rächen suchen. Ich sollte ihr Ritter sein; jeder Andere würde hierin eine angenehme Pflicht erkennen, aber ich habe hiezu den Muth nicht und meine Stellung in der Gesellschaft weist mich so sehr auf Rücksichten an ..."

Eben kam Catalina lächelnd auf ihn zu und reichte ihm mit offener Herzlichkeit die Hand.

„Ich habe Sie heute Vormittag recht sehr vermißt, Herr Marquis!" rief sie aus. „Ich habe mir auch schon Vorwürfe gemacht, daß ich mich ohne Ihre schützende Begleitung in Gefahr begab."

Der Marquis horchte auf.

Catalina erzählte ihm, während sie zur Stadt zurückkehrten, was ihr am Morgen an der Spielbank passirt, nämlich daß sie dem Drange nicht habe widerstehen können und eine ansehnliche Summe verspielt habe.

„Also doch!" murmelte er vor sich hin. „Und war das Alles?" setzte er mit prüfendem Blick hinzu.

„Nein; ich habe noch mehr verspielt!" fuhr sie sehr unbefangen fort.

„Auch das ist also wahr!" dachte der Marquis weiter.

Mit derselben Unbefangenheit erzählte ihm Catalina jetzt, wie liebenswürdig ein alter, galanter Herr ihr sein Portefeuille offerirt und wie sie auch den Inhalt desselben verspielt habe ... „Sehen Sie nur! ... Dort geht er! ... Es ist derselbe!“ rief sie aus, indem sie auf einen Herrn zeigte, der in einiger Entfernung ihren Weg kreuzte und in der Allee verschwand.

Der Marquis strengte sein Auge an und fixirte den Mann. Sein Antlitz entfärbte sich, als er ihn zu erkennen glaubte, denn es war derselbe ältliche Mann, den er oft das Spiel hatte überwachen gesehen. Jetzt war ihm Alles klar, was er vorhin gehört. Er wußte aber, daß Catalina früher nie den Spielsaal betreten, daß sie also auch diesen Mann nicht kannte.

„Um des Himmels willen!“ rief er aus. „Sie haben da eine Unbesonnenheit begangen, die Ihnen schwer zu verzeihen ist!“

„In wie fern, Herr Marquis?“ fragte Catalina ein wenig pikirt.

„Sie haben mit dem Gelde der Bank gespielt; dieser Mann ist einer ihrer Beamten!“

„Ihrer Beamten?“ wiederholte Catalina, die den Sinn dieser Worte nicht verstand.

„Die Bank mußte irgend ein Interesse daran haben, Sie an den Spieltisch zu fesseln!“

„Ich kenne durchaus keins!“

„Aber die Welt vermuthet es!“ rief der Marquis. „Ich gestehe Ihnen, daß ich von diesem Vorfall schon gehört; die Welt hat ihn bereits zu Ihrem Nachtheil ausgebeutet!“

Catalina war Alles räthselhaft, was der Marquis da sprach.

„Beantworten Sie mir eine Frage, aber auf Ihr Gewissen!“ fuhr dieser fort. „Hatte Ihr Fuß schon früher, ehe ich Sie dahin führte, den Spielsaal betreten?“

„Nein! Ich hatte keine Ahnung davon, daß man hier spiele!“

Catalina sprach dies mit einem solchen Ausdruck der Wahrheit, daß der Marquis nicht daran zweifeln durfte. Mit dieser Ueberzeugung aber drängte sich ihm zugleich eine andere auf: Catalina's Ruf war seit diesem Morgen in der Gesellschaft von B* vernichtet; ihre Unbesonnenheit hatte demselben einen Fleck angeheftet, der durch nichts wieder zu vertilgen war. Er sah ein, daß er in seiner Stellung sich nicht mehr öffentlich an ihrer Seite zeigen durfte, wollte er sich bei den mancherlei andern diplomatischen Persönlichkeiten, welche sich in B* aufhielten, nicht selbst in ein falsches Licht stellen.

„Was einmal geschehen,“ sagte er, „ist nicht mehr zu ändern. Zweierlei ist jetzt vor Allem nothwendig. Erstens werden Sie diesem Herrn das Geld nicht zurückgeben, denn es ist bereits geschehen, da Sie das Geld verspielt haben. Es wäre ein Verbrechen, den Spielpächter für den Mißbrauch, den er mit Ihrer Unerfahrenheit getrieben, noch durch eine solche Summe zu belohnen.“

Catalina nickte stumm mit dem Kopfe. Es war ihr gar nicht eingefallen, daß sie diese Summe ersetzen müsse. In ihrem früheren Leben war es sehr oft vorgekommen, daß sie das Geld Andrer auf die Karte gesetzt und diese hatten lächelnd

zugeschaut, wenn es verloren ging. So auch hatte sie die Sache hier, obgleich unter ganz veränderten Umständen, betrachtet.

„Zweitens ist es dringend nothwendig, daß Sie diesen Ort verlassen!“

Catalina stutzte. Die Ruhe hier war ihr so wohlthuend, daß sie nicht daran gedacht hatte, ihren Wohnort zu ändern.

„Nothwendig? Und warum?“ fragte sie unwillig erstaunt.

„Weil die böse Welt aus diesem Vorfall Vermuthungen, ja Behauptungen schöpft, die ich zwar sofort zu widerlegen suchen werde, indem ich den Vorfall in seinem wahren Lichte schildern werde, die sich aber schwerlich ganz ersticken lassen, weil ich in der Schilderung Ihrer Unbefangenheit im Nachtheil sein werde. Während wir jetzt plaudern, zirkulirt die Nachricht von diesem Vorfall bereits in der Gesellschaft und er war soeben erst Gegenstand einer Promenaden-Debatte.“

Catalina biß sich auf die Lippen. Sie begriff das Alles nicht, fand aber in des Marquis merkbarem Unwillen Grund genug zu eigner Verstimmung.

„Versprechen Sie mir Eins!“ fuhr dieser fort. „In Zukunft nicht wieder so unüberlegt zu handeln!“

„Ich verspreche es!“ antwortete Catalina kleinlaut.

„Alsdann folgen Sie dem Vorschlage, welchen ich Ihnen zu machen im Begriff bin, und glauben Sie mir, daß ich es aufrichtig mit Ihnen meine!“

„Ich glaube, Herr Marquis, Ihr Wohlwollen durch mein Vertrauen zu verdienen!“

„In den nächsten Tagen zwingen mich meine Angelegenheiten, nach F*** zu reisen. Ich gedenke, nicht wieder hieher zurückzukehren.“

In Catalina's Augen erschien mit diesem Moment der Ort, in welchem sie sich so wohl fühlte, plötzlich in einem ganz andern Lichte.

„Sie wollen mich abermals allein lassen?“ rief sie hastig.

Der Marquis fühlte sich ein wenig beklommen durch diese Aeußerung; er sah sich durch einen moralischen Zwang an ein Weib gefesselt, das ihm im Grunde fremd war und mit welchem ihn doch nur ein lockeres Freundschaftsband in Beziehung gebracht hatte. Dieser Zwang erschien ihm jetzt ein wenig lästig, denn er konnte doch unmöglich Catalina's Führer bleiben; und dennoch fürchtete er sich, sie sich selbst zu überlassen, da er überzeugt war, daß sie unfehlbar ein Opfer ihrer Unerfahrenheit werden müsse. Wiederum aber sah er den Zeitpunkt herannahen, wo er sie nicht mehr beschützen könne.

Verhältnisse wie diese werden stets, selbst dem edelsten und aufopferndsten Herzen lästig, weil die materiellen Interessen nothwendig die Oberhand über dieselben behalten und das Wohlwollen, die gute Absicht nicht stark genug ist, denselben das Gegengewicht zu halten.

„Ich habe nichts der Art gesagt,“ antwortete der Marquis; „im Gegentheil, ich rieth auch Ihnen, den Ort zu verlassen. Ich reise morgen nach F***, und damit unser gleichzeitiges Verschwinden nicht böswilligen Vermuthungen Nahrung gebe, werde ich Sie in einigen Tagen dort erwarten. Auf Ihr Versprechen hin, künftig keine Unbesonnenheit wieder zu

begehen, führe ich Sie an einen andern Curort, wo ich Sie mehrmals in der Woche zu sehen Gelegenheit haben werde, da ich in der Nachbarschaft verweile."

Dieser Vorschlag leuchtete Catalina ein. Sie versprach, in einigen Tagen nach F*** zu reisen. Der Marquis bat sie, seine schriftliche weitere Instruction zu erwarten.

Wenige Tage später sahen wir Beide in dem Salon des Curhauses debutiren, wo Catalina's Erscheinen, wie schon geschildert, dasselbe Aufsehen erregte und der Zufall sie mit van Geert zusammenführte.

Der Anblick des letzteren brachte sehr erklärlich eine entsetzliche Wirkung auf sie hervor. Dieser Mann war ihr eine lebendige Mahnung an eine Zeit, die ihr jetzt oft nur wie eine düstere Sage erschien. Fern von dem Schauplatze jener traurigen Erlebnisse, glaubte sie mit ihrer ganzen, doch unfreiwilligen Vergangenheit gebrochen zu haben; das plötzliche Auftreten dieses Menschen, der sie in ihrer Verirrung, in ihrem Unglück gekannt, knüpfte aber Vergangenheit und Gegenwart wieder so eng an einander, daß sie ihre mühselig erkämpfte Sicherheit verlor und das alte unheimliche Gefühl sie wieder beschlich.

Instinctmäßig wußte sie, daß das Erscheinen dieses Menschen ihr nichts Gutes bringen könne, denn erst als sie von jener Umgebung getrennt, das Durchlebte noch einmal überdachte und immer wieder überdachte, erst da war ihr auch die verrätherische Rolle klar geworden, welche van Geert gespielt. Ihr graute, wenn sie sich die kalte Grausamkeit in's Gedächtniß zurückrief, mit welcher van Geert ihr Nachricht von dem

Tode ihres Vaters gegeben und von den Ereignissen jener Nacht. ... Ein Schauder durchrieselte sie, als van Geert vor sie trat; er erschien ihr wie ein aus dem Grabe Erstandener und mit ihm erstanden ja auch alle diese Erinnerungen.

Sie zitterte, als van Geert sie unter vier Augen zu sprechen verlangte; sie fühlte sich ohnmächtig und waffenlos gegen diesen Menschen, sie wagte es nicht, sein Verlangen zurückzuweisen. Sie erschien mit Angst und Zagen an dem bezeichneten Orte.

Und mit welchen Gefühlen nahm sie die Zumuthungen hin, welche dieser verhaßte Mensch ihr stellte! Er hatte keine Ahnung von dem neuen Leben, das sie begonnen, seit sie sich von jenen Fesseln befreit, und hätte sie es wirklich versucht, ihm begreiflich zu machen, wie sehr sie sich verletzt fühle, würde er sie nicht verlacht haben?

Catalina trug und empfand den Fluch, mit welchem das Schicksal sie belastet, den Fluch unverschuldeter, aber unleugbarer Thatsachen, den keine Reue von uns nimmt. Jedem Andern, wenn er ihr Schlechtes zugemuthet, würde sie mit Stolz und Verachtung begegnet sein, diesem Mann gegenüber fühlte sie sich wehrlos. Zudem trug sein Benehmen gegen sie so sehr das Gepräge der Ueberlegenheit, er sprach zu ihr mit einer solchen Sicherheit, mit so gebieterischem Ton, daß ihr Stolz sich vergeblich bäumte; ja als er sogar zu Drohungen überging, ward es ihr schwer, den Jammer vor ihm zu verheimlichen, der ihr das Herz bedrückte. Durfte er sie doch nicht zerknirscht und demüthig sehen, damit nicht ihre letzte so unbedeutende Stütze zusammenbrach! –

Und dennoch lag in Dem, was van Geert zu ihr sprach, noch Etwas, das seinem Verlangen die verwundende Spitze abbrach. Van Geert hatte sie richtig beurtheilt. Jene magnetische Wirkung, die uns oft unerklärlich für Personen einnimmt, welche unserem Auge in den unbedeutendsten, nichtssagendsten Momenten zum ersten Male erscheinen, hatte sie für den jungen Mann eingenommen. Sie, die in ihrem Leben bisher so wenig Liebes erfahren, mußte doppelt geneigt sein, eine Artigkeit dankbar anzuerkennen, um so mehr, als in Rudolf's Benehmen so viel liebenswürdige Bescheidenheit lag, als er sich ihr näherte, daß sie unter dem schnellen Eindruck in der That erröthete.

Ihr, der so Unerfahrenen, ihr, die noch nie gewußt, was Liebe heißt, war es leicht begreiflich zu machen, daß sie etwas Besonderes für diesen jungen Mann empfinde und daß dies Besondere im Allgemeinen mit Liebe bezeichnet werde. Van Geert hatte daher leichtes Spiel, als er ihr begreiflich machte, daß dieser junge Mann von ihr entzückt sei, daß er sie verehre, und ebenso leicht war es ihm, in ihrem Gemüthe eine Saite anzuschlagen, die zum ersten Male einen Ton von sich geben sollte. Ja noch mehr: sie klammerte sich gern und mit einem wirklichen Bedürfniß an diesen Gedanken, denn sie stand ja allein; der Marquis d'Estrès wohnte nicht im Orte, er hatte ihr angekündigt, daß er sie fortab seltener werde sehen können, und die Hoffnung, an seiner Stelle einen andern Mann zu finden, der sich ihrer ebenso hülfreich annahm wie jener, ja der sogar schön und liebenswürdig, was doch der Marquis nicht war, diese Hoffnung elektrisirte sie, diese Hoffnung öffnete ihr

eine ganz neue Perspective, und ohne sich und ihrer Ehre etwas zu vergeben, konnte sie also van Geert die Zugeständnisse machen, welche wir aus ihrem Munde hörten.

Daß der letztere dieselben in seiner Weise deutete, vielleicht zum Theil ganz richtig deutete, hörten wir ebenfalls. Van Geert wußte nichts von der Veränderung, die in ihr vorgegangen, er baute seinen Plan auf Catalina's ihm nur zu wohl bekannten Instinct, auf ihren leidenschaftlichen Charakter. Jedenfalls aber vereinten sich Beider Interessen in einem Punkte, der ihm für das Gelingen dieses Planes einige Garantie gewährte.

XII.

Der Pavillon.

Mißgestimmt saß an demselben Abend, an welchem wir Rudolf in solcher Aufregung im Garten Don Manuel's sahen, Catalina auf dem Divan. Das schöne Haupt zurückgelehnt, die weißen Hände im Schooße gefaltet, während der kleine Fuß unruhig den Teppich bearbeitete, starrte sie vor sich hin.

Noch hatten ihr die Gedanken nicht Muße gegeben, ihre Promenaden-Toilette abzulegen. Das weite schwarze Seidengewand stach grell gegen die kränkliche Blässe ihres Gesichtes ab, ihr dunkles Auge strahlte ein unruhiges Feuer aus, die frischen Lippen preßten sich oft zusammen und ihr Busen hob sich zuweilen, um einem Seufzer Raum zu geben.

Der Marquis hatte ihr heute, als er sie von der Promenade zurück geleitet, für einige Wochen Adieu gesagt, da ihn unerwartete Aufträge zu einer Reise nöthigten. Was längst zu befürchten, war jetzt geschehen. Catalina stand allein; ja nicht nur allein, sie wußte sich von einem Menschen bedroht, dessen Nähe schon genügte, um sie unter dem Einfluß einer steten Furcht zu erhalten.

Sie war allein und um so eifriger suchten ihre Gedanken

sich mit Dem zu beschäftigen, an welchen sich ihre Hoffnungen klammerten und für den das ungeübte Herz in seiner naiven Sprache immer wieder seine Stimme erhob.

Catalina war gewöhnlicher, blasser und alltäglicher Gefühle nicht fähig; was einmal ihr Gemüth erfaßte, das umklammerten alle ihre Gedanken, alle ihre Sinne mit fieberhafter Gewalt. Immer und immer wieder trat das Bild des jungen Mannes vor ihr Auge und doch mußte sie sich gestehen, daß sein Benehmen am Mittage weit entfernt war, ihr Erfreuliches zu verheißen.

Er hatte ihr gegenüber gesessen und kaum ihrer ansichtig werdend, hatte er sie geflohen. Was ihm widerfahren war, verstand sie in ihrer Naivetät sich nicht zu deuten. Sie hatte sich tief verletzt gefühlt, als er ihr den Rücken wandte; der ganze gereizte Stolz des Weibes hatte sich in dem Blick concentrirt, den sie ihm nachsandte, als er zur Thür wankte, und was Reinhard ihr über Rudolf gesprochen, war von diesem absichtlich aus kleinlicher, wenn auch nicht boshafter, Eifersucht so gestellt, daß sie es nicht zu ihren Gunsten zu deuten vermochte.

Rudolf, so hatte er ihr gesagt, war mit einem schönen, reichen und äußerst tugendhaften Mädchen verlobt. Dieses Wort tugendhaft hatte Reinhard in einer so seltsamen und auffallenden Weise betont, daß es fast als Gegensatz zu ihr ausgesprochen erschien. Es hatte sie Mühe gekostet, die Wirkung dieser Aeußerung zu verwinden.

Jetzt kehrte diese Bedeutung in ihr Gedächtniß zurück und veranlaßte in ihrem Herzen eine entsetzliche Revolution, um so

mehr, als sich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß jede Hoffnung auf eine Annäherung zwischen ihr und dem jungen Mann eine thörichte sei.

Catalina hatte, als es zu dunkeln begann, Rudolf das Haus verlassen gesehen. Sie lebte mit ihm unter einem Dache, das wußte sie, denn Reinhard hatte es ihr am Mittage erzählt. In diesem Umstande sah sie eine Unterstützung ihrer Pläne, denn wirkliche Pläne waren es, die sie in ihrer Aufregung und Ungeduld zu schmieden begann.

Während sie dasaß, während sie das Kinn in die Hand stützte und sann, fuhr sie oft zusammen und starrte hastig vor sich hin. War es ihr doch in ihrer aufgeregten und heißen Phantasie erschienen, als liege bereits dieser schöne und so bescheidene junge Mann zu ihren Füßen. War es ihr doch, als schlage zuweilen seine Stimme an ihr Ohr, dieselbe Stimme, welche im Ballsaal so freundlich und einschmeichelnd, so ganz ohne Absicht zu ihr gesprochen.

Dann wieder, wenn sie sich von Neuem in diese süßen Bilder vertiefte, schrak sie plötzlich mit einem Schauder zurück und eiskalt rann es ihr durch alle Glieder. Das verhaßte Gesicht van Geert's schaute in ihre Traumbilder hinein; sie sah das widerwärtige, höllische Lächeln dieses Mannes, der sich zu ihr beugte und ihr ins Ohr flüsterte: Catalina, ihn sollst Du verderben, ihn ins Unglück reißen, wie Du Jene drüben . . .

Ein Frösteln schüttelte die Arme. Ihn verderben! Nein, ihn glücklich machen, so unendlich glücklich machen, wie es nur ein so glühendes Herz gleich dem ihrigen, nach ihrer Ansicht vermochte! . . . Was konnte van Geert mit ihm vor-

haben, was konnte ihn, der doch selbst, wie er sagte, soeben erst aus weiter Ferne hier eingetroffen, was konnte ihn bestimmen, diesen unglücklichen jungen Mann verderben zu wollen, denn daß er dies beabsichtigte, unterlag keinem Zweifel!

Catalina mußte ihn sprechen, sie mußte ihn warnen vor diesem Teufel! Dieser Gedanke verklärte plötzlich ihre Stirn, er war das Resultat ihres langen Sinnens. Dies konnte ihr Gelegenheit geben, ihn an sich zu ziehen, ihn für sich zu gewinnen, und eben die Art und Weise, wie sie es möglich mache, ihn zu ihr zu führen, war im Grunde auch das ganze Thema ihres Nachdenkens gewesen.

Wie electrisirt sprang sie auf. Sie trat an das geöffnete Fenster, lehnte sich in dasselbe und schaute hinab in das dunkle Grün der Bäume, welche dem Fenster gegenüber auf der andern Seite der Straße ihre dunklen Schatten wölbten. Jeder leise Tritt, jedes Geräusch, das von unten herauf schallte, ließ sie erschrecken, denn es konnte er ja sein, der doch zurückkehren mußte.

Noch überlegte sie, wie sie es beginnen sollte, um ihm mitzutheilen, was sie ihm zu sagen habe, wie sie ihn warnen solle, als ein neuer Gedanke ihren ganzen Plan wieder über den Haufen warf.

Wenn sie Rudolf vor diesem van Geert warnte, so verrieth sie ihm ihre Bekanntschaft mit letzterem; es konnte zu Erklärungen zwischen Rudolf und van Geert kommen und dieser konnte aus Rache ohne wirklich die Unwahrheit zu sagen sie in ein Licht stellen, das ihn unfehlbar von ihr entfernen mußte. Ihm unbewußt also durfte sie ihn nur schützen vor van Geert's

ihr bis jetzt noch unklaren Nachstellungen, Rudolf durfte nichts von ihrer Bekanntschaft mit diesem Manne ahnen.

Um so schwerer ward hiedurch aber Catalina's Plan, um so größer ward ihre Unruhe, die ihr endlich unerträglich erschien.

Catalina litt es nicht mehr im Zimmer. Sie heftete die schwarze spanische Mantilla an ihr Haar, um in den hinter dem Hôtel liegenden Garten hinab zu eilen und sich in der kühlen Abendluft Ruhe zu suchen.

Im Hause war's still, Niemand begegnete ihr. Zum ersten Male betrat ihr Fuß diesen Garten. Auch hier begegnete ihr kein lebendes Wesen. Der Mond warf sein bleiches Licht auf die mit Kies bestreuten Steige und schattirte das Laub der Bäume und Sträuche. Schweigen herrschte um sie her; wehmüthig streifte ihr Blick über die Blumenrabatten und die blassen Rosen, die im Mondenlicht fast wie sie selbst die Farbe der Lilie trugen.

Catalina ward es leichter in dieser Umgebung; war doch die freie Gottesnatur ihre eigentliche Heimath. Wie oft hatte sie als wildes Kind der Steppe mit frohem und freiem Herzen sich Nachts unter das blaue Himmelszelt gebettet. Ja, damals war's anders und besser, als sie noch keine Ahnung hatte von all dem Weh und all dem Jammer, der auf diesem armseligen Lebensmarkt zusammen getragen und täglich neu gesponnen wird, den wir die bürgerliche Gesellschaft nennen. Zerstreut brach sie eine der bleichen Rosen und steckte sie an die Brust.

Ihre Promenade führte sie zu einem kleinen Pavillon, in welchem einige zierliche Stühle und ein kleiner Tisch ein trau=

liches Plätzchen boten, während das wilde Rankengewächs zu beiden Seiten des Einganges zum Dach hinauf strebte.

Catalina trat hinein und warf sich auf einen der Sessel, von welchem aus sie den Garten überschauen konnte, ohne selbst von etwa Vorübergehenden bemerkt zu werden.

Das Leben des selbständigen Weibes ist ein vereinsamtes, überall von Dornen umstachelt, welche aus den Vorurtheilen der Welt entsprossen, die wir die Gesetze der Gesellschaft nennen. Catalina war weit entfernt, alle diese Gesetze schon gelernt zu haben, denn sie fehlte ja täglich gegen dieselben, aber mit jedem Tage auch fühlte sie sich von diesen Dornen zurückgescheucht und immer enger und beängstigender ward der Boden, auf welchem sie sich bewegen durfte; immer mehr sah und empfand sie von den Gesetzen der Gesellschaft aus dem Benehmen der Andren, und doch begriff sie dieselben nicht. Sie sah nur, was um sie her geschah, ohne zu durchschauen, warum es geschah. Immer deutlicher erschien ihr die ganze Welt der Gesellschaft wie ein großes Gefängniß.

Eben kehrten ihre Gedanken wieder zu ihrem Lieblingsgegenstande zurück, als sie ein Geräusch in ihrer Nähe vernahm.

Ehe sie noch aufzuschauen vermochte, sah sie einen Schatten, und kaum dieses Schattens ansichtig geworden, stürmte eine männliche Gestalt herein, warf sich wenige Schritte von ihr auf den Sessel und ließ die Stirn in die auf den Tisch gelehnten Arme sinken.

„Mir ist, als wäre ich toll, als verwechselten und verwirrten sich meine Sinne, als jage mich ein Fluch umher!“ seufzte eine Stimme mit einem verzweifelten und wilden Ausdruck.

Catalina mit ihrer Geistesgegenwart hatte den Fremden ohne große Bewegung herein stürmen gesehen und war eben im Begriff, sich leise zu erheben und unbemerkt hinaus zu eilen, als diese Stimme an ihr Ohr schlug und sie mit Zaubergewalt an ihren Platz fesselte. Sie fühlte ihre Glieder in dem Grade gelähmt, daß sie sich kaum zu regen vermochte; ihr Blut gerieth nach plötzlichem Stocken in ebenso plötzliche Bewegung.

„Er! Er!“ flüsterte es in ihr, ohne daß sie wagte, sich zu regen. Starr und unbeweglich haftete ihr großes Auge an Rudolf, der sein Gesicht noch immer auf dem Tische barg.

Einige Minuten verstrichen in dieser Weise, als er plötzlich den Kopf erhob. Sein Blick fiel auf die dunkle Gestalt, deren Antlitz, als es dem seinigen begegnete, eine Geisterfarbe annahm, denn so sehr auch Catalina diesen Zufall zu segnen Ursach hatte, war die Wirkung desselben doch zu jäh.

Rudolf's Auge öffnete sich weit und starr, seine Züge verriethen die höchste Ueberraschung, ihm war es, als sehe er ein Gespenst vor sich, dieses Gespenst aber war so schön, so überirdisch schön, und sein Erschrecken steigerte sich noch, als er dieses bleiche Antlitz erkannte, das ja ohnehin so dämonisch in seiner Phantasie spukte.

Catalina, unfähig diesen Blick zu ertragen, senkte das Auge. Rudolf's Blick fiel auf die Rose, die an ihrem Busen steckte, auf die weiße Hand, die unwillkürlich zum Herzen gefahren war.

„Beim Himmel!“ rief er endlich, als seine Ueberraschung Worte zu finden vermochte, und mit einer Stimme, die aus dem tiefsten Innern drang. „Jetzt . . . jetzt wird mir Alles klar,

. . . entsetzlich klar! . . . Dieses Antlitz . . . dieses räthselhafte Zusammentreffen . . . Großer Gott, ich bin der Spielball einer Doppelgewalt, die in mir im fürchterlichsten Kampfe ringt!"

Und abermals barg er das Antlitz in beiden Händen.

Catalina schlug das große Auge auf und blickte den sonderbaren jungen Mann fragend und staunend an. Seine Worte waren so unverständlich, sein Ton so wild. Nur Eins verstand sie: daß er unglücklich sei, und dies erklärte ihr auch die Scene des Mittags.

Plötzlich erhob Rudolf sein Antlitz aus den Händen. Sie anstarrend, richtete sich seine Gestalt auf, mit bleichen, fast verzerrten Gesichtszügen näherte er sich ihr.

„Weib!" rief er mit einer Stimme, aus welcher die Verzweiflung nur zu deutlich hervorschrie. „Weib! finde ich keine Ruhe vor Dir? Welch' höllische Gewalt treibt Dich abermals in meinen Weg! Siehst Du nicht, daß ich Dich fliehe wie die Sünde, daß Dein Anblick meiner Seele Gift ist, daß ich vor Dir zu entrinnen suche selbst in meinen Gedanken, weil ich in Deiner Nähe meinen Fluch, mein Verderben ahne? . . . Weib!" wiederholte er, während seine Zähne knirschten und seine beiden Arme sich hoben, als wisse er selbst nicht mehr, wessen er fähig sei. Die Worte versagten ihm; er hielt inne, ein Opfer inneren Kampfes.

Catalina saß da wie leblos. An allen Gliedern bebend, das Auge zu Boden schlagend wagte sie nicht sich zu rühren. Bleicher noch als vorhin ward ihr Antlitz, denn die Worte Rudolf's drangen ihr in's Herz, wie dem Sünder das Todesurtheil des Halsgerichts.

Sie war vernichtet an Leib und Seele. Alle ihre Hoffnung, all' ihre Träume, all' ihre Pläne brachen zusammen, als sie denjenigen, der ihr ganzes Denken ausfüllte, mit solchem Fluch vor sie hintreten sah. Wie eine Bettlerin saß sie, das schöne, so bewunderte Weib, vor ihm da; ihr Herz stand still, ihr Athem stockte; es war ihr, als sei jetzt Alles, Alles zu Ende.

Plötzlich schwieg Rudolf, als die Unglückliche, zerschmettert durch diese Schonungslosigkeit, von neuem vor dieser Stimme zusammenschrak. Eine Pause trat ein.

Catalina, kaum ihrer Sinne wieder mächtig werdend, glaubte in dem Wiedererheben und plötzlichen Stocken seiner Stimme einen Schmerz vernommen zu haben, der sympathisch mit ihrem wieder auflebenden Gefühl zusammenklang.

Da Rudolf starr und unbeweglich vor ihr stehen blieb, wagte sie es endlich, das große Auge aufzuschlagen.

Ihr Blick traf den des jungen Mannes, der plötzlich all' den Ausdruck der Verzweiflung verloren hatte und mit einer seltsamen Wehmuth auf ihr ruhte. Rudolf, in seiner Angst über das Erscheinen dieses Weibes, das er floh, ohne daß er wagte, sich selbst Rechenschaft über das warum zu geben, Rudolf hatte zwar den Versuch gemacht, diesen Dämon der Verführung von sich zu jagen, ihn durch eine energische Empörung seiner besseren Gefühle von sich zu schütteln, aber kaum hatte sein Auge all' den unendlichen Reiz erfaßt, der namentlich jetzt, wo sie so bleich und danieder geschmettert wie eine reuige Büßerin vor ihm saß, über dieses ungewöhnliche Geschöpf

ausgebreitet lag, als sein Blick, von unfreiwilliger Bewunderung gefesselt, das empörte Herz entwaffnete.

Jedes fühlende Männerherz ist selbst in seiner höchsten Empörung waffenlos gegenüber dem Anblick eines still duldenden, sich unter die Gewalt des Gegners beugenden Weibes, auch wenn es nicht einmal die große und unüberwindliche Verbündete: die Schönheit besitzt. Auch Rudolf fühlte seine Zunge gelähmt, als sein Auge, sich an das Halbdunkel gewöhnend, Catalina's Züge genauer zu unterscheiden vermochte. Regungslos stand er vor ihr.

Diese schlug das große, bezaubernde Auge auf; ein Zittern überfiel den jungen Mann, als sie dieses Auge mit so unendlich flehendem, kindlichem Ausdruck auf ihn richtete, als er sah, wie diesem feuchten Auge eine Thräne entperlte und langsam über die bleiche Wange rann.

Mit einem tiefen Seufzer verhüllte er das Antlitz.

„O, jetzt erst werde ich mir selber klar!“ stöhnte er mit dumpfer Stimme. „Jetzt erst begreife ich, daß es eine Ahnung des über mich Verhängten war, was mich den Tag hindurch wie ein gehetztes Wild umhertrieb!“

Plötzlich vernahm er eine Stimme, die ihn electrisch berührte.

„Sie zürnen mir!“ sagte Catalina in deutscher Sprache mit seltsamem fremdartigem Anflug. „Habe ich Ihnen ohne mein Wissen wehe gethan, so verzeihen Sie mir! Ich will versuchen, Ihnen niemals wieder zu begegnen!“

Catalina sprach dies mit so unendlich kindlichem und bescheidenem Ausdruck, ihre Stimme hatte etwas so Unsicheres,

daß der Antheil ihres Herzens an diesen Worten nicht zu verkennen war.

„Wäre dieser Versuch früher geschehen!... Die Hälfte meines Lebens gäbe ich darum, hätte ich sie niemals gesehen, denn nur die Hälfte meiner selbst gehört ja noch mir," murmelte er in dumpfem Ton vor sich hin.

„Habe ich Ihnen wehe gethan, so verzeihen Sie mir!" fuhr Catalina mit unsichrer Stimme fort. „Ich bin ein verlassenes Wesen, vor dem Unglück fliehend, das sich an meine Fersen heftete. Diese Welt hier ist mir so fremd und selbst jener Mann, der sich meiner so aufopfernd annahm, er mußte mich verlassen. Ich stehe allein und bin so freudenarm... Hätte ich ahnen können, daß auch Sie unglücklich sind..."

„Unglücklich!... Namenlos unglücklich, wie man es sein kann mit zerrissenem Herzen, mit einem Vorwurf, einem Zwiespalt in seiner Seele, der nicht zu heilen, nicht zu versöhnen ist! Ich liebe ein Mädchen, einen Engel an Tugend und Unschuld, ich liebe sie in diesem Augenblick noch, ich werde sie ewig lieben, und dennoch... dennoch!... Es ist die höchste Unnatur, es ist ein Frevel, der zum Himmel schreit, und das Bewußtsein der Schuld, noch ehe ich sie auf mich geladen, tobt in mir, verwirrt mir meine Sinne, so daß ich willenlos bin wie ein steuerloses Fahrzeug!... Haben Sie Erbarmen mit mir, fliehen Sie mich wie einen Verbrecher; ich beschwöre Sie, verlassen Sie diesen Ort, an den ich mit unlösbaren Banden gefesselt bin! Nur Einer von uns darf diese Luft hier athmen!..."

Catalina's Blick ruhte lange und mit schmerzlichem Vorwurf auf dem bleichen und verstörten Antlitz des jungen Mannes.

Dieser, nur mit sich selbst beschäftigt, sah nicht, was in ihr vorging. Mit ihrer beschränkten Lebensanschauung glaubte sie in Rudolf's Worten die schnödeste Mißachtung zu sehen. Derselbe Mann, für den ihr leidenschaftliches Herz fast mit jeder Minute heißere Schläge that, derselbe, an den sie sich mit ihrer ganzen Innigkeit des Gefühls klammern zu dürfen gehofft, auf den sie in ihrer Verlassenheit Alles gesetzt, er stieß sie von sich, er hieß sie gehen wie eine Magd! Er nannte ihre Gegenwart einen Fluch für sich selbst! Und sie, die jedem andren Manne gegenüber bei einer solchen Beleidigung in den Aeußerungen ihres aufbrausenden, durch keine Erziehung gebändigten Charakters keine Grenzen gekannt haben würde, sie nahm aus seinem Munde Alles mit der Demuth einer Heiligen hin.

Trotz der Gewalt, welche sie sich anthat, trotz allen Bemühungen, ihren Stolz zu Hülfe zu rufen, wollte das Herz ihr brechen. Ihre Thränen suchten und fanden ihre Bahn. Sie verhüllte das Antlitz mit beiden Händen und stieß ein leises, unterdrücktes Schluchzen aus.

Dann plötzlich erhob sie sich. Mit verhülltem Antlitz, kaum selbst wissend, wohin sie sich wandte, trat sie an den Ausgang des kleinen Pavillons. Hier aber stieß sie einen krampfhaften Schrei aus und sank bewußtlos zusammen.

Rudolf, mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, sah nicht, wie sie sich erhob; er hörte nur das Rauschen ihres schwarzen Gewandes. Erst als dieses ihn streifte, blickte er auf.

Wie groß auch seine Aufregung, die stille Resignation dieses schönen Weibes besänftigte den in ihm tobenden Sturm;

er fühlte, daß er ihr wehe gethan, daß er sie rauh und rücksichtslos behandelt, denn nicht sie war soeben in seinen Weg getreten, sondern er in den ihrigen.

Mit stummer Bewunderung maß sein Auge die schlanke Gestalt, dieses unvergleichliche Ebenmaß der Formen, als sie aus dem Halbdunkel in das Mondenlicht trat. Er sah, wie sie zu wanken begann, ihr Schrei weckte ihn aus der Abspannung, in welche ihn die Erregtheit des ganzen Tages versetzt. Nur eines einzigen Schrittes bedurfte es, um die Ohnmächtige vor Unglück zu bewahren, und diesen gebot die Menschlichkeit.

Im nächsten Augenblicke lag Catalina, diese so kräftige und entschlossene Natur, bewußtlos in Rudolf's Arm. Das Kind der Steppe, sie, die so viel Schrecken kühn die Stirn geboten, besaß nicht die Kraft, der Wucht zu begegnen, mit welcher Rudolf's Zurückweisung sie überhäufte.

Diesen durchzuckte eine electrische Strömung, als er die schöne Ohnmächtige im Arme hielt, als er in das bleiche Antlitz schaute, dessen großes, Alles bezaubernde Auge geschlossen war. Die weiße Hand der Unglücklichen ruhte noch auf der Stelle, an welcher das tödtlich getroffene Herz zu pochen aufgehört, ihre Lippen, sonst so üppig roth, waren bleich, halb geöffnet und zeigten die tadellosesten Elfenbeinzähne.

Rudolf fühlte die Gewalt dieses Augenblicks. „Ich bin verloren!“ murmelte er vor sich hin. „Mag mich mein eigenes Gewissen verurtheilen, ich bin zu schwach, um diesen Kampf zu bestehen.“

Während kalter Angstschweiß seine Stirn bedeckte, warf er einen verzweifelten Blick in den Garten hinaus. Aber kein

lebendes Wesen zeigte sich. Alles im Hause schien wie ausgestorben.

Schonend trug er die Ohnmächtige zum Sessel zurück, eilte dann zu dem Brunnen des Gartens, netzte dort sein Taschentuch und kehrte zurück, um damit ihre Schläfe zu kühlen.

„Ich fühle eine Todesangst vor dem Moment, wo sich dies mir so verhängnißvolle Auge aufschlagen wird," sagte er zu sich selbst. „Ich war ein Thor, daß ich mich vorhin nicht zu beherrschen wußte, daß ich eine Scene wie diese herbeiführte, in der ich nothwendig unterliegen mußte ... Was sie soeben sprach, enthielt Geständnisse, die jeden Andern an meiner Stelle in den Himmel versetzen würden, für mich aber ..."

Rudolf wollte eben hülfreich vor sie hintreten, als Catalina den Arm erhob, das Auge aufschlug und den betroffenen jungen Mann groß und verwundert anschaute. Dieser Blick, anfangs so erstaunt, ward indeß milder und freundlicher und alsbald schwebte ein Lächeln über die blassen Züge.

„Ich erinnere mich alles Dessen, was soeben mit mir vorging," sagte sie langsam und ohne die geringste Verwirrung. „Nicht wahr, ich war wohl sehr thöricht und kindisch! Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie beunruhigte; Sie wissen nicht zu beurtheilen, wie sehr es hier schmerzte und ... jetzt noch schmerzt!" setzte sie hinzu, während sie mit der einen Hand zum Herzen fuhr und mit einem leisen Seufzer das Haupt aufrichtete, mit der andern aber Rudolf's Hand suchte und sie dankbar in der ihrigen drückte. „O, ich danke Ihnen," fuhr sie fort, während ein Zug von neuem Schmerz über ihr Antlitz flog, „ich danke Ihnen unendlich, und wollen Sie Ihre Güte noch weiter

erstrecken, rufen Sie meine Dienerin, damit sie mich in's Haus geleitet! Ich habe mich nie so schwach, so elend gefühlt wie in diesem Augenblick! Ich will ja auch thun, was Sie von mir verlangten, will Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen dadurch, daß ich morgen schon von hier gehe ... ja von hier ... und ... wohin ... O Gott im Himmel, ich weiß es ja nicht! Ich bin hier ja so unbekannt, so fremd in dieser Welt! ... Wenn er nur noch hier wäre, der sich meiner so freundlich annahm, der so viel Nachsicht mit meiner Unerfahrenheit hatte! Jetzt aber bin ich ganz ... ganz allein!"

Catalina ließ abermals das Kinn auf die Brust sinken und Rudolf sah, wie abermals zwei Thränen über ihre Wangen perlten. Catalina sprach aus dem Innersten ihres Herzens; sie fühlte sich so vernichtet durch Rudolf's Zurückweisung und jetzt sah sie sich in der That so allein, so verlassen; sie sagte sich, daß sie Rudolf's Willen gehorchen müsse, wer aber sagte ihr, wohin sie sich wenden solle, sie, die in der That in dieser Welt vollkommen fremd und unbekannt war!

Ihre Stimme, der Schmerz, der aus derselben sprach, schnitt Rudolf in's Herz. Er behielt Catalina's Hand in der seinigen, er preßte sie tröstend und führte sie an seine Lippen, drückte einen Kuß auf diese zarte Hand und fühlte, wie der Arm des Mädchens bei seiner Berührung zuckte.

„Ich habe Ihnen wehe gethan," rief Rudolf mit innigem Ton. „Ich war ungerecht gegen Sie; ich bitte Sie flehentlich um Verzeihung, denn ich war ja meiner selbst nicht Herr! ... Ich beschwöre Sie: sagen Sie mir, wie kann ich mein Unrecht wieder gut machen? Sie sehen mich zu Allem bereit, nur ver-

scheuchen Sie den Schmerz aus diesen Engelszügen, der mich immer wieder an meinen Frevel gemahnt!“

„O, Sie thaten mir nicht wehe! Sie können mich nicht verletzen!“ antwortete Catalina mit ebenso herzlichem Ton. „Hier spricht ja eine Stimme, die Ihnen Alles verzeiht! Nur Eins sagen Sie mir und dies wird mir reichen Trost geben: Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht verachten, daß ich Sie mißverstanden habe, als Sie mich verfluchten, mich von hier jagten, wo ich doch ein so stilles, friedliches Plätzchen für mich und meine Gedanken gefunden zu haben glaubte! ... Nicht wahr, Sie verachten mich nicht?“

Catalina schaute ihn bei den letzten Worten so flehend, so zutraulich bittend an, in ihrem Auge lag ein so inniges Gebet, daß Rudolf unwillkürlich vor ihr niederkniete, ihre beiden Hände ergriff und sie mit Küssen bedeckte.

„Sie verachten!“ rief er enthusiastisch. „Sie verachten! Sehen Sie mich hier niederknien wie vor einer Heiligen, bereit, die Strafe zu empfangen, welche der Sünder für solchen Frevel verdient, wenn je in meiner Verwirrung etwas der Art über meine Lippen gekommen sein sollte!“

Kaum sah Catalina den jungen Mann zu ihren Füßen, als ihr Auge von maßloser Freude aufloderte. Ihre Gefühle sprangen von einem Pol zum andern, Alles jubelte und jauchzte in ihr und nur die Scheu vor der Ueberlegenheit, welche Rudolf vor wenigen Augenblicken noch sie hatte fühlen lassen, vermochte dem Ausbruch dieser überschwenglichen Gefühle einige Fesseln anzulegen.

In Catalina entschied stets der Augenblick, die primitive Empfindung; sie kannte nicht Rücksicht, nicht Ueberlegung; ungeübt wie ihr Verstand noch war, blieb die Leidenschaft in ihr die Allesgebietende. Catalina liebte zum ersten Male und bisher stets nur gedemüthigt durch äußere sclavische Verhältnisse, mischte sich in dieses sie so beseligende Gefühl auch das einer gewissen Furcht, wie sie jede unerwartete Freude hervorbringt.

Als Rudolf zu ihr aufblickte, leuchtete ihm dieser heiße, leidenschaftliche Blick entgegen, der über ihr ganzes Antlitz eine wunderbare Verklärung goß, und dieser Blick war es, der den jungen Mann vollends um den letzten Rest seiner Besinnung brachte.

Von gleicher Leidenschaft hingerissen sprang er auf, schlang den Arm um Catalina's Schulter, und widerstandslos ließ diese es geschehen, daß Rudolf ihren Mund mit den glühendsten Küssen bedeckte.

„Gott im Himmel," rief Catalina trunken vor Seligkeit, „zum ersten Male in meinem Leben bin ich glücklich!" Und überwältigt von diesem Gefühl ihres ersten wahren Glücks ließ sie die Stirn an Rudolf's Brust sinken.

Dieser kannte sich selbst nicht mehr. Im Kampfe der reinsten Liebe mit der Leidenschaft hatte die letztere den Sieg davon getragen. Der Kampf des Herzens mit der Sinnlichkeit hatte sich in einer so sanguinischen Natur für die letztere entschieden. Wir sahen, wie er mit sich selber rang; wir sahen, wie er erlag.

Eine Niederlage ist nie ein Verbrechen und Fehlen ist des Menschen Loos. Eine leidenschaftliche Natur erlebt in einem

Tage vielleicht mehr Stürme als eine kalte und unempfängliche in ihrem ganzen Dasein. Ein großer Fluß rollt seine Wasser Jahrhunderte hindurch die vorgeschriebene Bahn majestätisch in der Ebene dahin, während ein kleiner Gebirgsbach oft ein Paradies mit Verderben überzieht und für ewig verschüttet und verwüstet, was darin glücklich war.

XIII.

Ein Abenteurer.

Als Ines nach ihrer Zusammenkunft mit Rudolf in das Haus zurückkehrte, bedurfte sie einiger Sammlung, ehe sie sich dem Vater zeigen konnte. Leise und vorsichtig betrat sie das Gemach der Mutter. Diese lag in tiefem Schlummer. Sie beugte sich über dieselbe, belauschte ihre schweren Athemzüge und schlich dann beruhigt in ihr eigenes Zimmer.

Hier saß sie in tiefes Nachdenken versunken, als sie durch ein leises Pochen an der Thür aus demselben aufgeschreckt wurde.

Ortmann trat ein. Seine Gesichtszüge verriethen eine gewisse Spannung, welche Ines in ihrer Zerstreuung jedoch nicht bemerkte.

„Gnädiges Fräulein," sagte der alte Diener mit dem sanften und theilnahmsvollen Ton, in welchem er stets zu seinem Abgott sprach, „Sennor Don Manuel erwartet Sie mit Ungeduld!"

„Ich komme ja!" antwortete Ines sich erhebend und mit einem tiefen Seufzer. „Ich hatte allerdings ganz vergessen ..."

„Gnädiges Fräulein," fuhr Ortmann zögernd fort, „ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß Ihr gnädiger Herr Vater nicht allein ist . . ."

„Nicht allein?“ fragte Ines erstaunt. „In wessen Gegenwart kann mein Vater mit mir zu sprechen wünschen?“

„Sennor Don Manuel erhielt vor einigen Minuten den Besuch eines Mannes, den . . . den . . . Sie kennen. Ich glaubte Sie hierauf vorbereiten zu müssen; Don Manuel darf aber nicht erfahren, daß ich Sie benachrichtigt.“

„Und wer ist dieser Mann?“

„Es ist . . . Herr van Geert. — Sie erinnern sich gewiß . . .“

„Van Geert!“ rief Ines in höchster Ueberraschung. „Wie, um Gotteswillen, kommt dieser Mann hieher?“

„Das weiß ich nicht zu sagen!“

„Es ist gut, Ortmann; ich danke Ihnen! . . . Ich komme sogleich!“

Ortmann zog sich zurück. Ines bedurfte in der That einiger Fassung, ehe sie ihm folgen konnte.

„Van Geert!“ rief sie, als sie allein war. „Das Erschrecken der Mutter vorhin, seine Anwesenheit in diesem Hause, die Aeußerungen, welche sie oft in ihrer Geistesverwirrung thut . . . Ich war damals noch ein unbefangenes Kind, als wir meine Heimath verließen, und seitdem . . . Doch weßhalb verlangt der Vater in seiner Gegenwart . . . Gleichviel, ich gehe!“ unterbrach sie sich selbst entschlossen und trat zur Thür.

In dem kleinen Zimmer, in welches Don Manuel sich zurückzuziehen pflegte, wenn er allein sein wollte oder wenn er schlechter Laune war, saß dieser in den Sessel zurückgelehnt, beide Hände vor sich gefaltet und vor sich hin auf den Tisch blickend, auf welchem der von Ortmann servirte Thee noch unangerührt stand. Ihm gegenüber saß der bleiche Gast, welchen Ortmann

bereits Ines annoncirt. Auch er blickte starr und unverwandt vor sich hin; der über der Spiritusflamme summende Theekessel führte allein die Unterhaltung.

Was die beiden Herren einander zu sagen hatten, war so wenig. Beider Ansichten standen sich auf's feindlichste gegenüber und was also zwischen ihnen noch zu verhandeln war, mußte schon während der abendlichen Promenade erledigt worden sein, auf welcher van Geert seinem alten Geschäftsfreunde vielleicht nicht so zufällig begegnet war, als er sich den Anschein gegeben. Beide hatten sich auf dem Thalwege zur Stadt getrennt, nachdem Don Manuel Herrn van Geert aufgefordert, zu einer bestimmten Stunde am Abend in seinem Hause zu erscheinen. Den Teufel selbst hätte Don Manuel sicherlich viel lieber bei sich zum Thee geladen, indeß Geduld war seine Stärke nicht, er wollte mit der Sache zu Ende kommen.

Das Oeffnen der Thür veranlaßte beide Herren, den Blick zu erheben.

Schön und bleich, aber mit einer bewundernswerthen äußeren Ruhe erschien Ines auf der Schwelle. Ihr Blick suchte entschlossen den Gast und begegnete dem seinigen, als sich van Geert bei ihrem Eintreten mit der Tournure des vollendetsten Cavaliers erhob, ihr entgegen trat und mit heimlichem Erstaunen die Vollendung maß, zu welcher sich das Mädchen während fünf Jahren der Trennung entwickelt hatte.

Mit einer gewissen Vertraulichkeit näherte er sich ihr, während das Auge des Mädchens mit einer Kälte auf ihm ruhte, die jeden Andern aus der Fassung gebracht haben würde.

„Gestatten Sie mir, Fräulein Ines, Sie in der freund=

schaftlichen Weise zu begrüßen, auf welche ich in der Erinnerung an das Vertrauen, das Sie mir als Kind schenkten, einige Berechtigung zu finden glaube!" begann er nach einer artigen Verbeugung. „Ich segne die Wege des Schicksals, die mir noch einmal das Glück verschafften, meiner reizenden Spielkameradin gegenüber zu stehen, mich an eine Zeit erinnernd, in welcher Fräulein Ines mir mit so kindlich heiterem Vertrauen entgegen kam."

Ines verstand absichtlich diese Anspielung nicht, fühlte aber auch im Beisein ihres Vaters nicht den Muth, dieselbe als eine Unverschämtheit zurückzuweisen, welche sie nothwendig nach den inzwischen gemachten Erfahrungen hierin erblicken mußte.

„Ich hätte allerdings nicht erwarten können, Sie noch einmal und in unserem Hause wieder zu sehen, Herr van Geert," sagte sie kalt, aber nicht ohne einige Betonung. „Doch ich habe Sie in Ihrer Unterhaltung mit meinem Vater unterbrochen und bitte Sie, Ihren Platz wieder einzunehmen."

Ines nahm den für sie bestimmten Sessel. Van Geert biß sich auf die Lippen und nahm den seinigen wieder ein.

Erst jetzt begann Don Manuel, der so lange regungslos dagesessen, sich wieder zu bewegen.

„Herr van Geert," begann er in trocknem Ton, „beehrt uns mit seiner Gegenwart in einer Angelegenheit, mein Kind, die Dir nicht fremd bleiben kann. Ich habe über dieses Thema bereits mehr mit ihm gesprochen als mir selbst lieb sein kann, und da wir noch immer nicht damit zu Ende sind, so sollst auch Du daran Theil nehmen, da es wesentlich gerade Dich betrifft."

Don Manuel sprach mit großer Rücksichtslosigkeit; er

schien absichtlich mit der Thür in's Haus zu fallen. Eisig legte es sich dabei um Ines' Herz; sie fühlte plötzlich wieder eine solche Beklommenheit, daß sie hoch aufathmen mußte. Starr und fragend schaute sie den Vater an.

„Um geradeswegs auf die Sache zu kommen," fuhr Don Manuel fort, „und damit Du weißt, wie freundschaftlich die Absichten sind, welche Herrn van Geert zu uns führen, magst Du erfahren, daß er sich, wie es scheint, ganz plötzlich der vertraulichen Stellung erinnerte, die er einst zu unsrem Hause einnahm, und die Reise von Buenos Ayres in einer Absicht hierher machte, die allerdings dieser Bemühung werth sein könnte. Herr van Geert verlangt von mir Deine Hand!"

Für Ines war diese Mittheilung ein Schlag, der sie fast des Bewußtseins beraubte; indeß sie wußte, daß ihres Vaters und van Geert's Augen auf sie gerichtet waren, und zwang sich zu verbergen, was in ihr vorging.

Allerdings erinnerte sie sich, als Kind, und selbst noch als sie heranwuchs, diesen Mann gern gesehen zu haben, weil er es verstand, den Launen des Kindes zu schmeicheln; während der fünf Jahre aber, seit sie ihn nicht mehr gesehen, war dieser Mann ihr allmählig immer mehr und mehr in einem Lichte erschienen, das sie selbst vor der Erinnerung an die Harmlosigkeit, mit welcher sie ihm so kindlich vertraut hatte, schaudern machte. Während dieser fünf Jahre, in welchen sie selbst erst zur Jungfrau herangewachsen, hatte sie errathen, daß dieser Mann es war, dem sie das ganze Unglück ihres Hauses verdankte, und jetzt wo dieses Haus noch immer unter dem Fluche litt, den er über dasselbe gebracht, jetzt erschien er wieder und in einer

Absicht, die auch Ines, die einzige, die sein Frevel bisher nicht direct getroffen, ins Verderben zu reißen drohte.

Ines vermochte kein Wort hervor zu bringen. Mit gesenktem Auge, blaß und regungslos saß sie da, während van Geert's Auge lauernd zu ihr hinüber blitzte und mit heimlicher Genugthuung dieses reizende Wesen maß.

„Du schweigst, mein Kind," fuhr Don Manuel in demselben Tone fort. „Da Du meine Absichten und die halben Versprechungen, welche ich hinsichts Deiner Zukunft schon gemacht, hinlänglich kennst, brauche ich in Deiner Gegenwart nicht zu wiederholen, was ich Herrn van Geert bereits geantwortet. Er scheint mit diesem nicht zufrieden. Er, der früher mit meinem Hause in engen, geschäftlichen Beziehungen stand, hält unsre Rechnung von damals noch nicht für geschlossen, obgleich ich meinte, sie in der ehrenvollsten Weise erledigt zu haben. Herr van Geert ist vielmehr der Ansicht, diese Rechnung nur mit dem Besitz Deiner Hand quittiren zu können, und nannte mir als Beweggrund dieser Meinung sein schon früher für Dich empfundenes hohes Interesse, das alle die übrigen Interessen überwogen zu haben scheint, welche er aus meinem Hause zog."

Van Geert fühlte den Spott dieser Aeußerung, schien aber entschlossen, sich durch nichts aus seiner Ruhe bringen zu lassen. Ein Lächeln schwebte über seine Züge. Auch Ines verrieth noch immer keine Bewegung. Was sie hörte, schien sie gleichsam erstarrt zu machen.

„Da nun Herr van Geert seine Hand auch nach Dir ausstreckt, mein Kind, nachdem ich ihm redlich übergeben, was ihm als Antheil aus unsern gemeinschaftlichen Geschäften ge-

bührte, so halte ich es für nothwendig, Dich offen in die Natur dieser hinter uns liegenden Geschäfte einzuweihen, damit Du beurtheilen kannst, in wie fern Du verpflichtet, auch Deinerseits noch als Geschäftsantheil dem Herrn van Geert anheim zu fallen."

Don Manuel warf hier einen herausfordernden Blick auf seinen Gast, sah aber, daß dieser durch die in seinen Worten liegende Drohung nicht im mindesten beunruhigt ward.

„Da Herr van Geert mit meiner Absicht einverstanden zu sein scheint, so höre mich denn an, und wenn meine Mittheilungen vielleicht auch auf Deinen Vater nicht immer das günstigste Licht werfen, so berücksichtige die Sitten und die Gesetze des Welttheils, der ja Deine Heimath ist . . ."

Hier machte Don Manuel eine Pause, warf noch einmal einen fragenden Blick auf van Geert, als wolle er sich überzeugen, ob derselbe wirklich mit seiner Erzählung einverstanden sei, und als dieser nicht das geringste Zeichen von Unwillen verrieth, schien ihm keinerlei Rücksicht mehr geboten.

„Du weißt, mein Kind," begann er, „daß die argentinische Republik, in welcher ich mich vor nunmehr fünf und dreißig Jahren niederließ, weil mir daheim das Glück hartnäckig den Rücken wandte, daß dieses unglückliche Land zu Anfang der vierziger Jahre durch den blutigsten Bürgerkrieg zerfleischt ward, in Folge dessen noch heute sowohl die Republik Buenos Ayres als auch die Conföderation, in welche sich die vierzehn Staaten theilten, in ewigem Unfrieden leben. Du warst damals kaum geboren; jene Zeit, während welcher in Buenos Ayres das

Blut der Bürger in den Straßen floß, war die Zeit meines häuslichen Glückes, das mit dem Tode Deiner Mutter mich für immer geflohen hat. Meine Geschäfte waren trotz der bürgerlichen Unruhen stets mit dem besten Erfolg gekrönt, ich war damals schon auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden, aber wie uns stets, selbst begünstigt vom Glück, die Habsucht weiter und weiter treibt, so ließ auch ich mich zu mancherlei Unternehmungen verleiten, welche diese Habsucht zwar befriedigten, mir aber allmählig die innere Ruhe zerstörten, die ich sonst in so hohem Grade besaß. Schon als ich Buenos Ayres betrat, war der Bürgerkrieg der Republiken in voller Entfesselung, das Glück schwankte oft hin und her zwischen den Anführern der verschiedenen Staaten, bis man endlich den General Rosas, ein aus den Pampas hervorgekrochenes Ungeheuer, halb Tiger, halb Schlange, in Buenos Ayres wieder zum Präsidenten ernannte und ihn auf sein Verlangen durch die unumschränktesten Vollmachten zum Dictator der Republik erhob.

Diesen Moment hatte das Ungeheuer — verzeihen Sie, Herr van Geert, daß ich von Ihrem Wohlthäter in solchen Ausdrücken spreche — mit Sehnsucht erwartet, obgleich er sich Jahre lang, nachdem er schon einmal die Präsidentschaft niedergelegt, gleichgültig um die politischen Vorgänge mit der Verfolgung der Pampas-Indianer beschäftigte. Stets hatte er trotzdem auf der Lauer gelegen und kaum sah er sich mit unumschränkter Macht bekleidet, als er den häuslichen Frieden der Bewohner von Buenos Ayres durch seine Creaturen und Spione vernichtete, die Parteiwuth entfesselte, die Anhänger der Union, seine, der Föderalisten, Gegner, auf jede Weise verfolgen

ließ und endlich im Jahre 1842 ganz Buenos Ayres wieder in einem Blutbade ertränkte.

Ich hatte bis zum Jahre 1839, in welchem die Provinzen Corrientes und Entre-Rios an Buenos Ayres den Krieg erklärten und General Ribera zum Präsidenten von Montevideo erwählt ward, friedlich mein Geschäft betrieben und hielt mich gewissenhaft von jeder politischen Betheiligung zurück, stand also mir unbewußt in dem heftigen Parteikampfe zwischen zwei Feuern. Plötzlich (Don Manuel warf hier einen scharfen Seitenblick auf van Geert) ward ich durch ein anonymes Schreiben beunruhigt, welches mich warnte, da ich im Verdachte des Unitarismus stehe und als ein heimlicher Gegner des Dictators Rosas beargwohnt werde.

Dieser Brief warf bei der großen Unsicherheit der Person und des Eigenthums einen Brander in meine stille Existenz. Meine Ruhe war verloren, ich ward unfähig zur pünktlichen Leitung meiner Geschäfte, Tag und Nacht bebte ich vor jedem Geräusch, das sich meinem Hause nahte. Ich vermochte nicht einmal, mich zu rechtfertigen, da ich keinen Ankläger kannte; ich wagte auch nicht, offen herauszutreten mit der Behauptung, daß ich jeder politischen Betheiligung mich enthalten, denn dies war ein fast ebenso großes Verbrechen wie das, welches mir von jenem unbekannten Schreiber zur Last gelegt wurde. Ich schwebte unter beständiger Furcht, denn es genügte, verdächtigt zu sein, um vernichtet zu werden.

Zu den Freunden meines Hauses gehörte ein Priester, der uns häufig in unsrer Quinta*) besuchte. In seiner Be-

*) Landhaus.

gleitung erschien oft ein junger geistlicher Zögling, ein junger Mann von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, unruhigem Wesen und einem Temperament, das mir für jeden andern Beruf geeigneter erschien als für den der Kirche (Don Manuel fixirte abermals den ruhig mit auf der Brust gekreuzten Armen vor sich hin blickenden van Geert). Dieser junge Mann verrieth in unsern Unterhaltungen stets eine genaue Kenntniß der inneren politischen Vorgänge, wußte oft Dinge, welche die nächsten Tage bringen sollten, mit einer solchen Genauigkeit voraus zu sagen, daß er mir bald ein Räthsel ward, während sein geistlicher Vorgesetzter hiezu gutmüthig lächelte und mir allenfalls, wenn wir uns allein befanden, zugab, daß sein junger Freund, ein Zögling seines Klosters, einen überaus regen Geist besitze, der Alles, was die Kirche betreffe, jedoch mit wahrem Feuereifer ergreife. Er baute große Hoffnung auf seine dereinstige Thätigkeit, sobald seine Instincte und Neigungen ein wenig geregelt seien, und sprach überhaupt mit einer Begeisterung für den jungen Mann, die ich nicht durchschauen konnte, weil ich wenig Notiz genommen hatte von der zweideutigen Betheiligung der Geistlichen an den politischen Vorgängen.

Eines Tages trat der junge Mann, in geistlichem Kleide wie immer, bei mir ein. Er verrieth große Aufregung, verlangte, mich unter vier Augen zu sprechen, und theilte mir dann mit, er habe vernommen, daß mein Name auf die Proscriptionsliste der Föderalisten gesetzt sei und daß also meiner Person, meinem Hause, meiner Familie und meinem Eigenthum die höchste Gefahr drohe, wenn ich diese nicht abzuwenden suche.

Ich erbleichte natürlich. Diese Nachricht stimmte mit

jener geheimnißvollen Warnung überein. Ich war zu unbefangen, oder zu befangen vielleicht in meiner Furcht, um dem Gedanken Raum zu geben, daß diese beiden Warner eine und dieselbe Person sein konnten. Jeder Andre an meiner Stelle würde wohl ebenso gehandelt haben, denn ich selbst war bereits Zeuge der entsetzlichen Rache-Acte gewesen, welche man an wohlhabenden Anhängern der Union oder überhaupt solchen, die im Verdachte standen, geübt.

Zitternd fragte ich meinen jungen Freund, was zu thun sei, um das Unheil abzuwenden; ich versicherte ihn, daß dieser Verdacht ungegründet, und meine Besorgniß stärkte das Vertrauen auf seine Hülfe, da er ja mit dem politischen Treiben so vertraut war.

„Don Manuel,“ sagte er mit dem Lächeln persönlicher Unfehlbarkeit, „hier giebt es nur ein Mittel, nämlich: offen und durch die That zu beweisen, daß Sie ein ehrlicher Anhänger des Föderalismus, daß Sie ein Verehrer des Dictators sind!“

Ich war bereit hiezu. Das Unglück von unsrem Staate abzuwenden vermochte ich nicht; es galt also, es wenigstens von dem Haupte der Meinigen und von mir selbst abzulenken.

„Sie wissen, Don Manuel,“ fuhr der junge Priester fort, „daß Bestechung eine der wichtigsten und untrüglichsten Triebfedern ist. Ich bin bereit, denjenigen der Secretäre des Präsidenten, der die Proscriptionslisten führt und dem ich zufällig bekannt bin, zu überzeugen, daß Sie Föderalist und daß Ihr Name nur durch ein unerklärliches Versehen auf diese

Liste gerathen. Er wird mir dies auf mein Wort glauben, wenn Sie sich entschließen könnten, dieses Wort durch eine Summe von 500 Pesos zu unterstützen, die ich in seine Hand legen werde."

Auch hiezu war ich bereit. Wie gering war diese Summe, wenn ich mir dafür meine Ruhe zurück erkaufen konnte! Ich zahlte dem jungen Mann das Geld. Er ging, indem er mir weitere beruhigende Nachrichten versprach, mich aber bat, seinem geistlichen Vorgesetzten die Sache auf's strengste zu verheimlichen. Dieses letzte Verlangen begleitete er mit einer Miene, als solle ich gerade vor diesem auf meiner Hut sein, und wirklich war von diesem Augenblick mein Vertrauen zu dem älteren Geistlichen für immer zertrümmert.

Vierzehn Tage hindurch sah ich weder diesen noch meinen jungen Freund. Endlich kam der letztere wieder. Sein Antlitz war bleicher als gewöhnlich, seine Züge waren abgespannt und ermattet, eine merkwürdige Erschlaffung zeigte sich in seinem ganzen Wesen; er sagte mir, er sei krank gewesen, habe aber nichts desto weniger mein Interesse auf's gewissenhafteste gewahrt, und versprach, in einigen Tagen wieder zu kommen, um mir Vorschläge zu machen, die sowohl für mich als für ihn von äußerster Wichtigkeit seien.

Der Zufall wollte es, daß einer meiner Geschäftsfreunde mich gerade verließ, als der junge Mann bei mir eintrat. Kaum war der letztere fort, als mein Freund wieder zurückkehrte und mich mit einem gewissen Erstaunen fragte, wie ich zu der Bekanntschaft dieses Mannes komme. Ich erzählte ihm; er schüttelte den Kopf.

„Dieser Geistliche, von dem Sie sprachen, der Ihnen

den jungen Mann in's Haus gebracht hat, heißt Luis Solis, nicht wahr?" fragte er.

„Allerdings!" antwortete ich.

„Es ist kein andrer als der fanatische Mönch, der sich in dem Gemetzel der Octobertage von 1840 als einer der wüthendsten Fanatiker unter den Creaturen des Rosas ausgezeichnet, und dieser junge Mann, allerdings Zögling eines hiesigen Klosters, wie man sagt, soll sich der Neigung der schönen, aber ebenso falschen, zügellosen und grausamen Manuelita, der Tochter des Dictators, erfreuen. Sie wissen jetzt, woran Sie sind!"

Mir ging ein entsetzliches Licht auf. In meiner gänzlichen Abgeschlossenheit vom öffentlichen Leben hatte ich keine Ahnung von der Bedeutung dieser meiner Freunde haben können. Mir fiel der anonyme Brief ein. Ich sann hin und her, ob ich vielleicht in der Unterhaltung mit Solis irgend welche ungünstige Aeußerung über das Treiben des Dictators und seiner Banden habe fallen lassen, wußte mich jedoch nicht zu entsinnen. So viel stand fest, daß, wenn diese beiden Männer wirklich Das waren, als was sie soeben mein Freund schilderte, ich ein willenloses Instrument in ihrer Hand werden konnte. Ich begriff ferner, daß nur von ihnen selbst jener anonyme Brief ausgegangen; ich ahnte endlich, daß auch die von mir geforderte Summe von dem jungen Manne nur zu dem Zwecke erpreßt worden sei, um mit der ausschweifenden Manuelita, deren Verschwendung bekannt war, vergeudet zu werden.

Wie dem sein mochte, ich durfte mir gratuliren, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein, fürchtete aber wohl mit

Recht den mir von Manuelita's Schützling versprochenen ferneren Besuch, der möglicherweise eine neue Summe kosten konnte, denn was hinderte ihn, meinen Namen wirklich auf die Proscriptionsliste zu setzen, wenn er noch nicht auf derselben gestanden? Erzählte man sich doch, daß Manuelita selbst die Namen der im nächsten Blutbade hinzuwürgenden Bürger in diesen Listen verzeichne, während das Oberhaupt der Mashorca, der wiederherstellenden Gesellschaft, wie sich die Würger des Rosas nannten, die Namen der Opfer an seine Getreuen vertheile.

Zwei Jahre fast waren seit der letzten Hetze, welche Rosas auf seine Gegner halten ließ, vergangen. Niemand glaubte zwar an eine Wiederholung derselben, und dennoch hatte die Verfolgung inzwischen niemals gerastet. Noch heute gratulire ich mir zu der Haltung, welche mir damals die Furcht eingab, denn ohne diese wäre auch ich ein Opfer der neuen blutigen Scenen geworden, welche im Stillen von den Henkern vorbereitet wurden. Warum sich der Mönch Solis seit einem Jahre bei seinen Besuchen in meinem Hause wohl befand und warum er plötzlich dasselbe vermied, um sich nicht wieder bei mir sehen zu lassen, habe ich niemals, selbst von Herrn van Geert nicht erfahren, der von den Beweggründen vielleicht am besten hätte unterrichtet sein müssen. ...

Noch ehe die vierzehn Tage abgelaufen waren," fuhr Don Manuel nach einer Pause fort, während van Geert wie zufällig seine in dem schwarzen Handschuh steckende Hand unter dem Arm hervorzog und sie in den Schooß legte, „erschien auch mein junger Freund wieder bei mir. Er war sichtbar verstört und zeigte eine lebhafte Unruhe, deren Grund ich später

erst erfuhr. Die wandelbare Manuelita war seiner satt geworden und hatte ihre Gunst einem jungen Hauptmann zugewandt, der später als ein Opfer dieser Liebe von ihrem eifersüchtigen Vater selbst dem Henker überantwortet wurde, obgleich Manuelita unter Thränen für sein Leben bat. Mein junger Freund hatte natürlich keine Veranlassung, mich zum Vertrauten dieses Kummers zu machen, dahingegen kam er, um mich zur Theilnahme an sehr vortheilhaften Operationen aufzufordern, in denen ich unmöglich ihm meine Hand versagen konnte, weil ich seine Freundschaft nicht zurückweisen durfte. Er erklärte mir, er sei des Lebens in dem dumpfen Kloster müde. Von holländischer Abkunft und in seiner Heimath als Kind dem Seeleben bestimmt, sei er nur durch eine Verkettung von Umständen der Kirche überantwortet worden, von der sich ganz zu trennen nicht in seiner Macht liege, da er die Rache des Ordens nicht auf sich lenken dürfe. Er habe darum von seinem Oberen die Erlaubniß erhalten, als Feldgeistlicher zu den Truppen des Generals Oribe zu gehen, der, beiläufig gesagt, in den Provinzen ebenso grauenhaft wüthete wie Rosas in der Hauptstadt.

„Sie sind Kaufmann, Don Manuel,“ fuhr er fort. „Ihr Stand ist der einzige, der großen Gewinn erzielt und diesen zu erhalten weiß. Schon seit lange fühle ich das Bedürfniß, mir ein Vermögen zusammen zu scharren, das mich in den Stand setzt, mich diesem lästigen Ordenszwang zu entziehen und wo es auch sei, ein freies sorgloses Leben zu führen. Ich habe Ihnen einen großen Dienst erwiesen, Don Manuel, denn durch meine Vermittelung ward Ihr Leben, Ihr Eigenthum

gerettet. Ich wage nichts, indem ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenke, denn zu jeder Stunde hängt es von mir ab, Sie oder jeden Andern in's Verderben zu stoßen. Ich weiß also, Sie sind discret und werden auf meine Vorschläge eingehen, die ja auch Ihnen bedeutenden Gewinn sichern."

Jetzt entwickelte mir mein junger Freund einen Plan, der allerdings ein erstaunliches Genie verrieth. Mit dem Ordenskleide angethan, wollte er zu den Truppen Oribe's gehen, dort aber in der doppelten Eigenschaft als Priester und Soldat den Raubzügen des Generals folgen. Als Priester wollte er den ganzen, unbegrenzten Einfluß mißbrauchen, welchen die Geistlichen bei diesen Zügen durch die von Oribe geheimsuchten Provinzen übten, als Soldat seinen persönlichen, wie ich vermuthete, sehr cynischen Neigungen fröhnen. Raub und Plünderung verheerten die Plätze, wo Oribe's Banden erschienen; im Priesterkleide wollte er, geschützt durch seine geistlichen Privilegien, auf eigne Hand eindringen, wo ihm kein Andrer folgen durfte, und zu diesem Zweck hatte Manuelita ihm die umfassendsten Vollmachten ihres Vaters versprochen. Als unantastbares Gut der Kirche wollte er seinen Raub sicher nach Buenos Ayres senden, und ich sollte der Hehler aller der Kostbarkeiten werden, die er auf seinen Zügen zu sammeln hoffte. Als Belohnung hiefür sollte ich vom Präsidenten der Republik mit großartigen Lieferungen beauftragt werden, die um so enormeren Gewinn bringen mußten, als die Stadt noch immer von französischen Schiffen blokirt wurde und Manuelita mit einigen Commandeuren in der französischen Escadre auf vertrautem Fuße stand, wie sie denn selbst mit den diplomatischen Agenten, die dem Dictator

mit der Strafe Frankreichs für seine Scheußlichkeiten drohen sollten, in so gutem Einvernehmen stand, daß diese Agenten ein Auge zudrückten und die Flotte unthätig auf der Höhe von Buenos Ayres liegen blieb.

Wie sehr mich dieser Handel anwiderte (ein höhnisches Lächeln verzerrte hier van Geert's Gesicht), mir blieb keine Wahl. Ich erhielt in der That am nächsten Tage schon die versprochenen Lieferungen für die Armee des Dictators und mein junger Freund nahm von mir Abschied.

Ich gestehe, daß er seine Hoffnungen auf Beute, die mir sehr sanguinisch erschienen waren, mit einer Geschicklichkeit und einem Erfolge zu realisiren verstand, die mir fast unbegreiflich waren. Während weniger Monate trafen bei mir unter sicherer Escorte mehr oder minder kostbare Gegenstände der verschiedensten Art und in solcher Menge ein, daß ich von Staunen ergriffen ward. Nur mit einem gewissen Schauder nahm ich sie in meine Obhut, denn das Blut zahlloser Unglücklichen mochte daran kleben. Gold und Silber, Gefäße und Geschmeide aller Art, Perlen und edle Steine, nicht unbedeutende Summen in Gold und Silber, wie sie eben zusammen gerafft, vielleicht dem Sterbenden mit der einen Hand abgenommen waren, während die andere Hand ihm die Segnungen des Himmels spendete, Geschmeide, die vielleicht einem unglücklichen jungen Weibe vom Körper gerissen worden, während sie von den blutgierigen Horden Oribe's unter scheußlichen Mißhandlungen zu Tode gemartert ward, Erbstücke alter Familien, die vielleicht seit der ersten Besitzergreifung der Spanier in diesem Lande schon wie Heiligthümer von Generation zu Generation bewahrt und überliefert

worden — Alles ging in meine Hände, um von mir gehütet zu werden.

Mein Gewissen sträubte sich stets gegen diese Hehlerschaft, aber ein Blick auf meine Familie, auf mein noch in der Wiege liegendes Kind verjagte alle Scrupel, und jeder Schritt auf die Straße überzeugte mich, wie ich Gott danken müsse, daß ich vor einem Ueberfall der Bluthunde gesichert war, welche die Stadt mit Entsetzen erfüllten. Auch meine Lieferungen brachten den Gewinn, welchen sie nothwendig bringen mußten; ich fühlte aus Allem heraus, daß ich dem Dictator auf's angelegentlichste empfohlen war, daß ich bei ihm in hoher Gunst stehen müsse. So war ich von der Proscriptionsliste plötzlich unter die Lieblinge des Gewaltigen gerathen.

Endlich geschah, was Alle mit Zittern befürchtet: die Schreckenstage des October 1840 wiederholten sich im April 1842. Die Polizei erließ ein Bando, das allen „Hunden" den Tod in den Häusern wie in den Straßen verkündete*). Die Alkaden der Stadt vertheilten auf Ordre der Polizei die Proscriptionslisten an die Schergen der Mas-horca, der gefürchtete Salomon, ihr Haupt, begann wiederum sein Werk. Während er seine Bluthunde durch einen Wink losließ und diese alle als Unitarier verdächtigten Bürger in ihren Häusern, in ihren Betten, auf den Straßen, wo sie angetroffen wurden, überfielen und mordeten, veranstaltete Rosas seinen Henkern für den Abend ein Banket, bei welchem die reizende Manuelita die Honneurs machte. Hier bei dieser Tafel stärkten sich die Henker und vom

*) Don Manuel's ganze Erzählung ist historisch, wie auch die Person van Geert's.

Wein erhitzt stürzten sie sich nach dem Banket von Neuem an die Arbeit, um in der Nacht fortzusetzen, was am Tage begonnen worden.

Wochen lang, mit kurzen Unterbrechungen dauerte dies Würgen, ohne daß der Caligula von Buenos Ayres seinen Blutdurst gestillt. Das Victoria-Theater mußte die Aufführung einer großen Tragödie veranstalten und öffentlich erklären, daß Jeder, der dieser Vorstellung nicht beiwohne, für einen Unitarier gehalten werde. Alles strömte aus Furcht in das Theater, in welchem auch die schöne Manuelita erschien. Einer der ersten Würg-Engel des Dictators stimmte am Schlusse des zweiten Actes ein Hoch auf den Dictator an, und dies war das verabredete Zeichen, mit Messer und Dolch über Diejenigen herzufallen, welche man auf solche Weise hieher gelockt.

Noch heute erstarrt mir das Blut bei der Erinnerung an dieses fürchterliche Schauspiel, dem auch meine Gattin an meiner Seite beiwohnen mußte. Angst und Schrecken warfen sie in ein hitziges Fieber, dem sie nach wenigen Wochen erlag, um mich trostlos mit meinem Kinde inmitten dieser Hölle zurückzulassen.

Der Schmerz machte mich indolent, gleichgültig gegen Alles. Mit dieser Gleichgültigkeit sah ich auch meinen jungen Freund einige Wochen nach dieser entsetzlichen Katastrophe zurückkehren. Ein starker Säbelhieb an seiner Stirn zeigte eine tiefe noch frische Narbe. Als ich ihn vor seine Schätze führte, denen ich ein getreuer Hüter gewesen war, leuchtete sein Auge vor Entzücken; kein Zug in seinem Antlitz verrieth irgend eine innere Bewegung, welche die Erinnerung an die schrecklichen

Momente hervorgerufen hätte, die sich an diese Kostbarkeiten für ihn nothwendig knüpften. Er war damals erst einige zwanzig Jahre alt und verrieth schon damals nichts, was auf irgend ein menschliches Gefühl gedeutet hätte. Die Habsucht war das einzige Gefühl, welches sich bei diesem Anblick regte, die Befriedigung der Habsucht, welche er in all diesem Raubgut sah.

Allmälig ohne Aufsehen zu erregen, ließ er dasselbe fortschaffen, wohin, das erfuhr ich nicht. Ich sah ihn noch einige Monate hindurch, dann verschwand er wieder, um in der Provinz sein einträgliches Räuberleben fortzusetzen. Irre ich nicht, so stand er an der Spitze einer Bande, die auf eigne Hand mordete und plünderte. Wie es mir schien, blieb er mit dem Kloster fortwährend in Verbindung und war unter seinen frommen Brüdern sogar sehr gut angeschrieben. Ueber sein Leben und Treiben erfuhr ich weniger, doch hatte ich Ursach, zu vermuthen, daß er seine Beute zur Fröhnung der wildesten Leidenschaften zu verwenden verstand, denn zuweilen erhielt ich durch Geschäftsfreunde, die aus den Provinzen kamen, Nachricht über sein Treiben und ich durfte auch vermuthen, daß der junge Priester, den man unter den Schaaren des Generals Oribe überall sah und der bald mit dem Degen in der Hand und im Soldatenkleide, bald mit Rosenkranz und Brevier im Priestergewande erschien, kein Andrer als mein junger Freund sei.

Jahre vergingen. Die Wirren in der argentinischen Republik dauerten fort, wenn auch zum Theil durch die Einmischung der europäischen Flotten dem Blutvergießen Einhalt gethan ward. Ich meinerseits durfte meinem jungen Freunde nicht allzu sehr grollen, denn die Verbindungen, welche er mir eröffnet

hatte, gaben meinen Geschäften einen dauernden ungeheuren Umfang. Ich sammelte Reichthümer, dachte an eine zweite Ehe, um meinem Kinde eine Mutter wieder zu geben, und suchte diese unter den deutschen Familien der Stadt.

Plötzlich, etwa sechs oder sieben Jahre nach unserer Trennung erschien mein junger Freund wieder in meinem Comtoir. Er war natürlich älter geworden, und wenn ich ihn recht beurtheilte, so war es das unstäte Leben im Felde, namentlich aber sein Hang für Ausschweifungen, was die Frische der Jugend von seinem Antlitz verwischt, seinen Gesichtszügen etwas Schroffes und Abstoßendes, der Farbe seines Gesichts etwas Fahles und Leichenartiges gegeben hatte.

Ich empfing ihn natürlich mit all der Aufmerksamkeit, welche ich ihm schuldig war. Er vermied in unsrer Unterhaltung jeden Aufschluß über die von ihm geführte Lebensweise sorgfältig und hatte ich auch während der letzten paar Jahre durchaus gar nichts mehr von ihm gehört und ihn bereits als verschollen betrachtet, so mußte ich doch meine Neugier in dieser Hinsicht unterdrücken. Sein ganzes Wesen hatte dieselbe Schroffheit angenommen, welche sich in seinen Zügen spiegelte, sein Charakter zeigte eine mehr plastische Ausprägung, seine Sprache, seine Haltung waren bestimmt und entschlossen.

Ich gestehe, daß er mir imponirte. Der Mann war für mich immer die Personification des düstersten Geheimnisses, des Räthsels gewesen und räthselhafter noch ward mir jetzt sein Verhältniß zur Kirche, denn trotzdem er eine kleine Tonsur trug, erschien er jetzt bei mir in weltlichem Kostüm und zeigte in diesem Geschmack, aber zugleich eine finstere Eleganz. Vielleicht

war es eine Rücksicht für seinen geistlichen Stand, daß er durchaus schwarz gekleidet erschien.

Auch meine Frage, warum er die Soutane abgelegt, beantwortete er anfangs ausweichend, dann aber setzte er hinzu, er diene der Kirche auch in diesem Kleide und mit deren ausdrücklichem Einverständniß. Nichts sei im Stande, ihn der ihr geleisteten Eide zu entbinden; selbst wenn er sich innerlich dazu aufgefordert fühle, ihr den Rücken zu wenden, müsse er die Strafe der Kirche fürchten; übrigens verstehe er es, den weltlichen und kirchlichen Interessen zugleich zu dienen. Damit brach er dies Thema ab.

Ein Jahr hindurch lebte er mit kurzen Unterbrechungen in Buenos Ayres. Man wollte wissen, daß er diese Unterbrechungen im Kloster zubringe, ja durch die Disciplin desselben gezwungen sei, periodisch in das Kloster zurückzukehren, bis es ihm auf Grund der hohen, mir freilich unbekannten Dienste, welche er der Kirche geleistet, gelungen sein werde, seines Eides entbunden zu werden, was mir freilich als unmöglich erschien, aber doch im Publikum als wahrscheinlich behauptet wurde. Indeß, was konnte einem so abenteuerlichen Charakter unmöglich sein?

Wir sahen uns zuweilen; niemals fragte er nach dem Erfolge meiner Geschäfte; vielleicht bedurfte es in seinen Augen einer solchen Frage nicht, da man mich allgemein als einen der reichsten Kaufleute der Provinz kannte. Seine Verbindungen mit dem Gouvernement schienen allmälig wieder enger zu werden, und doch wollte es mir erscheinen, als verschlechterten sich allmälig seine finanziellen Verhältnisse.

Ich hatte nicht geirrt. Mein Freund erschien eines Tages,

um mir zu sagen, daß er in drückender Geldverlegenheit sei. Er fügte hinzu, daß die Verbindungen mit dem Gouvernement, welche ich ihm verdanke, mich zum Millionär gemacht hätten, daß er bisher vergebens erwartet, ich werde mich selbst dazu aufgefordert fühlen, ihm einen kleinen Theil meines so enormen Gewinnes zu geben.

Von seinem Gesichtspunkt aus hatte er Recht. Mich drückte noch immer die Erinnerung, der Hehler seines Raubgutes gewesen zu sein, und die Aufopferung meines ehrlichen Bewußtseins war mir immer wie ein Tribut erschienen, der größer war, als er ihn fordern durfte. Indeß, wenn mein Freund jenes Opfer wirklich in Betracht zog, so mochte er erwägen, daß ich nur aus Furcht sein Hehler gewesen; übrigens hatte er ohne Zweifel alle die geraubten Kostbarkeiten bereits zu Geld gemacht und dies verschwendet; dieselben hatten also jeden Werth in seinen Augen verloren.

Bereitwillig übergab ich ihm eine bedeutende Summe und wenn ich den Ausdruck seiner Züge bei Empfang derselben nicht mißverstand, so übertraf diese Summe seine Erwartungen bei Weitem. Dankbar drückte er mir die Hand und ging.

Der Zufall benachrichtigte mich in meiner Zurückgezogenheit, daß mein Freund in der Stadt das ausschweifendste Leben führe; man erzählte mir Beispiele seiner Lebensweise, die mich in Erstaunen setzten, aber auch Beispiele seiner Handlungsweise, die mich immer mehr überzeugten, daß er einen Charakter besitze, der vor keiner Tollheit, aber auch vor keiner Schlechtigkeit zurückweiche.

(Wieder strich hier dasselbe verächtliche Lächeln über van

Geert's Antlitz, der mit der Ruhe eines Automaten Don Manuel's Erzählung anhörte, während Ines nicht umhin konnte, ihn zuweilen mit einem Blick zu streifen, der ebenso viel Erstaunen wie sittliche Entrüstung verrieth.)

Eine geraume Zeit verstrich, während welcher ich mich (hier ward Don Manuel's Stimme vorübergehend zitternd und unsicher) auf's Neue vermählt hatte und mein Kind allmälig unter der Pflege seiner zweiten Mutter heranwuchs, als mein Freund bei mir erschien und mir erzählte, er kehre von einer Reise nach Rio zurück, die er im Auftrage der Kirche unternommen. Mir war dies glaublich, da der brasilianische Clerus sich fortwährend bemühte, in den argentinischen Provinzen seinen Einfluß geltend zu machen. Indeß sah ich es meinem Gast an, daß er etwas in petto habe, und ich irrte nicht.

Er sagte mir, er habe in Rio die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, welche ihm und auch mir eine glänzende Perspective eröffne, wenn ich bereit sei, mit ihm in eine so überaus dankbare Geschäftsverbindung zu treten, wie er sie mir zu proponiren gekommen sei.

Daß diese Geschäfte nicht die ehrenhaftesten sein konnten, sagte mir der Instinct, indeß wie Alle, die schnell zu Reichthum gelangt, hatte auch mich die Gewinnsucht in ihren Klauen, und der Gedanke, zu Gunsten meines einzigen Kindes, für das ich lebte und strebte, meinen Reichthum noch vergrößern zu können, dieser Gedanke blendete mich, und ich war bereit, ihn anzuhören.

Mein Freund erzählte mir nun: dieser Mann, dessen Bekanntschaft er gemacht, sei ein Schiffskapitän von der ungewöhnlichsten Bravour, ein Mann, dessen Unerschrockenheit es mit der

Hölle aufnehme. Ich selbst besaß eine Anzahl von Schiffen, deren Führung ich in die Hände tüchtiger Kapitäne gelegt, hatte aber nie daran gedacht, daß ein Kapitän eine solche Bravour besitzen müsse, wie sie mein Freund an jenem rühmte. Ich ward aufmerksamer und erfuhr denn, daß dieser unerschrockene Kapitän bisher sich damit beschäftigt hatte, ganze Schiffsladungen von unglücklichen Negern an der Westküste Afrika's einzunehmen und sie nach Brasilien einzuschmuggeln. Trotz der Aufmerksamkeit der europäischen Kreuzer waren ihm alle seine Fahrten gelungen, bis sein Schiff mit der letzten Ladung zu Grunde gegangen und sämmtliche Neger ertrunken waren. Er und zwei seiner Matrosen seien die einzigen von der ganzen Equipage gewesen, die sich gerettet.

Dieser Kapitän, fuhr mein Freund fort, suche jetzt ein neues Schiff und ein solches sollte ich ausrüsten. Er rechnete mir vor, welch enormen Gewinn der Negerhandel schon durch eine einzige glückliche Fahrt bringe. Während dieser Kapitän die Ladungen an der brasilianischen Küste, wo er seine Verbindungen habe, heimlich ausschiffe, solle ich noch ein zweites Schiff ausrüsten, mit welchem er selbst zwischen Afrika und Cuba fahren werde, denn da er als Knabe in seiner Heimath viel zur See gefahren, kenne er das praktische Seewesen und an der Seite eines gewiß zu findenden Kapitäns werde er selbst als Cargadeur diese Fahrten zwischen Afrika und Westindien machen und durch seine Schlauheit der Aufmerksamkeit der englischen Kreuzer ein Schnippchen schlagen. Die Berechnung für den ungünstigsten Ausfall, welche er nach den Mittheilungen jenes Kapitäns mir vorlegte, ergab einen ungeheuren Gewinn.

Thöricht wär' es, spräche ich hier von den Mitteln, durch welche mein Freund einen moralischen Zwang auf mich übte, denn auch sie können wenig zu meiner Entschuldigung dienen. Ich willigte endlich ein. Zwei meiner besten Schnellsegler wurden für den schnödesten Menschenhandel ausgerüstet; das Commando des einen übernahm der Kapitän aus Rio, das des andern einer meiner eigenen Kapitäne, dem sich mein Freund mit seiner Entschlossenheit, seiner Geistesgegenwart zur Seite stellte, indem er das Commando mit übernahm. Zu meiner Schande sei's gesagt, daß ich selbst, nachdem ich auch in diesem Unternehmen meine ersten Scrupel niedergekämpft, große Hoffnungen auf dasselbe baute.

In der That bestätigten sich diese. Der brasilianische Kapitän machte zwei sehr glückliche Fahrten und sorgte durch seine Verbindungen an der afrikanischen Küste auch für reichliche Befrachtung des anderen Schiffes, das stets gleichzeitig von dort unter Segel ging; beide waren hinreichend armirt, um eventuell vereint irgend einem sie anhaltenden Kreuzer die Spitze bieten zu können, wenn sie ihm nicht zu entwischen vermochten. Das letztere gelang meinen Schnellseglern zu wiederholten Malen und zwar mit Hülfe eines teuflischen Systems, das jener Kapitän auf der Flucht anzuwenden pflegte.

Dieser Mann theilte nämlich jedesmal seine reiche Negerlast in drei Sectionen, von denen die letzte aus den kräftigsten, gesundesten und also theuersten Negern bestand, welche an der Küste für zwei Unzen eingehandelt und in Brasilien und Westindien mit gegen vierzig Unzen verkauft wurden. Kam ihm ein Kreuzer in Sicht, so setzte er alle Segel an, um ihm zu entkom-

men; erschwerte die Last des mit Sclaven bepackten Schiffes den schnellen Lauf desselben in dem Maße, daß er nicht im Stande war, aus dem Bereich der Kanonen des Kreuzers zu kommen, so ließ er die erste Section der Neger auf Deck bringen und über Bord werfen. Fruchtete auch dies noch nicht, so theilte die zweite Section das Schicksal der ersten. Brachte er nur die letzte Abtheilung sicher an die amerikanische Küste, an welcher sie heimlich in's Land geschmuggelt wurde, so war der Gewinn der Fahrt noch immer ein ganz bedeutender.

Auch mein Freund befolgte, und zwar mit gleichem Glück, dasselbe System; dennoch vermochte er es nicht zu hindern, daß eine Kanonenkugel, welche ein englischer Kreuzer seinem Schiffe auf der Verfolgung nachsandte, ihm drei Finger der Hand wegriß, als er, die Hand auf das Takelwerk gelegt, triumphirend auf die nutzlosen Anstrengungen des Kreuzers zurückblickte, der vergeblich alle Segel angesetzt, um seiner zur Durchsuchung habhaft zu werden.

Endlich, nachdem ich mit dem brasilianischen Kapitän und mit meinem Freunde schon oft den bedeutenden Gewinn dieser Fahrten getheilt, kehrte der letztere mit meinem Schiffe nach Buenos Ayres zurück. Er erklärte, die Fahrten nach Westindien einstellen zu müssen; er nannte mir auch die Gründe, die mir indeß sehr unklar erschienen, beharrte aber auf seinem Willen, auch zwischen Afrika und der brasilianischen Küste fahren zu wollen. Bei dieser Gelegenheit blieb er lange in Buenos Ayres und pflegte zugleich seine verwundete Hand. Gleichzeitig erhielt ich von Rio die Nachricht, daß man an der brasilianischen Küste vergeblich auf den Kapitän warte und demselben

wohl ein Unglück zugestoßen sei. Er kam nie wieder und wenn mich nicht Alles täuscht, so hatte er und mein guter Freund mein Schiff heimlich verkauft und zwar auf Grund gefälschter Papiere. Mich machte man glauben, das Schiff sei sammt dem Kapitän untergegangen, indeß erfuhr ich später, daß der letztere sich mit seinem großen Gewinn-Antheil nach Newyork zurückgezogen, und dort von seinen Geldern lebte.

Ich war trotz dem hohen Gewinn dieses schändlichen Handels ziemlich satt und verkaufte ohne Wissen meines Freundes auch das im Hafen liegende Sclavenschiff, weil ich den Fluch fürchtete, der an diesem Fahrzeuge kleben müsse. Mein Freund erfuhr dies, schwieg jedoch und verkehrte auf's freundschaftlichste täglich in meinem Hause, in welchem er sich unentbehrlich zu machen gewußt hatte. Ich schlug ihm vor, unsere Rechnung einmal vollständig aufzumachen, womit er einverstanden war; ich zahlte ihm eine große Summe aus, legte zu dieser noch eine andre als Belohnung für seine überstandenen Gefahren und war so thöricht, bei unserer Aufrechnung ein Papier, das ich bei Beginn dieses Geschäfts unterschrieben, in seiner Hand zu lassen, das er später zu meinem Verderben auszubeuten drohte und das nach seiner Meinung in civilisirter Gesellschaft mir ein entehrendes Brandmal werden sollte. Ich war unvorsichtig, denn ich hätte selbst im letzten Moment bedenken müssen, mit wem ich zu thun hatte.

Wie dem sei, mein Freund erblickte in dem Umstande, daß ich mein eigenes Schiff ohne sein Wissen verkaufte, eine Perfidie gegen ihn, obgleich ich die Freiheit hatte, mit meinem

Eigenthum nach Belieben zu schalten. Als er sah, daß ich dieser schnöden Gemeinschaft müde, brütete er gegen mich die scheußlichste Rache ... Er zerstörte mein ganzes Lebensglück ...

Was Dir, Ines, bisher verborgen gehalten wurde, weil Du damals noch zu unbefangen warst, um zu verstehen was um Dich her vorging, Du hast es wahrscheinlich im Laufe der Jahre errathen. Thorheit wär' es, ein Unglück vor Dir länger mit dem Schleier bedecken zu wollen, das Du längst erkannt haben mußt. Meine zweite Gattin, die niemals von der Natur der Geschäfte erfahren, welche meinen Freund an mich banden, und der ich sorgfältig Alles verheimlicht hatte, was auf den Charakter meines Freundes in ihren Augen einen Makel hätte werfen können, meine Gattin fiel, als mich eine mehrwöchentliche Geschäftsreise in Montevideo fesselte, in die Netze, welche ihr mein guter Freund gelegt. Bei meiner Rückkehr benachrichtigte mich wiederum ein anonymer Brief, über dessen Schreiber ich nie in Zweifel gewesen, von der Pflichtvergessenheit meines Weibes. Ortmann, mein treuer Diener, war zufällig Zeuge derselben gewesen, ihn zugleich denuncirte dieses Schreiben als den Zeugen. Ortmann gestand mir, als ich ihm wuthschäumend das Pistol auf die Brust setzte, was er gesehen. Sein Bekenntniß enthielt freilich nur die Aussage, daß mein Weib in einer vorübergehenden Ohnmacht in den Armen dieses Menschen gelegen, er betheuerte mir bei seiner Seligkeit, daß meine Frau, im nächsten Moment wieder zum Bewußtsein gekommen, ehe Ortmann herbeieilen konnte, ihn verächtlich von sich gestoßen habe. Ortmann betheuerte mir ferner, daß er, gegen den Gast Verdacht schöpfend, bis zu meiner Rückkehr

seine Herrin niemals aus den Augen gelassen, ja er behauptete sogar, daß jener Freund meiner Gattin ein betäubendes Pulver in ihre Chokolade gemischt habe, als er nach seiner Gewohnheit auch in meiner Abwesenheit täglich seinen Besuch in meinem Hause machte; aber ich vermag nichts gegen meine Natur. In meinen Augen war sie dennoch schuldig; mein Friede, mein Vertrauen war für immer geopfert, und das war ja die Absicht dieses Menschen gewesen, der, wie ich später erst durchschaute, auf meine Abreise gelauert, dann unter allerlei Vorwänden täglich mein Haus betrat, sich meiner Gattin durch die uneigennützigsten Dienste, immer eine aufrichtige Freundschaft für mich erheuchelnd, in meiner Abwesenheit unentbehrlich gemacht und — so will ich selbst annehmen — Gelegenheit fand, eine Scene herbei zu führen, die ihm den Stoff für jenen anonymen Brief bot, durch welchen er mein ganzes übriges Dasein vergiftete. Schuldig war meine Gattin durch ihre Schwäche, die mich der Schande, dem Fluche der Lächerlichkeit preisgab.

Absichtlich, um jenem Briefe, der unfehlbar von ihm selbst herrührte, den Schein der Wahrheit zu geben, vermied er die Schwelle meines Hauses, als suche er mich zu vermeiden. Für mich war dieses Haus aber eine Hölle geworden, und war ich wirklich ungerecht gegen meine Gattin, indem ich sie so schwer verantwortlich machte für einen Vorfall, der sie nach ihrer und Ortmann's Aeußerung bewußtlos fand, ich vermochte nichts zu ändern; meine Liebe für sie war seitdem erloschen, Alles, was ich zu thun vermochte, bestand darin, meinen täglich wieder auflodernden Zorn zu bemeistern und dadurch ein neues Unglück zu verhüten, zu welchem mich ohne Zweifel meine Wuth getrieben

hätte, wenn es mir nicht immer wieder gelang, meine Kaltblütigkeit zu gewinnen, die ich leider aus keiner andern Quelle zu schöpfen im Stande war, als aus der Verachtung d e s Wesens, das ich einst so sehr geliebt."

Don Manuel, dessen Stimme wieder unsicher geworden war, machte hier eine Pause. Ein tiefer Seufzer unterbrach dieselbe; es war das erste Zeichen, welches verrieth, daß Ines in ihrer anscheinenden Lethargie mit größter Aufmerksamkeit gefolgt. Niemand hatte ja mehr unter dem Fluche dieses unseligen Vorfalls gelitten als sie! Hätte sie früher darum wissen dürfen, vielleicht wäre es während der verstrichenen fünf Jahre ihr gelungen, für die unglückliche Mutter das so eisige Herz des Vaters wieder zu erwärmen, jetzt war es zu spät, das sah sie selbst ein; der Zustand der Mutter verschlimmerte sich immer mehr und die Gefühle ihres ohnehin so jähzornigen Vaters waren von seiner Verachtung so durcheis't, daß sie kaum noch zu mildern waren. Was hatte dieses arme Weib, ihre zweite Mutter, während dieser Jahre zu dulden gehabt, mit welch himmlischer Geduld h a t t e sie gelitten! Und auch das Leben der armen Ines war zerstört durch diesen Fluch, der nicht von diesem Hause weichen wollte.

„Du weißt jetzt, Ines," nahm Don Manuel mit Fassung wieder das Wort, „Du weißt jetzt, was es ist, das Deine Mutter und mich für immer fremd gemacht hat. Aus Rücksicht war ich es ihr schuldig, sie unter meinem Dache zu dulden, doch nie hat diese Hand seitdem die ihrige wieder berührt, und selbst der Tod wird mich nicht mit ihr versöhnen, da sie die Ehre, das Glück ihres Gatten nicht vor ruchloser Entweihung schützte,

als ich vertrauensvoll diese in ihre Hand gegeben. Richte ich zu streng, ich kann nicht dafür, denn mein Gefühl ist hier der Richter. Aber nicht genug mit dem, was ich ertragen, ich mußte es vor wenigen Tagen erleben, daß derselbe Mann, der das Glück meines Hauses, meines Lebens zerstört, jetzt nach fünf Jahren wieder vor mich zu treten wagt, ja daß er die Frechheit besitzt, nachdem er mich für immer von meiner Gattin getrennt, von mir, von demselben Manne, den er auf's tiefste gedemüthigt, auf's schnödeste gekränkt, — daß er die Frechheit besitzt, von mir auch das Letzte noch zu verlangen, was ich aus dem Schiffbruch meines Friedens und meiner Ehre gerettet: die Hand meiner einzigen Tochter!

Dieser Mann, mein Kind, den ich Dir soeben geschildert, in seiner Gegenwart geschildert, damit das Bild, das ich Dir von ihm entwerfe, durch meine so gerechtfertigte Abneigung gegen ihn nicht beeinträchtigt werde, dieser Mann, Ines, sitzt vor Dir! ... Was ich ihm auf seine Forderung geantwortet, bedarf hier der Wiederholung nicht. Er lächelt über meine Weigerung, er droht, mich moralisch in den Augen der Welt zu vernichten, ja er drohte mir vor einer Stunde noch, mit jenem in seiner Hand gebliebenen Papier, das meine eigne Unterschrift trägt und allerdings außerordentliche Dinge enthält, als Ankläger vor den Richter zu treten und dadurch selbst im mir günstigsten Falle die Achtung zu zertreten, welche ich in der bürgerlichen Gesellschaft genieße ... Jetzt weißt Du, was zwischen uns vorgefallen, weißt, wer der Mann ist, der, nachdem ich und mein Weib ihm zum Opfer gefallen, auch Dich als solches begehrt."

Wieder entstand eine lange Pause. Don Manuel schöpfte tief Athem, nachdem er geendet. Van Geert saß da wie ein steinerner Gast. Ines ihrerseits fühlte, daß die Reihe an sie gekommen sei.

Wie beengend und bedrohend ihr auch die Mittheilung des Vaters war, ihr Herz, das inzwischen stets an den Geliebten gedacht, schöpfte in so fern einige Hoffnung, als sie glauben durfte, daß ihre Liebe Gnade vor den Augen des Vaters finden werde, wenn es ihr gelang, ihn und sich selbst von dem Begehren dieses Menschen zu befreien, der jetzt plötzlich in einem noch viel schlimmeren Lichte vor ihr stand.

Das Schweigen war peinlich. Van Geert unterbrach es absichtlich nicht; seine Ansprüche schienen ihm so sicher und felsenfest zu sein, daß er zu ihrem Schutze keines Wortes zu bedürfen glaubte. Selbst Don Manuel's Schilderung hatte auf ihn keinerlei Eindruck gemacht.

Ines gewann inzwischen den Muth, das Auge zu erheben und es auf van Geert zu richten. Unwillkürlich fuhr es ihr wie ein Stich durch's Herz, als auch dieser den Blick erhob und dem ihrigen begegnete. Sie gestand sich, daß dieser Mann in seinem Aeußeren, trotzdem er keineswegs häßlich war, Alles vereinte, was ein keusches Frauenherz vor ihm in die Flucht jagen mußte. Trotzdem behielt sie ihre Fassung.

Ein Gedanke, an den sie ihre ganze Hoffnung knüpfte, gab ihr Muth. Mit einem Worte glaubte sie die ganze Gefahr überwinden zu können.

„Herr van Geert,“ begann sie mit etwas bebender Stimme, „wie ich aus den Worten meines Vaters entnehme, gehören Sie

der Kirche an, sind durch unlösbare Bande an diese gefesselt. Wie vereinige ich Ihr Begehren mit diesem Gelübde?"

Ines' Herz begann nach dieser Aeußerung freudig, aber ebenso furchtsam zu schlagen; sie sah, welchen aufrichtenden Eindruck ihre Worte auf den Vater machten, aber mit Erschrecken sah sie ein schadenfrohes Lächeln auf dem Antlitz van Geert's.

„Mein gnädiges Fräulein," antwortete dieser, indem er sich mit einer halben Verbeugung im Sessel zu ihr kehrte. „Ihr Einwand zeugt von großem Scharfsinn, wie ich ihn schon mit Erstaunen in dem Kinde entdeckte, das ich heranwachsen sah. Sie beurtheilen mich jedoch unrichtig, wenn Sie mich eines so unerhörten Frevels gegen die Kirche für fähig halten, deren Arme bekanntlich weiter reichen als die der irdischen Gerechtigkeit. Diese Bande . . ."

Van Geert machte hier mitleidig lächelnd, als wolle er sich an dem Effect seiner Antwort recht weiden, eine Pause, während welcher Ines ängstlich den Athem anhielt.

„Diese Bande," fuhr er fort, „sind vor Kurzem gelöst und zwar in Ansehung der hohen Dienste, welche ich der Kirche zu leisten Gelegenheit hatte, durch einen Machtspruch ihres Oberhauptes selbst. Seit meiner Abreise von Buenos Ayres bin ich frei und habe das Recht, ungehindert über meine Person zu verfügen. Mein Ihrem Herrn Vater geäußerter Wunsch dient mir gewiß als Zeugniß, daß ich nicht besser über diese verfügen konnte, als ich eben zu thun im Begriff bin."

Ines schwieg. Diese Antwort klang ihr so unglaublich und dennoch war sie mit einem Tone gesprochen, der keinen Zweifel zuließ. Ihre ganze Hoffnung lag zertrümmert da; jede

Aussicht auf Rettung ohne den moralischen Tod ihres Vaters war verloren.

Don Manuel stieß einen dumpfen Seufzer aus und ließ die Stirn in die Hand sinken, während van Geert sich an der Niederlage seiner Gegner weidete.

„Unmöglich! Es ist eine Unwahrheit!“ rief der Vater in seiner innern Empörung. „Oder er ist niemals ein Mönch gewesen und hat nur diese Rolle gespielt, um unter dieser Maske sich überall den Weg zu bahnen!“

„Auch das wäre möglich,“ antwortete van Geert trocken; „wenn Sie aber Recht haben sollten, so würde Ihnen dies um so mehr Beweis sein, daß nichts mich in der Freiheit meines Willens beschränkt.“

„Und dieses Papier, von welchem mein Vater sprach!“ rief Ines entschlossen. „Darf ich es sehen?“

„Ohne Zweifel!“ versetzte van Geert galant. „Ich führe es durch Zufall bei mir! ... Sein Sie überzeugt, mein Fräulein, daß nichts, selbst nicht die schwere Anklage, welche Don Manuel in diesem Papier gegen sich selbst unterschrieben, die unbegrenzte Hochachtung zu schmälern im Stande ist, welche ich für seine Tochter empfinde!“

Van Geert concentrirte, wie wir sehen, den Schlag, mit welchem er die lange Schilderung Don Manuel's erwiederte, in diesen wenigen Worten.

„Ich war von Sinnen, als ich dieses Papier unterschrieb und nicht bedachte, daß ich im Begriff war, mit dem Teufel selbst einen Pact zu machen!“ stöhnte Don Manuel.

„So überzeugt Sie dies wenigstens, daß der Teufel nichts

thut, ohne seine Zwecke zu berechnen!“ antwortete van Geert gleichgültig, während er ein Papier aus der Tasche hervorzog. „Gestatten Sie mir, mein Fräulein, Ihnen dieses Aktenstück vorzulesen; es wird zugleich ein treffendes Licht auf Sennor Don Manuel werfen, der nicht versäumt hat, in der von Ihnen gehörten Erzählung seiner eignen Person mit großer Milde und Schonung zu gedenken. Dieses Papier, das ich allerdings nicht ohne Absicht von ihm unterschreiben ließ, hat folgenden Inhalt:

„Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit nachträglich und ausdrücklich, daß ich in dem oben beregten Theil-Geschäfte mit dem Herrn B. van Geert und dem Schiffskapitän O. Rodriguez, welches vom heutigen Tage ab beginnen soll, mit all den Maßnahmen einverstanden bin, welche die genannten Herren als Führer der mir gehörigen Schiffe „Isabel“ und „Fernando“ zur Sicherheit dieser Schiffe und deren Ladung für gut halten, und zwar der Art, daß ich keinen Anspruch habe auf Schadenersatz für die von den genannten Herren angekauften Neger, falls es die Sicherheit des Schiffes erfordern sollte, dieselben sämmtlich oder nur theilweise auf der Fahrt in's Meer zu werfen. Ich erkläre vielmehr, daß dieses in solchem Falle auf meinen besondern Wunsch und nur in meinem, des Schiffseigenthümers, Auftrage geschieht, folglich also nur ich hiefür die Verantwortung übernehme. Andres Manuel de Majano.“

Van Geert las diese letzten Worte mit besonderer Betonung und ließ dann die Hand mit dem Papier auf den Schooß sinken, um die Wirkung dieses Aktenstückes auf Ines zu beobachten. Um sie nicht absichtlich zu verletzen, verschwieg er jede kritische Bemerkung.

In der That fühlte Ines einen Schauder bei der Herzlosigkeit, welche aus diesen Worten heraus klang. Indeß in kindlichem Respect suchte sie diesen Eindruck zu verscheuchen, denn sie sah, wie Don Manuel selbst über dieses Papier erschrack und die Hand über das Auge legte, während er einen tief ächzenden Ton ausstieß.

Ines' Antlitz hatte sich unwillkürlich beim Anhören dieser Zeilen mit der Röthe der Schaam bedeckt. Don Manuel faßte sich, indem er nach seiner Gewohnheit, wenn er außer sich war, mit beiden Händen in sein dichtes weißes Haar fuhr.

„Und wäre ich so wahnsinnig gewesen, zehn solche Schriftstücke zu unterzeichnen, ich will lieber mit diesem meinem lebendigen Leibe in die Hölle fahren, als auch noch mein einziges Kind ihrem Abgesandten in die Arme werfen!" rief er mit wilder Stimme und schlug mit beiden Fäusten auf die Lehne seines Sessels.

Van Geert legte in höchster Gemüthsruhe das Papier zusammen und steckte es in seine Brusttasche zurück.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er im verbindlichsten Tone, „ich kenne die Launen und Gewohnheiten Ihres Herrn Vaters zu genau, als daß ich ihm seines aufbrausenden Wesens halber noch zürnen sollte. Ist die Erzählung Don Manuel's, die ich, wie Sie sehen, bei gutem Gewissen nicht unterbrach, geeignet gewesen, mich in Ihren Augen zu erniedrigen, und war ich genöthigt, meine Entrüstung in mir selbst zu bergen, so war dieses Schriftstück sicher beredt genug, um Ihnen die Ueberzeugung einzuflößen, daß zwei Männer, von denen Sie den Einen als Ihren Vater lieben und ehren, während der Andre

Alles aufbieten möchte, um sich die Sympathien zu bewahren, welche Sie ihm als Kind zeigten, — daß diese beiden Männer unter einer andern Zone, in welcher, wie schon Don Manuel bevorwortete, andre Sitten und andre Gesetze gebieten, geschäftlich lange Jahre Hand in Hand mit einander gingen und brüderlich theilten, was sie gewannen. Der zweite und größere Vorwurf, welchen Don Manuel am Schlusse seiner Erzählung gegen mich richtete, ist eine Ausgeburt seines Mißtrauens, gegen welche mich zu vertheidigen unter meiner Würde ist. Nicht ich, sondern Don Manuel's Charakter und Temperament sind die Feinde seiner Ruhe, seines Hauses, seiner vermeintlichen Ehre; wäre ich, wie er mich schilderte, ich würde mit solchen Waffen in meiner Hand ihn längst vernichtet haben ... Gott beschütze mich davor, auf Don Manuel auch nur den geringsten Stein zu werfen! Was er mir vorwirft, belastete meine Seele nicht einmal als eine böse Ahnung. Nach Don Manuel's Rückkehr war ich selbst nicht in Buenos Ayres anwesend, die Beschuldigung, daß ich ihn absichtlich gemieden, ist also ein Hirngespinnst, wie es auch nur die Vision des ehrenwerthen Dieners gewesen sein kann. Als ich nach Buenos Ayres zurückkehrte, hatte Don Manuel alle seine Geschäfte abgewickelt, sein Hab und Gut verkauft und war nach Europa abgereist. Urtheilen Sie also, in wie fern ich in diesem schweren Punkt eine Schuld tragen kann! Don Manuel selbst wird mir bezeugen, mit welchem ahnungslosen Vertrauen ich bei ihm hier eintrat und wie sehr ich darniedergeschmettert ward, als er mich mit Flüchen und Verwünschungen überhäufte. Don Manuel's Temperament ist ein unseliges und ich begreife wohl, daß sein

Familienleben nicht das glücklichste sein kann," setzte er mit erheuchelter Theilnahme und einem warmen Ton hinzu, der unter andern Umständen nicht seine Wirkung verfehlt haben würde. „Sie, mein Fräulein, sind jetzt die Richterin zwischen uns Beiden!" schloß er mit salbungsvoller Stimme.

Während Don Manuel über diese Frechheit außer sich gerieth und vergebens nach Worten suchte, erhob sich Ines mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Die Tochter, Herr van Geert, kann niemals die Richterin ihres Vaters sein, und was den meinigen betrifft, ist er ein zu großer Ehrenmann, als daß irgend welche Anklage ihn zu berühren vermöchte. Alles, was ich von Ihnen zu fordern habe, ist eine Frist von vierzehn Tagen, nach deren Ablauf Sie auch meine Entscheidung erhalten werden!"

Van Geert verbeugte sich respectvoll zum Zeichen, daß er hiermit einverstanden sei; und nachdem er dies sowohl gegen Don Manuel als gegen Ines wiederholt, verließ er schnell das Zimmer, denn er wußte, daß er nach dieser Erklärung überflüssig sei.

Schweigend näherte sich Ines dem Vater, als Beide allein waren. Die auf seinem Knie ruhende Hand desselben ergreifend, preßte sie diese an ihre Lippen und suchte mit der andern Hand die gestützte Stirn Don Manuel's zu erheben.

„Mein Vater," sagte sie mit flehendem, einschmeichelndem Ton, „vermag denn nichts das Eis zu schmelzen, das sich so verhärtend um Dein edles Herz gelegt? Sieh, hier zu Deinen Füßen liegt Deine arme Tochter und heute, wo sie zum ersten Male das Recht dazu erhalten, fleht sie um Schonung, um

Barmherzigkeit für eine Unglückliche, die sie mit so inniger Hingebung ihre Mutter nennt. Nie wagte ich zu fragen, nie dieses düstre Geheimniß zu lüften; Du selbst hast es mir anvertraut und mir dadurch eine Berechtigung gegeben, deren Uebung jetzt meine erste Pflicht ist. Sieh, unser Haus ist eine Stätte des Trübsals, des Unfriedens, den ein einziges Mißverständniß über uns gebracht. Sie, die Unglückliche, die Dich so unendlich liebt, vertrauert ihr Leben, der Schmerz zerstört täglich mehr ihr Gemüth. Vater, laß Dich erweichen und übe Mitleid, ehe es zu spät ist!"

Don Manuel hatte inzwischen langsam das Antlitz erhoben und starrte Ines wild und heftig an. Kein Zug in seinem Antlitz verrieth, daß die flehende Stimme des Kindes den Weg zu seinem Herzen gefunden.

„Ich kann weder sie noch mich mehr retten!" antwortete er in höchster Verbissenheit. „Sie war es, die uns Beide in's Verderben geschickt hat; den Fluch, von dem Du sprichst, kann von uns nur der Tod nehmen, der ihr und mir ein Heil wäre!"

„Vater, Du bist unerbittlich! . . . Und Dein armes Kind, was wird aus ihm, das so unverschuldet unter diesem Fluche seufzt!" rief Ines, indem sie flehender und inniger seine beiden Hände erfaßte.

„Aus Dir?" wiederholte Don Manuel, plötzlich aufblickend, als werde er an Etwas erinnert, das ganz in den Hintergrund geschoben worden. „Aus Dir? . . . Ganz recht; ich habe heute Morgen nach Hause geschrieben, daß in vierzehn Tagen Deine Verlobung hier stattfinden werde, und Deinen Bräutigam hieher bestellt. Ich kann mein Wort nicht zurück-

nehmen und bin hiezu auch nicht willens, seit mich dieser Teufel heute Abend auf dem Spaziergange so unerwartet mit jenem Papier belästigte!“

„Vater, um des Himmels willen beschwöre ich Dich, nicht Dich und mich zu verderben!“ rief Ines mit einem Ausdruck der Verzweiflung, der aus dem Innersten ihres blutenden Herzens drang, und suchte seine Knie zu umklammern.

Don Manuel machte sich kaltherzig von ihr los und erhob sich, während Ines das Antlitz auf den Sessel sinken ließ und es schluchzend in den Händen barg.

„Geh in Dein Zimmer, mein Kind!“ rief ihr Don Manuel beruhigend zu und verließ hastig das Gemach.

„Keine Gnade hier, keine Hoffnung dort!“ schluchzte Ines, sich langsam erhebend und dann in den Stuhl sinkend. „Er ist unerbittlich und selbst die Gefahr, die so drohend in diesem fürchterlichen Menschen an ihn herantritt, stimmt ihn nicht versöhnlich gegen Andre! Wohin ich blicke, nichts als Verzweiflung und Entsetzen! . . . Und dennoch,“ rief sie plötzlich, sich ermannend und sich ihrer Muthlosigkeit schämend. „Ich habe wenigstens Frist gewonnen! Sagte ich nicht Rudolf, er solle auf m i c h bauen? Mag der Himmel sich noch so drohend umwölken, vielleicht bricht dennoch ein Sonnenstrahl durch diese Nacht, der Alles wieder mit Licht erfüllt! . . . Des Vaters starker Wille soll auch m i c h mit gleicher Kraft beseelen, wenigstens meine Hoffnung stützen bis zum letzten Moment!“ . . .

Ines versank in tiefes Nachdenken, aus welchem sie wiederum Ortmann's schonende Stimme weckte. Erschreckt blickte sie auf, denn ihre Gedanken hatten sie weit abgeführt. Erst

als sie des greisen Dieners wohlwollendes Antlitz sah, wußte sie sich wieder zu sammeln.

Sie erhob sich und mit einem sanften „gute Nacht, lieber Ortmann!“ entfernte sie sich, um ihr Zimmer zu suchen.

Kopfschüttelnd stand Ortmann da und betrachtete das unberührte Thee-Service.

„Kein Wunder, wenn ihnen in dessen Gegenwart der Appetit vergangen!“ murmelte er vor sich hin. „Es muß wohl zu heftigen Erklärungen gekommen sein!“ setzte er hinzu. „Ich begreife nur nicht, was das Fräulein mit diesem Besuch zu schaffen hatte! ... Hm! Nun sie wird mir schon Alles erzählen!“

Mit diesem Trost bemächtigte sich Ortmann des Theegeschirrs und setzte im Zimmer Alles wieder in seine gehörige Ordnung.

XIV.

Die Feuerprobe.

Kaum einen Tag währte der Rausch, welchen Rudolf in den Armen der reizenden Catalina verschwelgte. Wer die Zaubergewalt kennt, welche ein schönes und leidenschaftliches Weib auf das empfängliche Gemüth eines jungen Mannes von lebhafter Empfindung übt, der begreift den Taumel, der den armen Rudolf, immer wieder zurückgerissen durch das bestrickende Lächeln dieses Weibes, immer wieder hinsinkend in Bewunderung ihrer Schönheit, so lange umfangen hielt.

Und Catalina war nie so schön, nie so bezaubernd gewesen wie jetzt, wo sie zum ersten Male liebte. Ihr Herz jauchzte vor Wonne, ihr Auge lächelte nur Seligkeit, ihr Antlitz strahlte von dem Wiederschein eines von nie gefühltem Glück trunkenen Herzens. Mit dem glücklichsten Lächeln, mit einer keine Schranken kennenden Heiterkeit, mit einer Gluth der Empfindung, deren nur die erste Liebe eines so heißblütigen Wesens fähig ist, schloß sie den jungen Mann immer und immer wieder in ihre Arme, schaute sie ihm immer wieder in's Auge, überhäufte sie ihn mit den heißesten Küssen. Fessellos und übersprudelnd in Allem, wozu sie der Affect antrieb, war sie so ausgelassen vor Glück,

daß Rudolf sich selbst kaum wiederfand in diesem Wirbelwind ihrer Leidenschaft.

Wie elend, wie kalt und trostlos erschien ihr das Leben, das sie bisher geführt! Jenes Dasein war in ihren Augen jetzt nur eine mechanische Existenz; nie war ihr ein Gedanke gekommen, daß dieses Leben höhere Ziele haben könne; nie hatte sie eine Ahnung gehabt von der wundervollen Welt, welche das Herz in sich aufzunehmen vermag. Nie auch hatte sie, wie wir schon früher hörten, einen Begriff gehabt, was Schönheit sei, und erst wenn jetzt zufällig ihr Blick in den Spiegel fiel, wenn sie ihr Antlitz so überstrahlt von unnennbarer Wonne sah, staunte sie ihre eigenen Züge an, ja es war ihr kaum erklärlich, daß dies dieselbe Catalina sei, die sie bei solchen Gelegenheiten früher sich gegenüber gesehen. Wie gesagt, eine neue Welt war ihr erschlossen: die Welt des Herzens, das sonst nur aus Angst, aus Schreck, aus Schmerz seine merkbaren Schläge gethan und jetzt so anders klopfte, als sei jeder Schlag desselben ein innerer Freudenhall.

Die arme Catalina! Sie wußte nicht, wie glücklich ein Herz, das dieses trügerische Glück der Liebe nie gekannt; sie wußte nicht, daß all den Schmerzen gegenüber, welche sie uns für einen einzigen kurzen Traum der Wonne in Tausch giebt, jene Schmerzen ein Trost sind, welche die Berührung mit der uns gleichgültigen Außenwelt dem noch unerfahrenen, unverletzten Herzen verursacht. Sie sollte erfahren, daß sie ein Trugbild umarmt.

Als Rudolf am andern Morgen erwachte und das Ereigniß des gestrigen Abends wieder vor seine Seele trat, erschrack er

vor sich selbst in einer Weise, daß sein Herzschlag stockte. Ines hatte er verrathen, sie, die er mit solcher Innigkeit liebte! So sagte ihm eine wüste Erinnerung. Und dennoch: war dies möglich, war er dessen fähig?

Er rief sich Alles in's Gedächtniß zurück, was mit ihm vorgegangen, und doch vermochte er nicht daran zu glauben. In seiner Erinnerung spielte ein kleiner Pavillon, den er früher nie gesehen, da sein Fuß gestern zum ersten Male den Garten betreten, eine wichtige Rolle. In diesem Pavillon war das Unerhörte geschehen, das Unerhörte, das seiner Ueberzeugung nach nur ein Traum sein konnte.

Kaum angekleidet, eilte er in den Garten hinab, um sich zu überzeugen, daß dieser Pavillon wirklich existire. Alle Gäste des Hôtels befanden sich bereits auf der Brunnenpromenade, der Garten war also leer.

Zu seinem nicht geringen Schreck entdeckte er wirklich das Dach des Pavillons, das aus einem Gebüsch herausragte. Und dennoch g l a u b t e er noch nicht. Mit unsichrem Fuße eilte er näher. Wirklich, da lag der Pavillon; da war die Stelle, wo er jenes so himmlisch schöne Weib in seinem Arm aufgefangen, und da auf jenem Stuhl — —

Ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entschlüpfte seinem Munde, denn die Erscheinung der Nacht wiederholte sich eben im ganzen und vollen Lichtglanz der Morgensonne.

Da saß vor ihm dasselbe wunderschöne Weib mit dem großen, seelenvollen Auge, das ihm gestern zugelächelt, mit den so wollüstig geschnittenen Lippen, die er gestern im Taumel der Sinnlichkeit mit Küssen bedeckt! Nur das schwarze Gewand war

gegen eine verführerische blaßgelbe Morgenrobe vertauscht, und auch so bleich nicht wie gestern Abend war dieses Engelgesicht, denn die Frische der Jugend strahlte von ihren Wangen und dieses große schwarze Auge — —

Unwillkürlich fuhr Rudolf zurück, als die Gestalt sich erhob, ihm entgegensprang, ihre beiden runden Arme um seinen Nacken schlang, ihn in den Schatten des Pavillons zog und ihn hier mit den glühendsten Küssen überhäufte.

„Du bist es schon!“ rief sie mit ihrem so seltsam und naiv klingenden Dialekt. „Ich glaubte, Du lägest noch in tiefem Schlummer; mich aber, die der Schlaf während der ganzen Nacht floh, mich trieb es hier hinab; ich mußte noch einmal in Gedanken den glücklichen Augenblick durchleben, der uns gestern Abend hier zusammenführte!... Ach, mein Rudolf, wie unsäglich glücklich macht mich das Bewußtsein, von Dir geliebt zu werden!“

Und wieder preßte sie ihn an sich und herzte und liebkoste ihn mit so kindlicher Freude und Innigkeit, daß das Herz des jungen Mannes, das vorhin vor Schreck erstarrt, in den heftigsten Tumult gerieth.

Das Blut drängte ihm zur Stirn und verursachte ihm im ersten Moment heftigen Schwindel. Die Anklage, welche das Herz gegen den Verstand erhob, der gestern sich hatte überrumpeln lassen, machte ihn verwirrt. Er sah, daß er diesem ihm so innig und warm entgegeneilenden Wesen die Berechtigung gegeben, an eine Liebe zu glauben, die in seinen eigenen Augen ein Verbrechen war. In seine Empörung über sich selbst mischte sich sogleich ein natürliches Mitleid, ja mehr als dies, eine wahr=

hafte Sympathie, die ihm nicht minder strafbar erschien. Er war jung und von leidenschaftlichem Temperament, Catalina war schön, ungewöhnlich schön, in ihrem ganzen Wesen lag eine so kindliche Ursprünglichkeit, die unwillkürlich fesselte — was auch Rudolf an Vorwurf fühlte, von so reizenden Armen und mit so viel Herzlichkeit, so rührendem Vertrauen, so wahrhafter Hingebung umschlossen, tauchte auch jetzt der Verstand wieder unter; unfähig zu jedem Widerstande sank er in Catalina's Arme.

Als Reinhard am Mittage bei ihm erschien, war dieser so verstimmt, daß er die Veränderung in Rudolf's Wesen, den scheuen, umherirrenden Blick desselben nicht gewahrte.

Reinhard war Offizier gewesen, hatte seinen Abschied genommen, um von einem nur geringen Vermögen eine einfache Existenz zu führen und seiner Neigung zur Bildhauerei fröhnen zu können. Sein Lieblingsgedanke war eine Reise nach Rom gewesen, um dort die Antike zu studiren; jetzt aber hatte er sich so sehr an Rudolf's Gegenwart gewöhnt und harmonirte so sehr mit diesem, daß er sich schwer zu einer Trennung entschließen konnte, und seit Wochen hatte er von diesem Plane nicht gesprochen.

Reinhard warf sich in Rudolf's Zimmer auf einen Sessel und stützte die Stirn in die Hand.

„Traurige Nachrichten, Rudolf!“ begann er, als er sah, daß dieser nicht nach der Ursache seiner Verstimmung fragte. „Mir ist's gegangen, wie dem Hund, der in der Fabel mit einem Stück Fleisch im Maul durch den Fluß schwimmt, nach dem Fleisch schnappt, das sein Schatten im Maule trägt, und dabei das seinige verliert. Ich bin ruinirt!“

„Ruinirt?" wiederholte Rudolf fast empfindungslos und in dumpfem Ton. „Du bist ruinirt?"..

„Ja, ruinirt, wenn Einer ruinirt werden kann, der ohnehin wenig hat! Um ein paar hundert Thaler Zinsen mehr einzunehmen als bisher, ließ ich mich von einem Bankier überreden, ihm mein kleines Vermögen zu übergeben, und soeben bringt mir ein Brief die Nachricht, daß er fallirt. Jetzt bin ich ein Unglücklicher, der sich hier nicht einmal als Croupier anstellen lassen kann, weil er zu ungeschickt ist!... Ich würde den ganzen Verlust meines bischen Vermögen leichter verschmerzen, wenn ich mich nicht anklagen müßte, eine Dummheit begangen zu haben, zu der mich die elendeste Habsucht verleitete!"

Rudolf, der verlegen in einem Buche geblättert, warf dasselbe zur Seite.

„Du weißt, Reinhard, daß Alles, was mir gehört, Dein Eigenthum ist. Tröste Dich also!"

„Ein Trost, von der Gutmüthigkeit eines Freundes zu leben!" rief Reinhard bitter. „Ich danke Dir für Deinen Edelmuth, Rudolf; mein Entschluß ist gefaßt. . . . Ich Narr, der ich gestern, als ich schon ein Bettler war, noch die Unverschämtheit hatte, auch das noch, was mir einzig und allein übrig geblieben, mein gutes Herz, an ein Weib zu verschwenden, das mit diesem wahrscheinlich nicht anders gehandelt haben würde als jener Bankier mit meinem Gelde! . . . Doch genug davon! Ich kam, Rudolf, um Dir Lebewohl zu sagen. Meines Bleibens ist hier nicht mehr!"

Rudolf ward erst durch diese Worte zur vollsten Theilnahme an dem Schicksal des Freundes geweckt.

„Reinhard!“ rief er aufspringend und den Arm des Freundes ergreifend. „Verzeih, daß Dein Schicksal mich vielleicht unempfänglicher getroffen als Du es erwarten durftest. Du weißt nicht . . . Du begreifst nicht . . . Ich war soeben in das Labyrinth meines eigenen Schicksals vertieft, das mir immer mehr unentwirrbar erscheint . . . Kann Dir ein Freund, der selbst so sehr des Rathes und Trostes bedarf, in Deiner Lage behülflich sein, Du weißt ja, Reinhard, daß meine Freundschaft jede Probe bestehen würde.“

Reinhard schüttelte traurig den Kopf, sein Auge hatte sich gefeuchtet; der Schlag, welcher ihn getroffen, hatte seinen Muth für den Augenblick tiefer gebeugt, als er sich den Anschein geben wollte.

„Laß mich meines eigenen Weges gehen, Rudolf!“ sagte er von Schmerz bewegt. „Vielleicht soll dieser Schlag mir eine Mahnung des Schicksals sein, daß es frevelhaft, meine Jugendkraft so im Nichtsthun, in elendem Dilettantismus, der dieser Welt doch keinen Nutzen schafft, zu verbringen. Wenn das Schicksal kein blindes Ungefähr ist, will ich diesen Schlag so auslegen und zur Ausführung eines Planes schreiten, der seit Kurzem mir bereits vorschwebte, für den aber meine Trägheit zu groß gewesen sein würde, wenn mich nicht das Schicksal förmlich beim Kragen gepackt hätte . . . Laß mich gehen, Rudolf! Ich kehre heute noch einmal zurück, um Dir Lebewohl zu sagen!“

Rudolf legte den Arm um Reinhard's Schulter. Das Schicksal des Freundes hatte seine Verzweiflung für den Augenblick durchkreuzt.

„Reinhard," sagte er in eindringlich bittendem Tone. „Ich beschwöre Dich, laß mich jetzt nicht allein! Du kannst mich jetzt nicht verlassen, wo ich Deiner Hülfe wahrscheinlich mehr bedarf als Du es ahnst! Was ist schnödes Geld, was für einen Werth kann es für Den haben, der den Muth, die Kraft fühlt, wie Du sie eben zeigst? . . . Sieh," fuhr er mit trübem Lächeln fort, „der Sachwalt, den ich zum Verkauf meiner beiden Güter bevollmächtigte, zeigte mir vor einigen Tagen an, daß er, da der Herzog von ** dieselben gekauft, heute hier eintreffen werde, um mir die ganze Kaufsumme zu überbringen. Du weißt, Reinhard, daß für mich jeder Genuß ein unbefriedigender ist, wenn ich ihn nicht mit Dir theilen kann! Die Summe, welche mir mein Bevollmächtigter anzeigt, übertrifft etwa um eben so viel meine Erwartungen als Du nach Deiner eigenen Aussage Dein nanntest; ich habe kein Recht auf dieses unerwartete Mehr, wenn mein Freund, wenn Reinhard das Seinige unverschuldet eingebüßt; nimm es von mir an und laß uns Beide nicht mehr daran denken!"

„Du bist brav, Du bist edel, Rudolf, ich weiß es, aber ich danke Dir für Dein Anerbieten; mein Entschluß steht fest! Suche nicht in mich zu dringen, es ist besser so!"

„Dann versprich mir wenigstens, mich jetzt nicht zu verlassen! Ich schwör' es Dir, Reinhard, Du reißest mich in's Unglück, wenn Du von mir gehst; ich bedarf mehr als je der Nähe eines Freundes, denn . . . ."

Rudolf erröthete, er wagte nicht das Bekenntniß seiner Schuld, er schämte sich desselben vor Reinhard.

Dieser, mit sich selbst und seinen Plänen beschäftigt, blickte mit einer gewissen Indifferenz vor sich hin.

„Reinhard, nicht wahr, Du versprichst mir, wenigstens für den Augenblick nicht von mir zu gehen?“ wiederholte Rudolf.

„Wenn Du es vor Dir selber verantworten kannst, Rudolf, mich mit Scheingründen zu täuschen!“ sagte Reinhard tonlos.

„Scheingründen! Ich schwöre Dir, Reinhard ... Ach, ich bin ja auf Deine Unterstützung angewiesen; ich bin verloren, sobald Du von mir gehst und mich dem Zwiespalt überlässest, der seit mehreren Tagen in mir wüthet ... Erlaß mir jede fernere Erklärung, Reinhard, begnüge Dich mit der Versicherung, daß ich der unselbständigste Mensch bin, daß ich...“

Rudolf ward hier durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Ein Fremder in leichtem sommerlichen Reisekostüm trat ein und eilte mit einer gewissen Vertraulichkeit auf ihn zu. Es war derselbe Sachwalt, von welchem Rudolf soeben gesprochen und der seinen Clienten in einer Aufregung und Zerfahrenheit fand, die ihn anfangs frappirte.

„Ich bin Ihnen nicht willkommen, Herr von Heinrichsfeld?“ begann dieser mit einem fragenden Blick auf Reinhard.

„O doch ... doch! Herzlich willkommen!“ rief Rudolf sich sammelnd. „Ich habe keine Geheimnisse vor meinem Freunde Reinhard; ich habe ihm soeben erst gesagt, daß ich Ihre Ankunft erwarte! Nicht wahr, Sie bringen mir zugleich Grüße und Nachrichten von meiner Mutter?“

„Allerdings, Herr von Heinrichsfeld! Sie war besorgt um Sie, weil sie ohne Nachricht von Ihnen war, doch freue ich

mich, sie beruhigen zu können! Erlauben Sie mir übrigens, meine geschäftlichen Angelegenheiten in Kürze mit Ihnen zu ordnen, da mich in einer Stunde eine andere Geschäftssache nach ***, vier Stunden von hier, ruft. Bei meiner Rückkehr gestatten Sie mir dann wohl die Freude, einige Stunden in Ihrer Gesellschaft zu verbringen. Ich bitte um Dinte und Feder, um mich der Summen entledigen zu können, die ich in Wechseln nach Frankfurt brachte, dort mir zu Ihrer Bequemlichkeit auszahlen ließ und Ihnen hier zu übergeben habe. Die Modalitäten des Verkaufs Ihres Gutes und des Vorwerks habe ich Ihnen bereits durch die Post mitgetheilt. Ich habe demnach nur Ihnen die Kaufsumme zu überantworten, und kann also in einer halben Stunde wieder auf dem Bahnhofe sein!"

Rudolf war nichts angenehmer als diese Abkürzung einer Geschäftssache, die ihm in der That für den Augenblick höchst unerwünscht kam. In Gegenwart Reinhard's zählte der Sachwalt eine Reihe von Banknoten im Betrage von gegen hunderttausend Thalern auf, ließ sich von Rudolf den Empfang bestätigen, und dieser legte sie zerstreut in das grüne Portefeuille zurück, in welchem der Sachwalt die Banknoten überbracht.

„Du siehst, Reinhard, das Schicksal selbst giebt Dir einen Wink, nicht zu verzagen!" sagte Rudolf, als der Geschäftsmann sich mit dem Versprechen entfernt, in vier Tagen zurück zu sein. „Diese Summe genügt für uns Beide, um wenigstens von Sorgen frei zu leben, sofern wir klug genug sind... uns nicht selbst durch Thorheit Sorgen zu bereiten," setzte er mit einem Seufzer hinzu... „Reinhard," fuhr er hastiger fort, in-

dem er mit einer plötzlichen fieberartigen Hitze die Hand des Freundes ergriff und ihn mit sich zum Sopha zog. „Reinhard, in meiner Brust, in meinem Kopf ist es so wüst, auf meinem Herzen drückt eine Last, wie sie kaum ein Mörder zu fühlen vermag; eine fürchterliche Unruhe jagt meine Gedanken, treibt mein Blut; das Bewußtsein einer nie zu tilgenden Schuld sprengt mir die Brust; ich muß mir Ruhe verschaffen, indem ich mich Dir anvertraue... Reinhard, willst Du mich anhören, willst Du mir helfen, so fern es in Deiner Macht liegt?"

Reinhard vergaß seine eigne verzweifelte Lage, als er den Freund in plötzlich so steigender Unruhe sah. Mit der höchsten Spannung in seinen Gesichtszügen blickte er Rudolf an; er sah, wie dieser beim leisesten Geräusch auf dem Corridor zusammen fuhr und wirklich alle Zeichen der höchsten Angst verrieth.

„Ich begreife Dich nicht, Rudolf!" sagte er mit inniger Theilnahme. „Du warst mir schon seit einigen Tagen ein Räthsel; ich selbst war schon gezwungen, einem Verdacht in mir Raum zu geben, der mir freilich thöricht erschien, zu dem Dein Benehmen aber herausforderte. Ich sah Dich zerstreut, unruhig, brütend, unzufrieden mit Dir selbst. Du suchtest mich zu meiden, ja sogar Dein Auge wich dem meinigen aus. Rudolf, wäre es wirklich denkbar, wäre es möglich, daß dieses schöne Weib . . ."

Rudolf's Antlitz bedeckte sich mit flammender Röthe, er ballte die Hand vor seiner Stirn und schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Dieses Weib . . . ja ja . . . Dein Verdacht war nur

allzu begründet!“ rief er aus. „Der Himmel mag es wissen und verantworten, wie ich in die Arme dieses Weibes gerieth! Ich selbst weiß nur, daß das Verhängniß mich, der ich sie floh, wie Du selbst gesehen, mich, der ich sie selbst in meiner Angst endlich aufforderte, meinen Weg zu meiden, daß es mich trotz all meinem Widerstreben rettungslos in die Arme dieses Weibes jagte! ... Reinhard, ich schwöre es Dir bei meiner Seligkeit, daß ich meine Ines mit der höchsten Leidenschaft anbete, daß ich sie liebe mehr als mein Leben, daß jeder Schlag meines Herzens ihr gehört! Und dennoch ... ist es nur erklärlich, ist es nur denkbar, daß ich trotz dieser Liebe schwach genug sein konnte, einem zweiten Wesen nicht zu widerstehen? ... Stelle Dir vor, Reinhard, Du begegnetest in der Stille des Abends einem so göttlich schönen Weibe wie diesem; stelle Dir vor, Du gebötest ihr barsch, die Stätte zu verlassen, an welcher sie ahnungslos und in sich selbst gekehrt ein stilles, friedliches Plätzchen gefunden. Stelle Dir vor, sie blicke Dich an mit unbeschreiblichem Ausdruck des Vorwurfs, der Demuth in dem großen, bezaubernden Auge, sie erhebe sich, um dem barschen Gebot schweigend zu gehorchen, und breche dann ohnmächtig zusammen. Welcher Sterbliche hätte es über sich gewonnen, sie hülflos zu Boden sinken zu lassen! ... Ich that, was die Menschlichkeit gebot, und als sie in meinem Arm erwachte, als ich Thränen des Schmerzes über so rauhe Behandlung in ihrem Auge sah, als mein Arm das göttlichste Ebenmaß der Formen umschlang, dessen je ein Weib sich zu rühmen vermocht, und als endlich ... Reinhard, als endlich dieses Weib mich in der kindlichsten, rührendsten Weise empfinden ließ, daß nicht nur ihr Stolz,

sondern ihr Herz diese Thränen vergoß, daß sie mich liebe ... Reinhard, es bedurfte größerer Charakterstärke in jenem Augenblick, als i ch besitze, um nicht zu erliegen! ... Jetzt bin ich verloren, verächtlich sogar in meinen eignen Augen! Der Leidenschaft d i e s e s Weibes zu widerstehen, vermag kein Staubgeborner; einen Engel an Güte und Herzensreinheit wie sie zurückzustoßen, ihr zu sagen: nur Lug und Trug, nur schnöde Sinnlichkeit war es, was mich diese kurze Zeit in Deinen Armen erhielt, ich bin erwacht aus diesem Taumel! ... Reinhard, ich zittre vor dem Gedanken an die Nothwendigkeit dieses Geständnisses; ich habe nicht den Muth, nicht die Kraft dazu, denn Catalina ist zu edel, zu wahr, zu herzlich, als daß ich einer solchen Grausamkeit fähig wäre ... Und dennoch ist der Augenblick, der sie aus ihrem Seligkeits-Traum erweckt, nicht zu vermeiden. Ich weiß, er tödtet sie; kann ich aber anders?... Eine Doppellast erdrückt meine Seele: hier das Bewußtsein des schnödesten Verbrechens, der fluchwürdigsten Herzlosigkeit; dort mein Frevel gegen Ines, der ich seit mehren Tagen schon nicht mehr ins Auge zu blicken wagte. Ich habe Catalina verrathen, ich habe Ines verrathen. Was soll ich beginnen, wie mich retten aus dieser fürchterlichen Lage? ... Ich liebe Catalina nicht, ich k a n n sie nicht lieben, denn nur Ines erfüllt mein ganzes Herz, und dennoch habe ich in Catalina ein Weib erkannt, das so edel und erhaben, so rein an Seele und dennoch so hingebend in der Gluth ihrer Empfindungen, daß ich... Reinhard, ich beschwöre Dich, hilf mir aus dieser fürchterlichen Lage!“

Reinhard hatte sich während dieser Erzählung ein wenig beruhigt. Ein schmerzliches Lächeln überflog sein Antlitz.

„Rudolf," sagte er, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Du sagtest, es sei ein Taumel gewesen, der Dich in die Arme dieses jungen Weibes geworfen. Du selbst erinnerst Dich, wie sehr ich noch vor einigen Tagen für dieses schöne Weib schwärmte, wie mich sogar die Eifersucht anwandelte, als ich aus gewissen Zeichen entnehmen zu müssen glaubte, daß sie ihr Auge auf Dich geworfen. Nichts ist mir begreiflicher, als daß Du mit Deinem heiteren, harmlosen Gemüth in die Netze fielst, in die auch ich ohne Zweifel gerathen wäre, hätte mich das Unglück getroffen, von dieser Dame als Opfer erkoren zu sein!"

Reinhard sprach die letzten Worte mit so satyrischer Betonung, daß Rudolf aufhorchte und ihn groß anschaute. „Wie ich sagte, Rudolf," fuhr Reinhard fort, „auch ich wäre mit derselben Schwäche ihr Opfer geworden, wenn sie mich dazu erkoren hätte, und aufrichtig gestanden: hatte das Schicksal einmal beschlossen, mich zum armen Mann zu machen, viel lieber hätte ich das Wenige, was ich besaß, in diesen reizenden Schooß geworfen, als mich so schnöde darum betrügen zu lassen. Du bist nicht der Erste, den sie um sein Herz gebracht, und würdest auch nicht der Erste gewesen sein, den sie um Herz und Vermögen gebracht, und ich wünsche Dir Glück, daß Du zeitig genug aus dem Taumel erwacht, um die Summen zu retten, die ich vorhin in Deine Hände niederlegen sah."

Bei diesen Worten warf Reinhard einen Blick auf das noch immer auf dem Tische liegende Portefeuille.

Auf Rudolf machten die kalten Worte des Freundes den heftigsten Eindruck. Die Stirn runzelnd, das Auge mit finsterm Vorwurf auf Reinhard geheftet, starrte er diesen an.

„Reinhard,“ rief er endlich, „als ich Dich soeben zum Vertrauten machte, gab ich Dir nicht das Recht, ein Wesen zu verunglimpfen, das über Deine Verleumdung so hoch erhaben wie der Himmel über uns Beiden!“

Ein Lächeln des Zweifels war Reinhard's Antwort. Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Ich wiederhole Dir, Reinhard, Du verleumdest das edelste, uneigennützigste Weib, das nur durch seine Unbekanntschaft mit der Welt und ihren Gewohnheiten zum Stichblatt dieser Verleumdung geworden sein kann! Catalina kann nicht täuschen, sie kann nicht lügen, denn ihre Seele ist wahr, offen und edel! ... Was, Reinhard, gab Dir Veranlassung zu einer solchen Verunglimpfung?“

Reinhard schaute seinen Freund lange und fragend an.

„Was mir die Veranlassung gab?“ wiederholte er. „Du erinnerst Dich, daß ich mit Ludwig's Hülfe zu erfahren suchte, wer sie sei. Dies gelang uns sehr bald, als wir uns ernstliche Mühe gaben. Man sagte uns, sie komme soeben von B**, wo sie Wochen lang sich als Agentin des Spielpächters aufgehalten. Man erzählte uns sogar einen Vorfall, der uns von einem Augenzeugen bestätigt wurde. Da dieser Mann sein Ehrenwort für die Wahrheit seiner Aeußerung verpfändete, so hatte ich keinen Grund, an derselben zu zweifeln, und bedauerte nur, daß eine so elende Seele in einer so engelgleichen Hülle stecke. Du siehst mich vollkommen geheilt von meinem Enthusiasmus für diese Schöne!“

„Lüge! schamlose, niederträchtige Lüge!“ rief Rudolf in höchster Entrüstung, während er aufsprang. „Du weißt,

Reinhard, daß ich soeben erst Deine Hülfe in Anspruch nahm, Du weißt also, wie sehr ich meinen Leichtsinn bereue. Hätte ich nur die allergeringste Berechtigung, an die Wahrheit Deiner Worte zu glauben, ich würde mit leichtem Herzen ihr den Rücken wenden, ja ich würde hierin ein unendliches Glück für mich selbst erblicken! Ja noch mehr, Reinhard: in dem Bewußtsein des ganzen Elends, in das mich ein einziger unbewachter Augenblick gestürzt, wäre ich vielleicht im Stande, niedrig genug zu sein, Deine Worte zum gemeinsten Vorwande für meine eigne Rettung auszubeuten, wenn ich in diesem Weibe nicht das Herz des unschuldigsten, liebevollsten Kindes entdeckt hätte, das zu brechen mir als ein strafbarer Gedanke erscheint!"

Eine kurze Pause trat ein, während welcher Rudolf in höchster Entrüstung im Zimmer auf und ab schritt.

„Verzeih mir die Aeußerung, Rudolf," nahm Reinhard endlich wieder das Wort. „Du sagtest vorhin, Du seist aus Deinem Rausch erwacht. Ich finde dies nicht. Dein Blick, Dein Urtheil ist noch umschleiert und eben deßhalb begreife ich, wie schwer es Dir noch wird, Dich Deinem Wahne zu entreißen. Komm erst ganz zu Dir, armer Freund, und Du wirst Deine Aufgabe viel leichter finden als in diesem Augenblicke! Sammle Dich, überlege und . . . handle!"

Rudolf hielt in seiner heftigen Promenade vor Reinhard stehend inne.

„Ich selbst sagte Dir, mit welch' entsetzlicher Nüchternheit ich einen Blick in meine Lage werfe! Du weißt auch, Reinhard, mit welcher oft unverzeihlichen Leichtfertigkeit ich wohl bisher den Ruf eines Weibes mit Füßen trat, wie dies leider in unsern

Kreisen nur zu sehr die Gewohnheit ist. Schon dies, im Verein mit der Leichtigkeit, welche ich selbst oft meinem Charakter zum Vorwurf gemacht, sollte Dich überzeugen, daß ich weniger blind den Weibern gegenüber, als Du mich soeben beschuldigst. Weibertugend gehörte lange in meinen Augen zu denjenigen Schätzen des Lebens, welche ich zu würdigen sehr wenig Sinn hatte, weil mir keine Gelegenheit hiezu geboten wurde. Jetzt stehe ich vor Deinem Urtheil wie ein plötzlich vom Staar Geblendeter! Wohlan denn, Reinhard, ich will Dir einen glänzenden Beweis geben, wie richtig mein Urtheil, das eines Geblendeten! Ich unternehme ein Experiment, von dem ich vorher weiß, daß es meine eigne Rettung um ein unendliches erschwert, aber es muß geschehen, damit ich mir nicht noch eine neue Schuld auflade, indem ich gegen meine eigene Ueberzeugung ein edles Weib der gemeinsten Verunglimpfung von Seiten der Welt preisgebe ... Catalina erwartet mich. Ich mußte ihr versprechen, Sie heute Vormittag auf einer Promenade nach einem Lieblingsplätzchen zu begleiten, das sie sich für ihre Spaziergänge ausgesucht. Vielleicht bemerktest Du, wie sehr meine Unruhe vorhin mit jedem Augenblick wuchs, denn ich kenne Catalina's Ungeduld, ihre Leidenschaftlichkeit! Unbefangen, nichts Böses in dem sehend, was sie im Drange ihres Herzens thut, wird es ihr in ihrer Wohnung keine Ruhe lassen; jede Secunde durfte ich erwarten, daß sie selbst an meine Thür poche, um mich an mein Versprechen zu mahnen und mich zur Promenade abzuholen; da nun die verabredete Stunde schon verstrichen ist ... Ich erwarte sie hier. Mag geschehen, was unvermeidlich ist, mag mein Benehmen ihr das Herz brechen, ich will

wenigstens einen lebenden Zeugen haben, der sie vor der Welt vertheidigt, der die Niederträchtigkeit zu Schanden machen soll, welche den makellosen Ruf eines Weibes in so elender Weise zu beschädigen sucht. . . . Ich höre Catalina's Kleid im Corridor rauschen," setzte er hastiger und mit Mühe seine plötzlich steigende Aufregung bemeisternd hinzu, während sein Antlitz sich wieder mit hoher Röthe bedeckte. „Was es mich auch kostet, ich will Dir einen Beweis geben, wie sehr Du Catalina Unrecht gethan! . . . Trete jetzt eilig in mein Cabinet!" rief er schnell, indem er Reinhard beim Arm ergriff, ihn vom Sopha aufzog und zur Seitenthür drängte. „Du sollst Richter sein über sie, damit Du eines Urtheils auch über meine Schwäche fähig! Nur der Zweck entschuldigt, was ich thun werde, auf keinen Fall aber wirst Du Deine Anwesenheit verrathen!"

Damit schob er Reinhard in das Cabinet.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür und Catalina erschien, von ihrer Kammerfrau gefolgt, der sie auf der Schwelle einen Wink gab, sie im Corridor zu erwarten.

Ein leichtes meergrünes Promenadenkleid umhüllte die schlanke Gestalt Ctalina's, deren Conturen ein durchsichtiger weißer Shawl nicht zu verheimlichen vermochte. Keck saß das weiße Hütchen mit wehender Feder auf dem reichen schwarzen Haar, eine leichte Röthe innerer Bewegung hatte die Wangen etwas mehr als gewöhnlich angehaucht, während aus ihren feurigen großen Augen die lebhafteste Ungeduld sprach.

Mit einem Lächeln innigster Glückseligkeit schwebte sie Rudolf entgegen, dessen Blick gegen seinen Willen mit größter Bewunderung an dem reizenden Wesen hing, während er sich

innerlich die Ruhe zu erkämpfen suchte, von der seine Seele so weit entfernt war. Einen Seufzer erstickend, trat er ihr entgegen und wie sehr auch sein Lächeln mißlang, Catalina bemerkte dies nicht in ihrer Freude, den Geliebten wieder zu sehen, mit dem doch ihre Gedanken seit dem gestrigen Abend, wo sich Beide getrennt, ausschließlich beschäftigt gewesen waren.

„Du lässest mich warten, Rudolf!“ rief sie in ihrem so naiv klingenden Dialekt, während sie sich Mühe gab, ihm zu grollen. „Ich zählte die Minuten, und Du kamst doch nicht! So blieb mir also nichts übrig, als selbst den ungalanten Cavalier an sein Versprechen zu mahnen! . . . Oder ist es so s c h w è r, ein solches Versprechen zu halten?“ setzte sie schelmisch hinzu, indem sie ihm die eine Hand zum Kuß reichte und die andere auf seine Schulter legte . . . „Aber was ist Dir, Rudolf?“ setzte sie plötzlich erschreckt hinzu, ihm in's Auge blickend. „Du bist ernst, Rudolf! Du machst mich besorgt! Ist Dir Unangenehmes widerfahren?“

Rudolf's Blick streifte die Thür des Cabinets, hinter welcher Reinhard versteckt war, als wolle er sich überzeugen, ob dieser auch auf seinem Posten sei.

„Unangenehmes?“ wiederholte Rudolf, seine ganze Geistesgegenwart aufbietend, während er einen Kuß auf Catalina's Hand drückte . . . „Doch setze Dich, Catalina, und höre was ich Dir zu sagen habe!“

Mit diesen Worten wollte er sie zum Sessel führen. Catalina bewegte sich nicht von der Stelle.

„Nicht früher als Du mir gesagt hast, was in Dir vorgeht!“ antwortete sie bestimmt.

„Beim Himmel!“ murmelte Reinhard, der sie durch die Thürspalte beobachtete. „Fast möcht' ich selbst glauben, daß Rudolf Recht hatte!“

Giebt es doch nichts Ueberzeugenderes als den unmittelbaren, Alles besiegenden Eindruck der Schönheit, der alle die kalten Bedenken des Verstandes in die Flucht schlägt! Reinhard, vielleicht ein wenig gestachelt durch verletzte Eigenliebe, als er einsah, daß Catalina sich für Rudolf interessirte, Reinhard hatte nur zu bereitwillig der Verleumdung sein Ohr geliehen; jetzt aber, als er sah, mit welch' unverstellter Innigkeit das Herz dieses Weibes beim Anblick des Geliebten aus dem großen, seelenvollen Auge leuchtete, jetzt war er nur allzu bereit, sein Unrecht einzusehen, ehe er noch durch Beweise hiezu aufgefordert wurde. Mit unwillkürlicher Rührung beobachtete er, wie Catalina mit kindlicher Unbefangenheit Rudolf's Hand ergriff, wie sie dieselbe an ihre Lippen preßte, ihren Arm um seine Schulter legte und sich an ihn schmiegte.

„Rudolf,“ bat sie im Tone der tiefsten Empfindung, „sag' mir, was ist vorgefallen! Du bist zerstreut, Du bist nicht mehr derselbe, der Du gestern warst!“

Rudolf mußte sich die höchste Gewalt anthun; er mußte in Gedanken das Bild seiner Ines herauf beschwören, um sich gegen den verführerischen Zauber dieses Augenblickes zu wappnen. Reinhard war Zeuge seiner Haltung, es galt also, seine Rolle durchzuführen.

„Ich bin derselbe, Catalina,“ antwortete er, ihre Herzlichkeit, wenn auch nicht mit derselben Gluth, erwiedernd. „Doch höre mich an, Catalina, und urtheile nicht früher, als ich geendet.“

Catalina erstarrte fast bei dem kalten Ton des Geliebten, der ihr in's Herz schnitt. Mechanisch ließ sie den Arm sinken, der Rudolf eben noch so innig umschlungen; verwirrt, erschreckt blickte sie vor sich nieder. Mit einer gewissen Angst bemerkte Rudolf den Eindruck, welchen seine, doch noch nichts verrathenden Worte auf Catalina machten. Dennoch mußte er fortfahren.

„Ich war unbedacht, leichtsinnig, Catalina," sagte er. „Das Glück, von Dir geliebt zu werden, machte mich unbesonnen; es ließ mich vergessen, Dir etwas mitzutheilen, was Du doch wissen mußt."

Catalina's Glieder durchfuhr ein merkbares Beben. Jetzt erst erinnerte sie sich der Worte, welche Rudolf am Abend ausgestoßen und der Aeußerungen, die Reinhard ihr bei Tische gesagt. Rudolf war verlobt! In ihrem Glück, in ihrem Entzücken hatte sie nicht hieran gedacht, ja wenn sie daran dachte, so hatte sie jene Aeußerung für einen Scherz gehalten, und hiezu berechtigte sie ja Rudolf selbst!

„Du erinnerst Dich der Worte, Catalina, welche ich Dir bei unsrem Begegnen im Pavillon zurief. Ich beschwor Dich, mich zu verlassen; ich fluchte Dir sogar!" fuhr Rudolf fort. „Damals, Catalina, besaß ich wenigstens noch einige Gewalt über mich selbst; damals hatte die Vernunft noch Macht genug über meine Handlungen, um mir zu dictiren: vermeide dieses göttlich schöne Weib; fliehe sie, denn Du wirst sie nur unglücklich machen, da Deines Bleibens hier nicht ist, da andre Pflichten Dich fort rufen! Fliehe sie, damit nicht auch sie unglücklich werde, und durch Dich!... Eine Minute darauf war

es schon zu spät, Catalina," fuhr Rudolf mit immer mehr bewegter Stimme fort. „Als ich Dich in meinen Armen hielt, als ich eine Thräne aus Deinen schönen Augen perlen sah, gab es nichts mehr, was mich zurück zu halten vermocht hätte; der Gedanke, von Dir geliebt zu werden, machte mich blind und taub für die Stimme, welche soeben noch warnend zu mir gesprochen; ich hörte, ich sah nur noch Dich, Catalina, die ich schon mir selbst unbewußt mit einer Heftigkeit liebte, die mich selbst getödtet haben würde, wenn diese Gluth sich nicht Luft zu machen vermocht hätte. ... Der Himmel ist Zeuge der Wahrheit, mit welcher ich Dich liebte; dieses Herz hier empfand die verzehrendste Liebe, die je in einer Menschenbrust gelebt; ich war glücklich, unendlich glücklich, bis ... heute Morgen ein Mahner vor mich trat, der mir dieselben Worte wieder in's Ohr raunte, welche ich an jenem Abend überhören mußte. Unbarmherzig und strafend trat dieser Mahner an mich heran. Die kurze Frist war abgelaufen, welche er mir vergönnt hatte, an Deinem Herzen zu träumen, zu schwelgen, und an die Stelle der Wonne traten Vorwurf, Verzweiflung! ... Catalina, laß mich kurz sein: Wir müssen scheiden! Ob für immer, ich weiß es nicht; wohl aber weiß ich, daß ich für ewige Zeiten unglücklich sein werde, daß der Gedanke an Dich mir keine Ruhe hienieden mehr lassen wird, daß ich verloren bin für immer!"

Catalina hatte diese Worte schweigend, mit zu Boden gesenktem Blick angehört. Ihr Antlitz war bleicher und bleicher geworden. Mühsam erhielt sie sich aufrecht. Die kleine Ombrelle war ihrer Hand entsunken, diese tastete nach der Lehne des in ihrer Nähe stehenden Sessels, um sich zu stützen. Ihr

Athem schien zu stocken; wie leblos, eine bleiche Statue, ohne die geringste Bewegung stand sie da.

Rudolf hatte mit dem Talent eines Schauspielers, aber auch mit Aufbietung aller Kräfte gesprochen. Das Herz wollte ihm springen, als er Catalina vernichtet, gebrochen dastehen sah. Dennoch mußte er fortfahren. Er selbst sah ein, daß er diese Rolle nur zu Ende zu führen im Stande sei, wenn er zum Schluß eile.

Das Auge von ihr abwendend nahm er seine letzte Kraft zusammen.

„Catalina," sagte er mit bebender Stimme. „Wir müssen scheiden. Laß mich verschweigen, was mein eignes Herz bei dieser Trennung empfindet. Vielleicht will es das Schicksal, daß ich zu Dir zurückkehre. Nimm hier (Rudolf ergriff das noch auf dem Tische liegende Portefeuille), was ich an irdischen Gütern Dir zu opfern im Stande, um Dich vor materiellen Sorgen zu schützen. Verzeih, wenn mein Wunsch, Dich glücklich zu sehen, sich so weit verirrt, Dir *solchen* Dank zu bieten. Ueber mein *Herz* gebietet leider ein unbarmherziges Schicksal; *dies* hier ist Alles, worüber ich *selbst* zu gebieten vermag!"

Mit diesen Worten nahm er Catalina's Hand, um das Portefeuille in dieselbe zu legen. Diese Hand war kalt und starr.

In demselben Augenblick, wo das Portefeuille Catalina's Hand berührte, entfuhr ihren Lippen ein lauter, gellender Schrei und bewußtlos lag sie zu Rudolf's Füßen, ehe dieser sie aufzufangen vermochte.

Dieser Schrei rief Reinhard in's Zimmer. Entsetzt fiel

sein Auge auf die vor ihm liegende Gestalt und unentschlossen irrte sein Auge von der Unglücklichen zu Rudolf.

Dieser stand mit über der Brust gekreuzten Armen da und starrte Reinhard an.

„Hier siehst Du das Resultat der erbarmenlosen Probe, welche ich mit dem Herzen eines unglücklichen Weibes angestellt, um Dich zu überzeugen!“ sagte er mit der kalten Ruhe überwundener Verzweiflung. „Wer von uns Beiden, Reinhard, war jetzt der Geblendete?“

Reinhard fühlte den ganzen Vorwurf, der in diesen Worten lag, und mehr als die am Boden ausgestreckte Unglückliche überzeugte ihn das neben ihr liegende Portefeuille.

Als könne er dadurch wieder gut machen, was er herbeigeführt, stürzte er zu der Armen, kniete neben ihr nieder, ergriff die kalte Hand Catalina's, preßte sie in der seinigen, beugte sich über sie und starrte in das bleiche Antlitz.

„Rudolf,“ sagte er mit Entsetzen, „es war himmelschreiend, was Du thatest, aber ich bekenne ja, daß ich den größten Theil der Schuld daran trug... Komm, hilf nur, sie ins Leben zurück zu rufen; ich will sie auf meinen Knien um Verzeihung bitten!“

Mit eisiger Ruhe blickte Rudolf auf die Gruppe hinab.

„So ist das Erbarmen der Welt,“ sagte er mit finstrer Stirn, „die erst mit kalter Herzlosigkeit vernichtet und dann den Unglücklichen durch ihr Mitleid zu entschädigen sucht! ... So, Reinhard, sank Catalina in meinen Arm, als ich ihr barsch gebot, meinen Weg nicht zu kreuzen; so wie sie jetzt vor Dir liegt, hielt ich sie schon einmal in meinen Armen! Jetzt beurtheile den Grad der Verblendung, der mich in ihre Netze

führte! Ist dies Lug? Ist dieses Weib der Verstellung, der Intrigue fähig, so lügt auch die Sonne über uns, die unser Beider Elend jetzt beleuchtet! ... Reinhard, Du hast mich zu einer Handlung verleitet, welche mir die Schamröthe auf die Stirn trieb; zu einem Versuch, der meiner selbst unwürdig, den mein eignes Bewußtsein zum Verbrechen stempelt und der mir selbst jetzt zur Strafe wird! Rathlos stehe ich da, mit dem Fluch eines Doppelgefühls auf meinem Gewissen, den ich nach dieser Scene nicht mehr von mir zu wälzen vermag!"

Und die ganze Tragweite dieses strafbaren Experimentes überschauend, das ihn doch nur mit einer neuen Kette an ein Wesen fesselte, das zu fliehen, bei Zeiten zu fliehen ihm jede Secunde ruhiger Ueberlegung rieth, barg er das Antlitz in den Händen, bis Reinhard's Stimme ihn aus seiner Verzweiflung weckte.

„Rudolf, sie regt sich! Das Leben kehrt zurück!" rief dieser, als er fühlte, wie die in der seinen liegende kleine Hand ganz plötzlich zuckte und sich wieder mit warmen Blute füllte. „Rudolf, ich beschwöre Dich, steh' nicht so gefühllos da! Ihr Auge öffnet sich und sucht gewiß nach Dir! Komm, sag' ihr ein Wort des Trostes! ... Sieh nur, sie starrt mich an; sie entreißt mir ihre Hand! ... Rudolf, ich flehe Dich an. ..."

Ein tiefer, aus zerrissenem Herzen aufsteigender Seufzer der Unglücklichen unterbrach hier den besorgten Reinhard und dieser Laut erinnerte auch Rudolf an seine Pflicht.

Fast ebenso bleich wie die Daliegende kniete auch er neben ihr; er beugte sich über sie; ihr Blick traf den seinigen, ihr Auge lächelte ihm entgegen, dann aber mit sichtbarem

Schaudern wandte sie sich plötzlich wieder ab, stieß ihn von sich und wand sich in convulsivischem Zucken.

„Catalina!“ begann Rudolf in flehendem Ton. „Catalina, komm zu Dir! Ich schwöre Dir: was ich that, es geschah im Wahnsinn, ich wußte ja selbst nicht, was ich begann! Ich verfluche mich selbst! Auf meinen Knien will ich Dich um Verzeihung bitten, nur vergiß und zürne mir nicht!“

Dabei ergriff er die Hand, welche sie ihm entrissen, und suchte sie an seine Lippen zu führen.

Catalina's Auge haftete abermals auf seinem Antlitz. Dieses Auge war thränenlos, dieser Blick hatte einen finstern Ausdruck; dasselbe unheimliche Feuer, welches Rudolf bei ihrem ersten Anblick in Catalina's Auge entdeckt haben wollte, es glühte wiederum in diesem Auge. Rudolf, erschreckt, verwirrt, vernichtet unter der Wucht der Selbstanklage, senkte den eignen Blick; er taumelte zurück, als Catalina mit einer äußersten Anstrengung ihm ihre Hand entriß und sich selbst aufzurichten suchte.

Auch Reinhard war unwillkürlich zurückgewichen, frappirt durch den dämonischen Ausdruck dieses Auges und die Heftigkeit ihrer Bewegung.

Catalina, sich auf beide Hände stützend, blickte wild und hastig um sich. Sie erkannte nicht nur Rudolf, sondern auch Reinhard; sie erinnerte sich dessen, was mit ihr vorgegangen, und wußte jetzt, wo sie sich befand. Der ganze Vorfall trat in ihr Gedächtniß zurück und zwar mit der ganzen gehässigen Bedeutung, welche er in ihren Augen haben mußte.

Da sah sie vor sich den Mann, den sie mit der ganzen

Leidenschaft ihrer heißen Seele geliebt, den Mann, den sie mit der Innigkeit einer ersten Liebe an sich gedrückt, dessen Besitz für sie ein irdischer Himmel gewesen! Zum ersten Male hatte sie einen Mann zu finden geglaubt, der ihr nicht verächtlich erschienen war wie alle Jene drüben, deren Andenken für sie ein Gräuel war, der ein Herz besaß, das lieben konnte und an das sich ihre trunkene Seele festgesogen — — und jetzt plötzlich legte auch er die Maske ab, auch er bot ihr schnödes Geld für ihre Liebe!

Was war gegen seinen Frevel all die Kränkung, welche sie früher von charakterlosen und leichtsinnigen Männern erlitten! Jene, wenn sie ihnen in dem Strudel begegnete, in welchen das Schicksal sie geschleudert, sie thaten nur, was sie in der Sphäre des Leichtsinns und der Verschwendung, in welcher sie sich bewegten, zu thun berechtigt waren, und Catalina hatte Gelegenheit, jeden Uebermuth, jede Verletzung ihres weiblichen Zartgefühls zu rächen, indem sie diese Leichtsinnigen an den Bettelstab brachte. Diesen Mann aber liebte sie, und er —? Schon nach wenigen Stunden warf er, ihrer überdrüssig, die Maske von sich, weil er sich erinnerte, andre Verpflichtungen zu haben! Und um sich ihrer zu entledigen, bot er ihr eine Entschädigung, die in ihren Augen einem Bettler gebührte!

Bis dahin hatte Rudolf in ihr nur das liebende, hingebende Wesen gesehen, das in seiner Leidenschaft zu jedem Opfer bereit; hätte er es gewagt, sie anzublicken, er würde wie Reinhard jenes dämonische Feuer in ihren Augen leuchten gesehen haben, das, wenn es nicht der Ausdruck des Hasses war, doch das Auflodern einer Wuth verrieth, die zu Allem fähig.

Wie schon gesagt, Catalina kannte nur die Extreme. Der Stolz des Weibes war in ihr mit doppelter Gewalt erwacht und erstarkt, seit sie zum ersten Male erfuhr, was Liebe ist. Dieser Stolz erstickte im Augenblick jedes andre Gefühl. Sie sah in Rudolf nur den Betrüger, nur den Verräther.

Und doch, während ihr Blick auf ihm ruhte, als sie sah, wie er im Kampfe mit sich selbst, wie sein ganzes Erscheinen im grellsten Contraste mit den Worten stand, welche er vorhin ihr geäußert, dämpfte sich auch die Wuth, welche in ihr tobte. Lange und forschend ließ sie das Auge auf ihm ruhen, bis endlich Rudolf das seinige aufschlug.

Rudolf sah den entsetzlichen Vorwurf, der aus ihrem Blick sprach; sein Herz erzitterte unter diesem Blick und jetzt erst begriff er die ganze Schmach, mit welcher er die Liebe Catalina's gelohnt.

„Catalina!" rief er mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, der aufrichtigsten Reue. „Verzeih mir und höre mich an!"

Mit diesen Worten stürzte er zu ihr, hob sie in seinen Armen vom Boden, preßte sie an sich und bedeckte trotz Catalina's Widerstreben ihren Mund mit den glühendsten Küssen.

Diese fühlte nicht die Kraft, ihn zurück zu stoßen. Verwirrt durch diesen Widerspruch seiner Worte und seiner Handlung ließ sie Alles geschehen.

„Catalina," fuhr Rudolf fort, „verurtheile mich nicht ehe Du mich gehört! Bei meiner Liebe zu Dir schwöre ich, daß was ich that, nur dem Zweifler, meinem Freunde, den Beweis liefern sollte, daß Du mich wahrhaft liebst, daß die Welt Dir

Unrecht thue! . . . Verzeih' mir, Catalina, wenn ich den Frevel beging, Dir auch nur eine Secunde des Schmerzes zu bereiten; ich will sie ja zu sühnen versuchen; nur sag' mir, daß Du verzeihst!"

Catalina horchte auf. Ihre Verwirrung klärte sich, sie begann zu verstehen; aber was sie verstand, war nicht ganz geeignet, sie zu trösten. Man hatte ihre Liebe in strafbarer Weise auf die Probe gestellt! Mit dem feinen Instinct des Weibes empfand sie, daß ein Mann, der zu solchen Experimenten fähig, unmöglich sie achten könne. War sie es doch gewohnt, beleidigt, gemißbraucht zu werden, aber von ihm — auch von ihm, dieser Gedanke behielt trotz Rudolf's ersichtlicher Reue seine ganze entsetzliche Bedeutung.

Unwillkürlich fühlte sie sich zurück versetzt in jene Zeit ihrer Demüthigung, auf jenen Schauplatz, wo auch sie stets gezwungen war, eine Maske zu tragen, eine Heiterkeit zu heucheln, selbst wenn ihr das Herz blutete, übermüthig und toll zu erscheinen, selbst wenn ihr der letzte Funke von Lebensmuth erloschen war. Mit einem einzigen schnellen Entschluß entsagte sie dem geträumten Glück, wie viel sie dieser Entschluß auch kosten mochte.

Ihre Gemüthsbewegung war so erschütternd gewesen, daß sie trotz der physischen Kraft, welche sie besaß, sich doch gänzlich zerschlagen fühlte. Ihr Kopf schwindelte, ihr Herz schlug so matt, so träge, ihre Glieder waren wie zerschmettert. Lautlos zog sie sich aus Rudolf's Armen und wankte von ihm gestützt zum Sessel.

Hier riß sie den zierlichen Hut vom Kopf, lehnte die Stirn

in beide Hände und stieß ein unterdrücktes Schluchzen aus. Vergeblich suchte Rudolf, vor ihr niederkniend, sich ihrer Hände zu bemächtigen, indem er dieselben mit Küssen bedeckte. Eine peinliche, lange Pause folgte, während welcher Reinhard mit Erschrecken die Wirkung sah, welche dieser Vorfall auch auf Rudolf gemacht. Er überzeugte sich, daß auch dieser von einer Leidenschaft ergriffen war, welche er sich bei dessen Verhältniß zu Ines nicht zu erklären vermochte. Auch er war so verwirrt, daß er nicht im Stande, das Wort zu ergreifen, denn im Interesse dieser Liebe, die ihm auf jeden Fall eine strafbare erschien, das Wort zu führen, versagte ihm sein Gefühl, und wiederum rührte ihn Catalina's Zustand dermaßen, daß er das aufrichtigste Mitleid fühlte.

Schweigend stand er als stummer Zeuge da. Sein Blick fiel auf das noch am Boden liegende Portefeuille. Gedankenlos, ganz mechanisch beugte er sich zur Erde, nahm es auf und legte es auf den Tisch.

Fast gleichzeitig hob Catalina das Antlitz. Dasselbe war leichenblaß, ihr Auge, sonst so feurig, war wie erloschen. Sie schien den Blick des noch immer in bittender Stellung vor ihr knienden Rudolf zu vermeiden.

„Ich will gehen," sagte sie langsam und ohne Betonung. „Ich fühle mich so krank und elend, als sei ich vom Tod erstanden, während ich doch ihm erst entgegen gehe!"

Damit versuchte sie sich zu erheben.

Rudolf erfaßte mit verzweifelter Hast ihre Hände und suchte sie festzuhalten.

„Nicht ehe Du mir verziehen hast, Catalina!" rief er aus.

„Ich habe Dir gestanden, weshalb ich dieses strafbare Experiment unternahm, das ich bereue, für das ich Dich um Verzeihung angefleht; ich habe Dir gesagt, Catalina, daß es nur geschah, um den Zweiflern die Ueberzeugung zu geben, daß ich von Dir geliebt sei! Catalina, bist Du unerbittlich? Giebt es nichts, was Dich vergessen machen könnte?“

„Nichts, Rudolf!“ antwortete sie eben so tonlos. „Du selbst magst beurtheilen, ob Du verantworten kannst, was Du mir gethan! Ich habe Dir nichts zu verzeihen, und wie hätte ich das Recht dazu, da Du das Recht zu besitzen glaubtest, mich so schonungslos zu demüthigen! . . . Laß uns nicht mehr davon sprechen, Rudolf! Ich zürne Dir nicht, denn ich habe ja nicht die Berechtigung dazu. Laß uns scheiden, Rudolf!“

Catalina sprach die letzten Worte mit einem Tone, der nur allzu deutlich bewies, was dieser Gedanke sie kostete. Während sie sich schon halb erhoben, sank sie wieder in den Sessel zurück und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Mein Herz ist gebrochen!“ hauchte sie vor sich hin. „Ich habe geliebt; ich fühle, daß ich es nicht mehr kann!“ setzte sie kaum hörbar hinzu.

Und dennoch gelang es, durch Reinhard unterstützt, Rudolf's Bemühungen, in dieses todte Auge noch einmal ein Lächeln, wenn auch ein trauriges, zurück zu rufen; dennoch wußte er Catalina's erstorbene Liebe noch einmal zu galvanisiren, denn matt wie sie war, legte sie endlich die Hand auf des daknienden Rudolf Haupt, streichelte ihm die Stirn, blickte ihn anfangs wehmüthig, dann lebhafter und inniger an und rief, als er sie immer wieder beschwor, ihm zu verzeihen:

„Rudolf, ja, laß uns vergessen! Du, Du allein bist es, den ich jemals geliebt! Wenn meine Liebe für Dich stirbt, bin auch ich nicht mehr! Ich sagte wohl vorhin, meine Liebe sei todt, aber ich fühle es nur zu deutlich, daß ich unwahr gesprochen! ... Du hast mein Herz verletzt, auf's schonungsloseste für seine Unerfahrenheit gestraft, Rudolf; Du hast meinem Herzen eine Lehre gegeben, die es nie vergessen wird; aber Du müßtest ein Unmensch sein, könntest Du so belohnen, was dieses Herz Dir mit solcher Aufrichtigkeit entgegen getragen! Nein, Rudolf," setzte sie, sich selbst beruhigend, hinzu, „Du kannst das nicht, und ich will Dir deßhalb glauben, daß es Dein Freund war, der Dich zu diesem Versuche verleitete. Er liebt ja nicht, er kann ja nicht wissen, welchen Todesstreich er durch eine solche Demüthigung dem Herzen eines liebenden Weibes versetzt; ich will deßhalb auch ihm verzeihen, obgleich er es nicht verdient!"

Entzückt über den kindlichen Ton, mit welchem Catalina sprach, hingerissen durch so viel Herzenseinfalt, trat Reinhard vor, nahm ihre Hand und preßte sie schweigend an seine Lippen.

Reinhard sah bei dieser Gelegenheit, daß das dämonische Feuer wieder aus Catalina's Auge verschwunden, daß eine Thräne in ihren Wimpern hing, die Rudolf, sie leidenschaftlich umschlingend, fort küßte.

Alles schien versöhnt, selbst Rudolf hatte den Gedanken, daß er sich wirklich mit neuen Ketten an dieses Weib gefesselt, für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt. Man kannte aber Catalina nicht.

Die Vorstellung, daß Rudolf ihr Geld geboten, blieb in

ihr lebendig, wie sehr ihr eigenes Herz, das Bedürfniß nicht zu zürnen, sie auch zur Verzeihung gedrängt hatte. Diese Vorstellung reihte sich wie ein neues Glied an die widerwärtigen Erinnerungen von früher, welche Rudolf in ihrer Seele heraufbeschworen. Schnödes Gold, durch dessen sinnlose Vergeudung Catalina sonst die Gedanken an ihr trauriges Loos zu verscheuchen gewohnt war, schnödes Gold mischte sich selbst jetzt wieder in das reinste und beseligendste aller Gefühle, welche Catalina je gehegt; es trübte das Glück ihrer Liebe, drängte sich wie eine scheußliche Fratze in ihren Himmel, zerstörte ihre Wonne. Und voll kindlicher Launen, wie Catalina war, empfindend und denkend wie ein Kind, das seinen Groll gern an todten Gegenständen ausläßt, ruhte ihr Auge unbemerkt auf dem Portefeuille, das noch immer, von den beiden Männern unbeachtet, vor ihr auf dem Tische lag.

Noch glaubte sie den Stich zu empfinden, welchen die Berührung mit diesem Portefeuille ihr vorhin in's Herz versetzt, und jedesmal, wenn ihr Blick auf das Portefeuille fiel, durchzuckte es sie schmerzhaft.

Bis jetzt war es Catalina nicht eingefallen, sich um Rudolf's Vermögensverhältnisse zu kümmern; spielten doch diese überhaupt in ihren Gedanken eine so unbedeutende Rolle, daß sie nicht einmal wußte, was sie selbst besaß, und nicht ahnte, welch eine Macht das Geld in der bürgerlichen Gesellschaft übe. Seit sie in Paris alle ihre Kostbarkeiten und Geschmeide im Beisein des Marquis d'Estrés in Geld verwandelt, seit sie in B*, wie wir wissen, eine nicht unbedeutende Summe am Spieltisch geopfert, hatte sie sich niemals darum gekümmert, wie viel

sie eigentlich besitze und wie weit ihre Kasse überhaupt reichen werde. Sie kannte die Oekonomie nicht dem Namen nach, gab aus, was man von ihr verlangte und überließ das Rechnungswesen gern der Kammerfrau, welche sie von B* aus begleitet. Wie hätte sie also dazu kommen sollen, Rudolf's Vermögensverhältnisse zu taxiren, überhaupt an dieselben zu denken, — Geld war in ihren Augen eben nur Geld. Woher es kam, wohin es ging, das machte ihr keine Sorge.

Rudolf seinerseits fühlte sich ein wenig getröstet, als er Catalina sich wieder erholen sah. Ihn mit seinem so ehrlichen Herzen schmerzte der Gedanke, ein Weib muthwillig verletzt zu haben, wenn er auch zugleich eine gesteigerte Angst bei dem immer wiederkehrenden Gedanken empfand, daß er nimmermehr im Stande, diese Fesseln zu brechen, welche er sich strafbarer Weise aufgebürdet. Nicht *sie* traf ja die Schuld, nur *ihn*; sie liebte ihn und *durfte* ihn lieben, denn trotz Reinhard's Anspielungen konnte sie ja nicht glauben, daß sein Herz schon nach andrer Richtung gefesselt, da er *ihre* Liebe zu erwiedern schien. Nur er war schuldig, nicht dieses harmlose, edle Geschöpf, das sich ihm so vertrauensvoll hingegeben.

Das Auge schließend vor den unausbleiblichen Folgen des Dualismus, in welchen er sich gestürzt, in seiner Gutmüthigkeit nur bedacht, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, sah er mit wirklicher Freude, wie Catalina sich zu erholen schien. Er ahnte nicht, was in dieser feurigen Seele vorging, wußte nicht, daß Catalina's Stolz zwar für den Augenblick ihren Schmerz bekämpft, daß derselbe jedoch in jeder Minute wieder ausbrechen konnte, um mit doppelt verhängnißschwerer Wirkung

zu toben. Catalina's Brust war ein Vulkan, dessen Ruhe keinerlei Bürgschaft für die nächste Stunde giebt.

In der That war ihre Harmlosigkeit, ja die Sorglosigkeit, mit welcher sie sich ihren Gefühlen überlassen, trotz ihrer Ruhe mit demselben Augenblick verschwunden, wo zum ersten Male eine Wolke ihren Himmel getrübt. All das Mißtrauen gegen Andre, das sie in ihrer früheren Umgebung eingesogen und das doch nur geschlummert, seit sie jener Umgebung entronnen und seit sie sich ruhig, ja sogar glücklich fühlte, alle die Dämonen, von welchen wir van Geert in seinem Selbstgespräche reden hörten, warfen allmälig ihre Fesseln ab, in welche sie durch Catalina's Gemüthsruhe gelegt worden; der einzige Funke, welcher in dieses Pulverfaß gefallen war, zündete, einstweilen nur glimmend, aber um desto sicherer eine Explosion herbei zu führen. Sie war nicht so ruhig, wie sie jetzt eben erschien.

Catalina glaubte, vertraute nicht mehr, ihre Ueberlegung aber, die ohne Zweifel zu verwüstenden Resultaten führen mußte, war einstweilen mit einem einzigen Gegenstande beschäftigt, an den sie sich zunächst klammerte, weil er ihr sichtbar, greifbar war; die Beschäftigung mit ihm war ihr eine Genugthuung, ja in ihrer kindlichen Denkweise, die keine Logik kennt, erschien es ihr, daß, wenn sie je wieder glücklich werden könne, erst dieser verhaßte Gegenstand vernichtet werden müsse.

Während Catalina starr vor sich hin blickte, war wiederum eine Pause eingetreten. Diese wurde durch das Erscheinen eines Dieners unterbrochen, welcher Rudolf ein Billet übergab, mit dem Bedeuten, es müsse wohl eilig sein.

Rudolf warf einen Blick in das Billet.

„Von meinem Sachwalt," sagte er zerstreut. „Er hat mir noch etwas Wichtiges mitzutheilen und bittet mich, eilig zum Bahnhofe zu kommen, von wo er in einer Viertelstunde abreist," sagte er halb für sich... „Eine unangenehme Pflicht!... Gerade jetzt!" setzte er unwillig hinzu, denn zu keiner so ungelegenen Zeit konnte ihm diese Einladung kommen.

„So eile, Rudolf!" sagte Reinhard, dem seinerseits diese Unterbrechung einer so peinlichen Situation willkommen erschien. „Wirf Dich in einen der drüben haltenden Fiaker. Die Frau Baronin bedarf der frischen Luft und der Zerstreuung; wenn es ihr genehm ist, folgen wir Dir langsam zum Bahnhof, wo Du uns erwartest, um von dort eine Promenade zu machen!"

Catalina war durch das Eintreten des Dieners aus ihrem Grübeln aufgeschreckt. Auch ihr schien seltsamer Weise diese Störung eine willkommene und mit einer ebenso merkwürdigen Hast erhob sie sich.

„Ich bin bereit!" rief sie, nach ihrem Hute greifend, während ein triumphirender Zug sich über ihr Antlitz legte. „Sie haben Recht, Herr Reinhard; die frische Luft wird mir wohl thun. Eile, Rudolf," wandte sie sich an diesen. „In wenigen Minuten werden wir bei Dir sein!"

Rudolf wußte diese seltsame Eile sich nicht zu erklären; dieselbe trug vielmehr dazu bei, seine Verwirrung noch zu vergrößern. Ohne eigentlich zu wissen, was er that, griff auch er nach seinem Hut, während er das Billet des Advokaten in die Tasche steckte.

„O wie dank' ich Dir, Catalina, für Deine himmlische Güte!" rief er entzückt, während er ihre Hand an seinen Mund

drückte. „Reinhard, Dir, der Du die Schuld trägst an dem, was geschehen, Dir übergebe ich dies Kleinod!... Auf Wiedersehen also in wenigen Minuten!“

Damit stürmte er hinaus, die Treppe hinab und warf sich in einen der bereit stehenden Fiaker. Ihm war so wüst im Kopfe, daß ihm ein kurzes Alleinsein nur erwünscht kommen mußte; gab ihm dies doch Frist, seine Gedanken zu ordnen, wie wenig Hoffnung er auch hatte, diesem Dilemma ohne eine schwere Krisis zu entkommen. Hatte bis jetzt nur die Leidenschaft, verbündet mit einem unerklärlichen Zusammentreffen von Umständen, ihn in seiner Treue für Ines straucheln gemacht, so hatte er sich jetzt muthwillig eine Niederlage bereitet, indem er Catalina Gelegenheit gegeben, ihm zu zeigen, wie weit ihre Gefühle, ihr moralischer Werth über den seinigen erhaben war.

Kaum hatte Rudolf die Thür in der Hand, um hinaus zu eilen, als Catalina mit schadenfrohem, triumphirendem Blick das Zimmer überschaute.

Sie sah, wie Reinhard dem in höchster Verwirrung davon eilenden Freunde nachschaute, und diese Entdeckung schien ihr eine außerordentliche Befriedigung zu gewähren.

Noch einmal flog ihr Blick zu Reinhard, dann, ehe dieser sich zu ihr zurück wenden konnte, strich sie an dem Tische vorüber und als Reinhard's Auge dem ihrigen begegnete, glaubte dieser in ihrem Antlitz, in ihrem ganzen Wesen eine ebenso plötzliche wie unbegreifliche Veränderung zu entdecken.

„Ich verstehe dieses Weib nicht!“ murmelte er vor sich hin. „Jede Secunde bewirkt an ihr den Wechsel eines Chamäleon! Von der höchsten Vernichtung zu kaltem Stumpfsinn,

und von diesem zu einem strahlenden, triumphirenden Siegeslächeln in wenigen Secunden! ... Sie ist mir ein Räthsel! Ehe der Mann mit der Schwerfälligkeit seiner Gefühle nur geringem und allmäligem Uebergang seiner Empfindungen unterliegt, wechselt das Weib sechsmal die seinigen! ... Es ist keine Temperatur in den Gefühlen des Weibes; nichts als schroffer, unlogischer Uebergang, dessen Motiven und Wandlungen kein electrischer Strom zu folgen vermöchte!"

Mit diesen Gedanken von der Thür ins Zimmer zurücktretend, warf Reinhard einen suchenden Blick auf den Tisch.

„Er hat wenigstens so viel Besonnenheit noch behalten, das Portefeuille zu sich zu stecken!" murmelte er zufrieden. „Ich danke übrigens Gott, daß die Pflicht, die ich mir aufgeladen, weniger schwer erscheint, als sie mir vorhin erscheinen mußte. Sie ist gefaßt, ja sogar zufrieden! Sonderbar, so weit ich die Weiber kenne, pflegen sie wenigstens so schnell eine ihnen angethane Demüthigung nicht zu verwinden; diese aber ist in jeder Beziehung eine Abnormität und so fremdartig wie ihr ganzes Aeußere, ebenso bizarr und unberechenbar ist ihr Inneres ... Armer Rudolf! Fast möchte ich befürchten, daß das Begegnen mit diesem Weibe auf Deine ganze Zukunft von verhängnißvollem Einfluß bleiben wird! Ein Weib wie dieses kann man lieben, aber verlassen ...?"

Catalina trat eben dem grübelnden Reinhard zur Promenade gerüstet entgegen. Reinhard's Verwunderung über ihre Fassung ward durch ihre Miene keineswegs gemindert, denn wie es schien hatte Catalina bereits ganz vergessen, was soeben vorgefallen war.

„Sind Sie bereit, Herr Reinhard?" fragte sie lächelnd, aber mit einer so unternehmenden Miene, daß dieser unwillkürlich den Kopf schüttelte und nach seinem Hute suchte.

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Frau Baronin!" antwortete er hastig und sprang zur Thür, um diese zu öffnen.

Strahlend von Jugend und Schönheit, doppelt reizend in dem zarten und sylphidenhaften Sommerkostum, ohne die geringste Spur irgend einer tieferen Gemüthsbewegung trat Catalina an Reinhard's Seite auf die Straße und schlug die Richtung zum Curhause ein.

„Wir versprachen Rudolf, ihn im Bahnhofe abzuholen, meine Gnädige!" wagte Reinhard zu äußern, dem Catalina's Wesen in demselben Grade imponirte, in welchem es ihm unverständlich war.

„Gewiß, Herr Reinhard!" antwortete sie mit beifälligem Kopfnicken. „Ich ziehe jedoch den Weg durch den Curgarten der staubigen Allee vor."

„Wie Sie befehlen!" versetzte Reinhard und schritt, den Blick auf den Boden geheftet, neben Catalina her.

So erreichten Beide in wenigen Minuten den Curgarten.

Hier im Schatten der Kastanienbäume am Curhause entlang schreitend schien Catalina unruhiger zu werden, ohne daß der zerstreute Reinhard dies merkte. In der Mitte des Gartens, am Haupteingang des Curhauses stießen Beide auf eine lebhafte Gruppe, die, sich mit jeder Secunde durch Neugierige verstärkend, ihre Aufmerksamkeit erregte. Es waren einige Knaben in dem romantischen Tscherkessen-Kostum, die Kinder eines russischen Generals aus dem Kaukasus, welche durch ihre

Kleidung und ihre Spiele die Aufmerksamkeit der im Garten Anwesenden fesselten.

Reinhard sah, daß Catalina gern den Grund dieser allgemeinen Neugier erfahren hätte, und mischte sich in die Gruppe.

Als er aus derselben zurücktrat, suchte sein Auge überall die schöne Gefährtin. Minuten verstrichen, während er vergeblich suchte. Endlich vermuthete er, daß Catalina die Promenade fortgesetzt habe. Er eilte in den an die Allee grenzenden, weniger besuchten Theil des Gartens, durchsuchte hier alle Steige vergeblich, warf ebenso fruchtlos einen Blick die Allee hinab, welche zum Bahnhofe führt, und stand endlich rathlos da.

„Dieses Weib ist in jeder Beziehung ein Räthsel!“ rief er endlich in großer Unruhe. „Hat sie absichtlich diese Gelegenheit benutzt, um mich los zu werden, warum nahm sie dann so bereitwillig meine Begleitung an? Fiel's mir doch nicht ein, ihr meine Gesellschaft aufzudrängen! ... Den Bahnhof kann sie noch nicht erreicht haben; sie hätte kaum bis hieher kommen können während der wenigen Minuten! Ich habe alle Wege durchsucht ... Sollte sie noch im Curgarten auf mich warten?“

Und abermals eilte Reinhard athemlos zurück. Er erreichte den Platz vor dem Curhause; sein Auge schweifte über alle hier Sitzenden. Catalina war nirgend zu finden.

Noch einen Versuch machte er, indem er in höchster Eile den Teich umkreiste — keine Spur von Catalina.

„Hölle und Teufel, sie kann doch nicht am hellen Tage in den Teich gesprungen sein!“ rief Reinhard, als er ganz erschöpft wieder vor dem Curhause anlangte. „Aber jetzt wird

mir Ihre Miene klar! Sie hatte etwas vor, als sie so schnell zum Spaziergange bereit war; ihr Gesicht erschien mir so pfiffig, so schadenfroh, wie wenn sie im Begriff sei, mir ein Schnippchen zu schlagen. Ich Thor, der ich hierauf nicht gefaßt war! Wenn ein Weib sich so schnell über eine erlittene Demüthigung hinweg setzt, wie sie es gethan, so kann das nur seine besonderen Gründe haben! Sie freute sich schon darauf, mich anzuführen ... Aber weßhalb? Was konnte sie vorhaben? Mir ist dies Verschwinden unbegreiflich!"

Reinhard beschloß, noch einen letzten Versuch zu machen und in das Curhaus zu treten, dessen Spielsäle bereits sehr gefüllt waren.

In dem großen Reunionssaale schritten einzelne Gruppen plaudernd auf und ab; Catalina befand sich jedoch nicht unter ihnen. So viel Reinhard wußte, hatte sie ja überhaupt außer dem Manne mit dem Diplomaten-Gesicht, den er nicht mehr gesehen, keine Bekanntschaften in diesem Orte; Catalina mußte also allein sein — aber wo?

Ohne Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, trat Reinhard in den ersten Spielsaal. Sein Auge musterte sorgfältig die um den Tisch Stehenden, die Spielenden und die Neugierigen, ebenso die umher auf den Sopha's Sitzenden. Catalina war nicht da. Mit derselben Erfolglosigkeit suchte er im zweiten Saale. Endlich trat er in den kleinen Reunions-Saal, der zur Befriedigung des steigenden Bedürfnisses seit einigen Jahren ebenfalls zur Aufstellung einer Roulette benutzt wird.

Gold und Silber rasselten aus dem nur matt vom Sonnenlicht erhellten Salon ihm entgegen. Hunderte von

Spielern, Herren und Damen, drängten sich um denselben und während die Spieler mit schweißbedeckter Stirn pointirten, konzentrirte sich das Interesse der Neugierigen um einen einzigen Punkt am unteren Ende des langen Tisches.

Gleichgültig gegen dies Schauspiel, das ihm hier täglich begegnete, warf sich Reinhard auf einen der die Wände garnirenden Sessel und stützte die Stirn in die Hand.

In der gewohnten, fast tonlosen, nervöse Naturen reizenden Monotonie drang der Ruf des Employé in regelmäßigen Pausen an sein Ohr und ebenso regelmäßig folgte ihm das Zusammenscharren und das Klappern der Gold- und Silbermünzen.

„Trente, noir, impaire et passe!“ schallte es an Reinhard's Ohr.

Ein aus mindestens zwanzig Kehlen dringendes „Ah!“ rief ihn plötzlich aus seinem Nachdenken. Er blickte auf und sah, wie Aller Augen wieder nach jener einen Stelle des Spieltisches gerichtet waren.

„Faites votre jeu, Messieurs!“ durchdrang der Ruf des Employé die verschiedenen, halb laut gemachten Aeußerungen der Umstehenden.

„Rien ne va plus!“ setzte die monotone, feierliche Stimme hinzu und die Marmorkugel begann ihren schnarrenden Kreislauf in dem verhängnißvollen Glücksrade.

Reinhard hatte sich erhoben. Seine Ungeduld litt ihn nicht mehr an der Stelle. Er trat mechanisch an das obere Ende des Tisches und folgte der Richtung, welche die Aufmerksamkeit aller Uebrigen nahm.

Ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entschlüpfte seinem

Munde. Dort unten am Ende des Tisches, überragt von den Köpfen der neugierigen Zuschauer, saß ein junges Weib am Spieltisch, das eine frappante Aehnlichkeit mit der Vermißten hatte, und vor ihr lag ein geöffnetes Portefeuille, aus welchem eben ihre Hand eine Banknote nahm, während ihr Auge noch mit einem seltenen, fast gierigen Ausdruck auf die Felder des grünen Tuches gerichtet war.

Jetzt schlug die Kugel ein.

„Huit, noir, pair et manque!" ertönte die Stimme des Employé, während gleichzeitig einige seiner Collegen mit vollen Händen die Gold- und Silberstücke den Gewinnenden zuwarfen, andre mit ihren Harken den Gewinn der Bank zusammenrafften.

Unter dem letzteren befanden sich fünf Banknoten von gleicher Form und gleichem Werthe, denen die Dame mit dem Auge folgte, während sie die in ihrer Hand befindliche Banknote auf Rouge setzte und dann gleichzeitig das vor ihr liegende Portefeuille schloß.

Ihr Blick schweifte bei dieser Gelegenheit über den Tisch, ohne zu bemerken, mit welcher von Bewunderung und Mitleid gemischten Aufmerksamkeit Alle sie fixirten.

Sie hatte nicht gewahrt, wie ihr gegenüber das gelbe, schroffe Gesicht van Geert's zwischen den Köpfen der Uebrigen hervorschaute, mit welcher diabolischen Schadenfreude er ihrem wahnsinnigen Spiel zuschaute, wie sie ein Billet im Betrage von Tausend und Fünftausend nach dem andern auf die grünen Felder setzte und von einer tollen Freude ergriffen ward, wenn ein Billet nach dem andern von dem Croupier hinweg gerafft wurde; wie sie mit ebenso toller Hast eins, zwei,

ja drei andre Billets ohne Sinn und Berechnung an Stelle der Verlorenen setzte und so im Verlaufe von kaum einer Viertelstunde zum Staunen der ganzen Gesellschaft eine enorme Summe verspielte.

Eben hatte sie das letzte Billet zur Hand genommen und freier schien ihre Brust zu athmen; es schien ihr leichter zu sein, als sie den Inhalt des Portefeuilles endlich sich erschöpfen sah.

„Catalina ist zum Küssen!“ murmelte van Geert mit satanischer Freude. „Sie wäre im Stande, drei Königreiche in einer Stunde zu vergeuden!... Beim Teufel, sie übertrifft meine kühnsten Erwartungen, sie übertrifft sich selbst!“

Reinhard war es inzwischen gelungen, sich mit den Elnbogen Platz am Tische zu machen und so einen freien Blick über den langen Spieltisch zu werfen. Das sich ihm darbietende Schauspiel schlug ihn mit Entsetzen, denn was ihm vorhin noch als Täuschung erschienen, ward jetzt zur Wahrheit. Kalter Angstschweiß trat auf seine Stirn.

„Catalina! ... Bei Gott, sie ist es!“ rief er starr vor Schreck, denn er glaubte das Portefeuille erkannt zu haben. „Himmel und Hölle, wie kommt sie an den Spieltisch!“

Abermals schnarrte die Kugel im Kreise herum, abermals schlug sie ein und abermals erhob der Employé seine Stimme.

Reinhard litt es nicht mehr an seinem Platz; er eilte an das entgegengesetzte Ende des Tisches; er suchte sich zwischen die Neugierigen zu drängen, stieß aber hiebei auf Catalina, die sich eben erhoben und aus dem Kreise heraustrat, in welchem ihr Alles respectvoll Platz machte.

Während Reinhard zurückfahrend still stand und sie sprach-

los anstarrte, warf sie ihm einen übermüthigen, lächelnden Blick zu und schleuderte nichtachtend mit der linken Hand einen unbedeutenden Gegenstand von sich, dem Reinhard's Auge mit starrem Entsetzen folgte.

Es war das Portefeuille.

„Sie haben mich wahrscheinlich vermißt, Herr Reinhard?“ sagte sie mit der höchsten Unbefangenheit, zugleich aber einer lächelnden Selbstzufriedenheit, welche bewies, wie sehr sie sich des Geschehenen freute, während ihr Antlitz eine flüchtige Erregung zeigte und ihre Brust ersichtlich frei aufathmete. „Ich bitte Sie jetzt, Herr Reinhard, setzen wir unsre Promenade fort!“

Reinhard's Blick war inzwischen starr und unverwandt auf das am Boden liegende Portefeuille gerichtet. Eine Ahnung sagte ihm, was geschehen, obgleich seine Gedanken sich sträubten, dasselbe zu erfassen, denn nirgend glaubte er einen Beweggrund finden zu können, der Catalina zu einer Handlung getrieben, die zu bedeutsam, als daß nur Laune oder Muthwillen hiezu verleitet haben konnten. Gleichzeitig aber überhäufte er sich selbst mit Vorwürfen; er gestand sich, daß dies nicht geschehen sein könne, wenn er Catalina nicht aus den Augen verloren.

Bleich und verwirrt riß er endlich das Auge von dem jetzt so bedeutungslosen Gegenstande und blickte Catalina scharf und strafend ins Antlitz.

„Was, um des Himmels willen, haben Sie gethan?“ preßte er in namenloser Angst heraus . . . „Dieses Portefeuille dort . . . es gehörte nicht Ihnen!“

„Nein, es gehörte nicht mir, denn ich verachtete es, aber

noch weniger gehörte es ihm, seit er den schändlichsten Mißbrauch damit getrieben!“ antwortete Catalina gleichgültig. „Dieses schnöde, elende Ding, das sich zwischen mein Herz und das Rudolf's gedrängt, es mußte unschädlich gemacht werden; ich war Rudolf den Beweis schuldig, wie viel Werth ich auf dieses verächtliche Geld lege ... Doch jetzt kommen Sie, Herr Reinhard,“ fuhr sie lachend fort. „Wir wollen Rudolf erzählen, was ich mit dem Gelde begonnen; er wird lachen wie ich, Herr Reinhard! ... Kommen Sie doch!“

Damit zog sie den noch immer ganz vernichteten Reinhard zum Saale hinaus in's Freie. Dieser folgte ihr mechanisch. Vor seiner Seele malte er sich bereits den Eindruck, welchen diese Nachricht auf den ahnungslosen Rudolf machen müßte, auf Rudolf, der gleich ihm jetzt ein Bettler war.

Ein Grauen erfüllte ihn vor diesem Weibe, das mit solch kalter Herzlosigkeit seinen Freund in's Elend gestoßen; ihr Lachen klang ihm wie der fürchterlichste Hohn; weit entfernt, in Catalina's Handlung nur das zu sehen, was sie wirklich war, einen kindischen Eigensinn, erblickte er in derselben das Resultat der schändlichsten, von Rachedurst geleiteten Berechnung. Der schnelle Uebergang ihrer Stimmung von der höchsten Verzweiflung, welchen Catalina ihm vorhin gezeigt, ward ihm jetzt erklärlich; jene Ruhe entsprang dem von ihr gefaßten Racheplan, den sie, begünstigt von den Umständen, auf eine so glänzende Weise in's Werk gesetzt.

Jetzt erst löste sich ihm, und zwar mit Schrecken, das Räthsel, als welches ihm dieses Weib erschienen. Catalina war in seinen Augen eine der raffinirtesten und gefährlichsten

Schauspielerinnen; nur mit einem Talente, wie sie es eben gezeigt, konnte es ihr gelingen, nicht nur den armen Freund, sondern auch ihn zu täuschen. Alles, was er von ihr Nachtheiliges gehört, mußte wahr sein! Comödie war es gewesen, als sie mit jenem Schrei zusammen sank, Comödie, als sie so schnell die ihr widerfahrene Demüthigung verschmerzte, eine wohlberechnete Comödie, um die fürchterlichste Rache an dem Beleidiger zu nehmen! Was konnte auch das Geld in ihren Augen, in denen einer Spiel-Agentin, für einen Werth haben! Was war ihr die Summe, die Rudolf's ganze irdische Existenz repräsentirte! Mit einem Worte: Reinhard war schnell mit seiner Ueberzeugung fertig, daß sein armer Freund in die Schlingen des gefährlichsten aller Weiber gefallen und daß er diese Thorheit mit seinem Lebensglück bezahlt habe.

Kaum wollten ihn seine Glieder tragen, als er Catalina aus dem Salon in's Freie folgte. Mit mißtrauischen Blicken beobachtete er sie, neben ihr herschreitend, und der Zufall wollte es, daß er Zeuge eines Momentes ward, der wiederum nur sein Mißtrauen bestätigte.

Als Catalina, durch die beiden vorderen Salons schreitend, den Haupteingang erreichte, sah er, wie sie plötzlich zusammen fuhr und ihr Antlitz sich leichenblaß färbte.

In dieser Thür stand nämlich van Geert, der, als Catalina auf dieselbe zuschritt, mit ausgesuchter Höflichkeit den Hut vor ihr zog und ihr einen Blick zuwarf, den Reinhard richtig beurtheilte.

Dieser Blick bedeutete sehr verständlich: Catalina, ich bewundere Dich! Reinhard's einmal gewecktes Mißtrauen hielt

diesen Mann mit seinem abstoßenden Gesicht für einen geheimen Complicen ihrer Intriguen, und war es ihm auch unverständlich, warum sie beim Anblick dieses Mannes erbleichte, so war er doch mit sich einig, daß Catalina in geheimem Einverständniß mit ihm war, daß auch er wahrscheinlich ein Schlepper der Spielbank und folglich ihr College sei.

„Auch dieses Galgengesicht bestätigt mir mehr als Alles, was an ihr ist!“ murmelte er vor sich hin, während er van Geert mit verächtlichem Blicke maß. „Bei Gott, ich schäme mich, an der Seite dieses Weibes öffentlich zu erscheinen! . . Und ich Thor, der ich mich auch nur eine Minute lang durch ihre Comödianterie hinter's Licht führen lassen konnte!“

Reinhard war unschlüssig, was er beginnen sollte. Ihr Vorwürfe machen? Würde sie diese nicht mit demselben höhnischen Gelächter beantwortet haben? Und was sonst?

Zum Glück bemerkte er unter den vor dem Curhause Sitzenden kein bekanntes Gesicht. Er folgte daher Catalina, ohne zu wissen, was er beginnen werde, denn der Gedanke, Rudolf diese Höllennachricht zu bringen, war ihm nicht minder entsetzlich als alles Uebrige. Sie hatte vorhin die Absicht geäußert, dem Unglücklichen selbst diese Nachricht zu bringen und dadurch ihrem Verbrechen die Krone aufzusetzen. Welche Rolle sollte e r dabei spielen, wenn sie wirklich diesen Act der Frechheit ausübte, und zwar jedenfalls nur, um sich an dem Entsetzen ihres armen Opfers zu weiden, um ihre Rache vollständig zu machen!

Reinhard war in einem Zustande gänzlicher Kopflosigkeit und fast taumelnd betrat er den Garten. Er bemerkte nicht,

mit welcher Aufmerksamkeit ihm van Geert gefolgt, wie das scharfe Auge desselben auf ihm ruhte, während er, halb geschützt von den Bäumen, ihm nur wenige Schritte entfernt zur Seite ging.

Van Geert, den vielleicht nur der Zufall an diesem Morgen hieher geführt, um Zeuge der Virtuosität zu sein, mit welcher Catalina sich selbst unbewußt seine Pläne ausführte, hatte wohl berechnet, daß sie eine Summe verspielte, welche bei weitem die Kräfte Rudolf's übersteigen mußte, und diese Entdeckung hatte ihn anfangs stutzig gemacht. Dennoch wußte er durch seine Spionage, daß Catalina keine anderweitige Verbindung hier besaß. Durch einen der dienstbaren Geister des Hôtels, welchen er bestochen, hatte er bereits erfahren, daß Rudolf in Catalina's Netzen hange, und bereitete sich schon auf seinen Triumph vor, den er Ines gegenüber feiern werde, wenn er ihr den eclatantesten Beweis von der Untreue ihres Geliebten geben werde; wie aber eine so bedeutende Summe in Catalina's Hände gerathen, das war ihm anfangs unerklärlich.

Hatte er vielleicht die Vermögensverhältnisse Rudolf's unterschätzt? Aber selbst wenn das der Fall war, vergeudete Catalina in wenigen Minuten so bedeutende Summen, so war unfehlbar sein Zweck doch in wenigen Tagen erreicht.

Endlich hatte er Rudolf's Freund am Spieltisch bemerkt; was ihm bisher nicht verständlich gewesen, das erklärte ihm Reinhard's bestürzte Miene, und diese deutete ihm, daß der Vorfall von bei weitem größerer Tragweite, als er vermuthet.

Unbemerkt schlich er herbei, als Catalina sich erhob; er sah, mit welchem Entsetzen Reinhard sie musterte und dann das am Boden liegende Portefeuille anstarrte, er hörte, was

er zu ihr sprach, und dies genügte ihm, wenn ihm auch die näheren Umstände noch düster blieben.

Um auch die letztern möglichst zu durchschauen, verfolgte er Reinhard, als dieser mit Catalina in den Garten trat.

Inzwischen hatte auch Catalina, seit sie van Geert's ansichtig geworden, ihre übermüthige Laune verloren. Der Anblick dieses Mannes gerade in dem Augenblick, wo sie mit sich selbst so zufrieden war, hatte ihr einen Stich in's Herz versetzt. Sie hatte ihn seit jenem nächtlichen Rendezvous nicht wieder gesehen; gerade jetzt war ihr sein Erscheinen doppelt unangenehm. Ihre Sicherheit verließ sie ganz plötzlich, eine ebenso plötzliche Beklommenheit überfiel sie, ein freilich ganz undeutliches Gefühl sagte ihr, daß sie vielleicht nicht recht gehandelt, obgleich sie sich hierüber nicht klar zu werden vermochte, und die Erinnerung an das vorhin Geschehene, an die Scene mit Rudolf, welche ihr ganz aus dem Gedächtniß entschwunden schien, trat im grellsten Lichte wieder vor ihre Seele.

Während Reinhard noch unschlüssig wenige Schritte von ihr entfernt ging und merkbar jede Berührung mit ihr vermied, sah er den alten Ortmann die Promenade herauf kommen.

Schon mehrmals war er zugegen gewesen, wenn der Alte Rudolf ein Zettelchen übergeben oder irgend einen mündlichen Auftrag seiner schönen Herrin an diesen ausgerichtet hatte; Ortmann kannte ihn also und wußte, daß Rudolf vor seinem Freunde kein Geheimniß hatte.

Ortmann's Miene verrieth, daß er Jemanden vergeblich suchte. Als er Reinhard's ansichtig ward, klärte sich sein Antlitz, er schritt hastig auf diesen zu und gab ihm einen verstohlenen

Wink. Fast gleichzeitig aber bemerkte er auch den ganz in Reinhard's Nähe schreitenden van Geert und ebenso schnell wechselte der Ausdruck seines Gesichtes.

Im ersten Augenblick schien Ortmann unschlüssig, ob er nicht eine Unvorsichtigkeit begangen. Reinhard hatte jedoch seinen Wink bemerkt und mochte in der Dazwischenkunft des Alten eine günstige Gelegenheit finden, sich aus einer peinlichen Lage zu befreien.

Mit einem kalten, gegen Catalina gerichteten Gruße wollte er sich von dieser entfernen. Catalina jedoch stieß einen Laut unangenehmer Ueberraschung aus und erschrack sichtlich über diesen kalten Abschied.

„Herr Reinhard, Sie verlassen mich? Ich beschwöre Sie ...“

Reinhard aber hatte ihr absichtlich schnell den Rücken gekehrt und sich zu Ortmann gewandt. Doch auch dieser, der jetzt eben erst die schöne Dame bemerkte, schien bei ihrem Anblick nicht wenig überrascht, ja sogar verwirrt. Erst als Reinhard ihn am Arm ergriff und ihn mit sich in der Richtung der Colonnade fortzog, riß er sich von Catalina's Anblick los, nicht ohne das Antlitz noch einmal zurück gewendet zu haben.

„Sie kommen mit einem Auftrag an Rudolf?“ fragte Reinhard, als er den Alten hinter ein Bosquet gezogen.

„Allerdings, Herr Reinhard!“ antwortete Ortmann, der nur den Vornamen von Rudolf's vertrautem Freunde kannte. „Allerdings! Das gnädige Fräulein übergab mir ein Billet, das ich nur an ihn selbst abgeben darf .... Herr von Heinrichsfeld ist nirgendwo zu finden .... Doch verzeihen

Sie mir eine Frage, Herr Reinhard," unterbrach er sich in seinen mit großer Verwirrung gesprochenen Worten: „ich sah, wie Sie eine Dame grüßten, die in ... in Ihrer Gesellschaft war..."

Reinhard stieß einen Seufzer aus, riß den Hut vom Kopf und fuhr sich durch das Haar, über die von Schweiß bedeckte Stirn.

„Sie irren, Herr Ortmann, diese Dame war nicht in meiner Gesellschaft," antwortete er ebenso verwirrt, „doch kann ich nicht leugnen, daß sie ... gewissermaßen ... Sie kennen diese Dame, Herr Ortmann?" setzte er hastig hinzu.

„Ich glaube sie erkannt zu haben, allerdings, wenn mich mein altes Auge nicht täuscht ... Ja ich möchte darauf schwören, daß sie dieselbe ist!"

„Wer, lieber Ortmann? Sprechen Sie! Wer ist diese Dame?" rief Reinhard ungeduldig und in der Ueberzeugung, hier etwas zu erfahren, das geeignet, ihn über Catalina vollständig aufzuklären.

„Es sind allerdings bereits Jahre verstrichen ... aber ich habe sie erkannt, ganz genau erkannt! ... Wie, um des Himmels willen kommt sie ... Und wie kommen Sie...?"

Ortmann starrte Reinhard groß und verwundert an.

„Wie ich zu ihrer Bekanntschaft komme, wollten Sie fragen, nicht wahr, Ortmann?"

„Allerdings, Herr Reinhard! Verzeihen Sie, wenn ich so offen ..."

„Aber Sie sollen ja sprechen! Sie sehen ja, wie neugierig ich bin, zu erfahren, wer sie ist!" rief Reinhard. „Sie wissen

doch, daß man an Orten wie diesem Bekanntschaften macht, flüchtige, vorübergehende Bekanntschaften, die man morgen wieder vergißt ... Aber so stehen Sie mir endlich Rede!"

„Und Sie kennen auch den Herrn ... den schwarzen Herrn, der in Ihrer Nähe folgte?" fuhr Ortmann fragend fort.

„Welchen Herrn? Ich habe keinen Herrn gesehen!"

„Er folgte Ihnen ja, kaum drei Schritte entfernt! Jener schwarze Herr mit dem stechenden, dunklen Auge und der gelblichen Gesichtsfarbe!"

„Jenes Galgengesicht!" rief Reinhard, sich der Begegnung mit van Geert in der Thür erinnernd. „Dieser Mensch ist mir also gefolgt?"

„Freilich! Ich sah ihn hinter Ihnen gehen; ich glaubte, er sei Ihnen bekannt, Herr Reinhard!"

„Und wer ist dieser Mensch?" fragte Reinhard, denn er hatte ja gesehen, mit welch höflicher Vertraulichkeit dieses ihm so widerliche schwarze Gesicht Catalina gegrüßt, und seiner Ueberzeugung nach konnte ein Weib mit schöner Seele unmöglich in irgend welcher Beziehung zu einem so abstoßenden Männergesichte stehen. ... „Ortmann," wiederholte Reinhard mit Ungeduld, „ich versichre Ihnen, daß ich diesen Menschen nur flüchtig gesehen, dieses Weib aber nur sehr oberflächlich kenne. Also heraus mit der Sprache!" rief er unwillig. „Woher kennen Sie dieses Weib?"

Ortmann zog Reinhard tiefer in die Gartenanlagen, und als fürchte er belauscht zu werden, warf er einen scheuen Blick umher.

„Dieses Mädchen," sagte er, „begegnete mir in Buenos

Ayres, und zwar in einer Umgebung, die keinem Weibe zur Empfehlung dienen kann. Ich würde nicht behaupten, daß sie dieselbe sei, wenn ich mir denken könnte, daß der Himmel zweimal ein so selten schönes Wesen geschaffen, das drüben, Gott weiß es, mit dieser Schönheit Elend genug gestiftet, und wenn ich sie nicht in der Nähe jenes Herrn gesehen!"

„Ganz recht, sie ist eine Südamerikanerin! Doch weiter, Ortmann!" rief Reinhard mit steigender Ungeduld, als er seinen Argwohn bestätigen hörte.

„Ich hatte einst den Auftrag von meinem Herrn, einen Bekannten von ihm zu suchen, mit dem er in geschäftlichen Beziehungen stand," begann Ortmann tief Athem schöpfend. „Mein Auftrag war ein eiliger; ich fand meinen Mann nicht in seiner Wohnung; ich suchte ihn in der ganzen Stadt, ward von Pontius zu Pilatus geschickt und fand ihn endlich in ... einer Spielhölle."

„Einer Spielhölle!" wiederholte Reinhard, dem sich ahnungsvoll das Haar sträubte.

„In dieser Spielhölle fand ich eine Anzahl schöner Frauen, die ich zwar nicht hatte sehen sollen, aber doch durch die Tölpelhaftigkeit der Bedienung zu Gesichte bekam. Eine unter ihnen, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, erregte mein Mitleid, als ich sie an dieser Stätte sah. Ich bedauerte sie um so mehr, als ich sie in einer fast rasenden Ausgelassenheit sah. Sie war noch sehr jung und konnte kaum funfzehn Jahre zählen; sie schien auch von Hause aus nicht in dieser Sphäre erzogen und mochte wohl durch Unglück in diese Gesellschaft gerathen sein. Als mich einer der Diener des Hauses ertappte, wie ich

mir ungesehen die Gesellschaft betrachtete, suchte ich ihn durch ein Trinkgeld zu bestechen, und er ließ mich auf meinem Posten. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß ein solcher Engel in eine solche Hölle gerathen. „Ach,“ antwortete er, „keiner von uns begreift es, wie sie hierher gekommen, aber sie versteht es, die ganze Gesellschaft zu beherrschen, und schwerlich würde einer der Herren, die unser Haus besuchen, es wagen, ihr im geringsten zu nahe zu treten. Wie lange aber kann das dauern!“ setzte der Diener hinzu, „sie ist einmal unter den Wölfen und wird endlich doch wohl mit ihnen heulen müssen! ...“ Ich richtete wenige Minuten später meinen Auftrag an den Herrn aus, den ich hier suchte, und ging nach Hause. Der Gedanke an das Mädchen wollte mich immer nicht verlassen; indeß, was konnte ich für sie thun? Wußte ich doch nicht einmal, ob sie nicht freiwillig sich in diese Gesellschaft begeben habe. Eines Tages begleitete ich Fräulein Ines auf einem Spaziergange, als uns in der Straße ein Stier entgegen jagte, der mit mehren andren von der Ganaderia zur Stadt geführt wurde, um zur Corrida gebracht zu werden. Dieses Thier, wild gemacht, tobte mit gesenkten Hörnern daher, daß der Sand unter ihm stob. Ich war starr vor Entsetzen, als ich sah, daß der Stier gerade auf mein kleines Fräulein los stürmte, wahrscheinlich gereizt durch die lebhaften Farben ihrer Kleider. Vor Schreck war ich unfähig, ein Glied zu rühren; wie an den Boden gewurzelt vor Angst, mußte ich es mit ansehen, wie Fräulein Ines mit einem Schrei zusammenbrach, während das Thier kaum noch zwanzig Schritte entfernt war. Da plötzlich sprengte eine Dame, von einem Herrn gefolgt, auf einem feurigen Rappen

hinter einem Carré hervor. Die Dame war jung, fast noch ein Kind. Kaum sah sie den Stier, als sie ihr Pferd herumriß und sich mit diesem zwischen den Stier und die Ohnmächtige warf. Der wüthende Stier schlug dem Pferde eins seiner Hörner in die Flanke, hob es in die Höhe und warf die Reiterin in den Sand, die lachend sich wieder erhob, und während der Stier ihrem reitenden Gefährten nachsetzte, der sich durch die Flucht rettete, auf Fräulein Ines zusprang, sie meiner Obhut übergab, dann ihr Pferd wieder beim Zügel ergriff und sich wie ein Kind darüber freute, daß das Horn des Stieres nur den Sattelgurt gefaßt hatte und das Pferd also mit einer tüchtigen Schramme davon gekommen war. In übermüthigster Laune schwang sie sich eben wieder in den Sattel, als Fräulein Ines, die inzwischen wieder zu sich gekommen, auf ihre Retterin zueilte und dankbar ihre Hand zu erfassen suchte. „Ich muß auch meinem armen Cavalier noch zu Hülfe eilen, damit ihn der Stier nicht umbringt!“ rief sie lachend und ihr mit der Reitgerte einen Gruß sendend. Im nächsten Augenblick jagte sie davon ... Diese Dame war dieselbe, die ich kurz vorher in jener Spielhölle gefunden. Vergebens suchte ich sie, um ihr den Dank des Fräuleins zu bringen, der ich wohlweislich verschwieg, was ich von ihrer Retterin wußte, und heute sehe ich sie zum ersten Male wieder, und zwar in Gesellschaft desselben Herrn, an den ich damals in Buenos Ayres von Don Manuel geschickt wurde.“

„Also dennoch eine Spiel-Agentin!“ murmelte Reinhard vor sich hin ... „Und dieser Mann, von dem Sie sprachen, Ortmann?“

„Was Don Manuel mit ihm drüben über dem Ozean zu theilen hatte, weiß ich nicht und kümmert mich nicht, Herr Reinhard!“ antwortete Ortmann mit trauriger Miene; „was er aber hier mit ihm zu schaffen hat,“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „bedeutet nichts Gutes und lieber hätte er gewiß jedes andre Elend über sein Haupt kommen, als diesen Mann seine Schwelle betreten gesehen. So viel, Herr Reinhard, ist gewiß, daß ein Weib, das mit diesem Manne Gemeinschaft hat, nichts werth sein kann, und bin ich diesem Mädchen auch Dank schuldig dafür, daß sie meinem theuren Fräulein das Leben rettete, achten kann ich sie nicht.... Doch meine Zeit ist vorüber, Herr Reinhard,“ setzte der Alte schnell hinzu. „Don Manuel wird mich schon vermissen! Sagen Sie Herrn von Heinrichsfeld, ich hätte ihn vergeblich gesucht. Es sieht nicht gut in unsrem Hause aus! Was nutzt es, das Unkraut zu schneiden, wenn man nicht seine Wurzel vertilgen kann! Doch hoffentlich wird noch Alles besser werden als es den Anschein hat!“

Mit diesen Worten machte er Reinhard eine höfliche Verbeugung und trippelte davon, nicht ohne einen furchtsamen Blick nach der Stelle zu werfen, an welcher ihm vorhin van Geert begegnet war.

Reinhard stand einige Minuten lang da und starrte das Billet an. Endlich warf er sich auf eine Steinbank und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ich weiß, bei Gott, nicht mehr, wie und wo mir der Kopf sitzt!“ rief er aus. „Nur Eins weiß ich: daß ich ein Bettler bin durch meine Unvorsichtigkeit und daß Rudolf, der noch vor einer Stunde Alles mit mir theilen wollte, durch ein

strafbar leichtsinniges Experiment jetzt ganz genau in derselben Lage ist! Er so wenig wie ich versteht den Bettelstab zu handhaben, der uns in unsrem Alter auch schlecht anstehen würde. Was aber werden wir beginnen? ... Narren, leichtgläubige Kinder sind wir gewesen, als wir uns durch die ausgelernteste Kokette, durch die gewandteste Intrigantin auf's Glatteis führen ließen! Mit welch bewunderswürdigem Talent spielte dieses Weib die Beleidigte und Verletzte, als Rudolf in seiner Ueberzeugung von ihrer Tugend ihr das Portefeuille anbot! Mit welch einer bewunderswerthen Raffinerie setzte sie diese Rolle durch, als sie, ohne Zweifel meinen unglücklichen Freund für einen Crösus haltend, ihm beweisen wollte, wie irdisches Gut so gar keinen Werth in ihren Augen habe! Wüßte man nicht, daß sie eine Creatur, eine Schlepperin der Spielbank, man würde ihr auch dies geglaubt haben und keiner von uns hätte eine Ahnung gehabt, daß die Bank ihr natürlich diese Summe zurückzahlt, die sie doch nur im Interesse derselben gewagt zu haben vorgeben wird! ... Diese Comödiantin! Sie wirft dieses Geld in einen Theater-See, in dessen Wellen Einer steht, der es ihr hinter der Coulisse zurückgiebt; mein armer Rudolf aber ist um sein ganzes Vermögen betrogen und die Welt wird ihn obenein verlachen, wenn sie erfährt, mit welch unverzeihlicher Blindheit er das Opfer dieser Creatur geworden! ... Wie aber soll ich ihm, der noch keine Ahnung von seinem Unglück hat, das Geschehene mittheilen? ... Hat es nicht den Anschein, als habe das Schicksal direct seine Hand hier im Spiele gehabt, indem es dieses Weib in Rudolf's Zimmer führte, ehe er noch im Stande war, jene Summe bei Seite zu bringen? Mußten wir alle

Beide nicht mit Wahnsinn geschlagen werden, um das Portefeuille unbeachtet da liegen zu lassen, und dieser Betrügerin Gelegenheit zu geben, es heimlich zu sich zu stecken? Ohne allen Zweifel hatte sie Nachricht von dem Eintreffen dieser Summe, denn welche Spielbank wäre nicht im Stande, das Geld zu riechen, das wir in den Taschen tragen! Konnte man nicht von F** herüber telegraphirt haben, daß dieser Sachwalt Rudolf's mit einer solchen Summe hier eintreffen werde, und konnte dieses Weib nicht, als sie beim Eintreten das Portefeuille liegen sah, sofort eine Comödie ersonnen haben, die leider nur allzu gut gelang? Oder ist nicht vielleicht Rudolf selbst so thöricht gewesen, ihr zu sagen, daß er diese Summe erwarte?"

Reinhard schlug sich verzweifelt an den Kopf, als er diese ganze Intrigue durchschaut zu haben glaubte, und in der That war Alles, was er gesehen und was er jetzt eben bestätigend aus Ortmann's Munde gehört, nur allzu sehr geeignet, seinen Verdacht zu bekräftigen. Alles, Alles deutete ja auf eine abgekartete Intrigue, in der nur Eins unberechnet gewesen sein konnte, nämlich die Feuerprobe, welcher Rudolf Catalina's Liebe unterworfen. Aber dieses Eine mochte ja gerade der Intrigue hülfreich unter die Arme gegriffen, sie noch erleichtert haben, denn daß es gleich bei ihrem Eintreten auf das unbewachte Portefeuille abgesehen war, lag doch deutlich zu Tage.

„Und was jetzt?" räsonnirte Reinhard weiter. „Ich meines Theils bin nach all' diesem in meinem eignen Unglück schon so gefaßt, daß ich fast keinen andern Schmerz mehr habe als den Gedanken, vor Rudolf wie ein Hiobsbote hintreten zu

müssen. Indeß auch dies muß geschehen; ich will Rudolf aufsuchen und wie wir im Glück unzertrennlich waren, so soll uns auch das Unglück finden!“

Reinhard erhob sich. Wie ein Träumender wankte er durch die Anlagen, nach der Allee zu und schlug den Weg zum Bahnhof ein.

XV.

In der eignen Falle.

Schon verwirrt durch van Geert's unerwartetes Erscheinen und im höchsten Grade betroffen durch die Schroffheit, mit welcher Reinhard sie dastehen ließ, schaute Catalina ihm regungslos nach, als er mit Ortmann sich entfernte.

Daß sie diesen Mann erzürnt, das hatte ihr sein Benehmen deutlich genug gesagt. Aber war sie nicht Diejenige, die hier zu zürnen Ursach hatte? War sie nicht selbst bis in's Innerste der Seele verletzt? Hatte der Mann, den sie so innig und wahrhaft liebte, nicht mit ihr seinen Spott getrieben, durch sein schonungsloses Benehmen den Blüthenstaub ihrer Liebe vernichtet, einen unheilbaren Riß in dies Verhältniß gemacht, das ihr bis dahin, wenn auch nur wenige Stunden lang, als das höchste Glück der Erde erschienen war?

Kalt und frostig legte es sich um Catalina's Herz, als jene Scene mit ihrer ganzen gehässigen Bedeutung eben wieder vor ihr Gedächtniß trat, als sie sich sagte, daß der Muthwille, den sie mit dem schnöden, ihr so verächtlichen Gelde getrieben, die kleine, kindliche Rache, welche sie an diesem verübt, ein Nichts seien gegen die Schmach, welche man so fühllos ihrem armen Herzen angethan. Liebte sie diesen Mann noch, konnte sie

ihn noch lieben, nachdem er sie schonungslos so gedemüthigt? Freilich hatten seine Worte, sein Benehmen hinreichend verrathen, daß er diese Herzlosigkeit bereut, aber war sie dadurch ungeschehen? Catalina, die stolze Catalina war wiederum auf's tiefste gedemüthigt und gegen diese Schmach war Alles, was sie früher von ihr gleichgültigen Menschen erlitten, ein Kinderspiel!

Immer eisiger ward es ihr um's Herz, während sie dastand. Sie war geschmäht, gedemüthigt, verlassen — das fühlte sie, das hatte sie dieser Mann, der vertraute Freund Rudolf's, nur allzu tief empfinden lassen ...

Und was jetzt? ... Sollte sie noch einmal diesen so gewaltsam, mit so grausamem Hohn zerrissenen Traum anzuknüpfen versuchen? War ihr Herz noch fähig, ihren Stolz, der sich immer heftiger empörte, zu überwinden? Durfte sie es wagen, sich noch einmal einem solchen Hohn von Seiten des Mannes auszusetzen, für den sie ihr Leben hingeopfert haben würde?

Und endlich noch Eins: war Rudolf's eiliges Entfernen nicht vielleicht berechnet? War es nicht vielleicht darauf abgesehen, sie zu verlassen, nachdem jenes Manöver mit dem Portefeuille, durch welches er sich von ihr hatte loskaufen wollen, mißlungen war? ... Hatte sie nicht vielleicht diesen Mann schon verloren?

Jetzt erst trat Alles in ihr Gedächtniß zurück, was er ihr am Abend gesagt, als er sie verflucht, als er sie barsch angefahren und ihr befohlen hatte, seinen Weg zu meiden. Rudolf's Worte: „ich liebe ein Mädchen, einen Engel an Tugend und Unschuld! Ich werde sie ewig lieben!“ hallten mit fürch-

terlichem Echo in ihrer Seele wieder. Diese Worte, die sie in dem Rausche ihres Glückes ganz vergessen, fielen ihr wie Eis auf's Herz; sie bewiesen ihr, daß dieser Mann sie in der That nicht geliebt, daß er nur sein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben; mit Geld, mit verächtlichem Gelde hatte er sie dafür entschädigen wollen und ihr jetzt den Rücken gewandt, nachdem sie ihm gezeigt, daß sie unendlich weit über ihn erhaben sei.

Dieser letzte Gedanke setzte sie in eine namenlose Aufregung; ihr Antlitz, das bis jetzt leichenblaß, färbte sich mit dunkler Gluth, ihr Auge sprühte, ein convulsivisches Zittern durchlief ihre Glieder.

Betrogen, verrathen, verachtet, verlassen stand sie da!

Noch einmal schweifte ihr Blick zornfunkelnd nach der Richtung, in welcher Reinhard mit Ortmann verschwunden. Dieser Blick aber traf einen Andren, nämlich van Geert, der mit schadenfrohem Lächeln auf sie zutrat und sich an ihrer Aufregung zu weiden schien.

„Schöne Catalina," begann er, „verzeihen Sie, wenn es mich drängt, Ihnen meine Bewunderung auszusprechen! Sie waren groß, erhaben, göttlich, als Sie vorhin mit lachendem Antlitz dem Glück eine Summe in den Schooß warfen, welche der Verschwendung einer Königin würdig! Jetzt erst begreife ich, wie arm und bettelhaft Ihnen erscheinen mußte was i ch in meiner Thorheit Ihnen an dieser Stelle zu bieten wagte. Sie haben Königreiche zu vergeben und ich Narr, ich unterfing mich, Ihnen ein Almosen zu bieten!"

Catalina war in dem Grade mit sich selbst beschäftigt, daß sie gar nicht hörte, was van Geert zu ihr sprach. Instinct-

mäßig, um seine Nähe zu fliehen, bewegte sie sich hastig von der Stelle, an die sie so lange festgebannt gewesen, und vertiefte sich in den Schatten des Gartens.

Van Geert folgte ihr, wie es schien, mit der höchsten Gemüthsruhe. Er wußte, daß Catalina ihn gar nicht angehört, aber sie sollte ihn anhören.

„Catalina," begann er, als sie ihre Schritte endlich mäßigte, „der Garten ist leer, es sieht uns Niemand, es ist also hier vielleicht der beste Ort, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Was Sie vor einigen Tagen so weit verwarfen, es ist dennoch eingetroffen und Sie selbst müssen mir eingestehen, daß mein Scharfblick mich nicht irre führte, als ich Ihnen sagte, Sie liebten diesen jungen Mann bereits und thöricht sei es, Ihnen noch eine Belohnung für das zu bieten, was Sie doch von Herzen gern thun würden. Ich danke Ihnen also, Catalina, und versichere Sie, daß Sie mir keinen größeren Dienst zu leisten vermochten. Um Ihnen meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, will auch ich jetzt mein Versprechen erfüllen. Ist es Ihnen recht, so nehmen wir auf jener Bank dort Platz, um ruhiger zu plaudern!"

Eine heftige, abwehrende Bewegung Catalina's zeigte, daß sie mit dieser Einladung nicht zufrieden.

„Gut, so plaudern wir während der Promenade," fuhr van Geert fort, „aber ich beschwöre Sie, Catalina, mäßigen Sie Ihre Schritte ein wenig, denn dieses eilige Gehen und das Sprechen zugleich strengt meine Lunge an ... Ich versprach Ihnen, schöne Catalina, Ihnen die Gründe zu nennen, weßhalb es mir erwünscht, diesen jungen Mann von Ihnen geliebt

zu sehen, und diese Gründe sollen Sie jetzt hören, da mein Zweck, wenn nicht Alles täuscht, schneller erreicht ist, als ich erwarten durfte."

Catalina starrte ihn groß und überrascht an; ein heftiges Zucken ihrer Mundwinkel verrieth ihre Entrüstung über van Geert's kalte, sogar höhnische Sprache, aus welcher nur zu sehr sein Triumph hervorstach. Sie verstand ihn nicht und fürchtete sich offenbar, ihn zu verstehen.

„Sehen Sie, Catalina," fuhr van Geert in der höchsten Ruhe fort, „ich kenne Sie, wie ich Ihnen schon sagte, genugsam, um zu wissen, daß von Ihnen geliebt zu werden ein Glück ist, das nicht Jeder ertragen kann. Nur ein Mann, gereift in des Lebens härtester Schule, mit festen, unbeugsamen Grundsätzen, wäre im Stande, die Leidenschaften zu zügeln, welche in meiner schönen Catalina gähren; nur ein Mann, der ebenso reich an Erfahrung wie an irdischen Gütern, könnte einem so reizenden, aber so gefährlichen Dämon die Stirn bieten. Daß dieser junge Mann, den zu verderben ich meine Gründe habe, Ihrer Leidenschaft nicht gewachsen sei, wußte ich, und wirklich genügten wenige Stunden, um ihm seinen Untergang zu bereiten."

Ein heftiges Zittern überfiel Catalina. Ihr Blick suchte umher; schwankend eilte sie auf eine der Bänke am Wege zu und ließ sich auf diese nieder.

Van Geert nahm mit lächelnder Miene neben ihr Platz und sah mit Genugthuung die Todesblässe, welche ihr Antlitz bedeckte.

Kein Wort kam über Catalina's Lippen.

„Sie haben jedenfalls das Recht," fuhr van Geert mit entsetzlicher Ruhe fort, „zu fragen, warum ich diesen jungen Mann zu ruiniren strebte. Dieser junge Mann (um aufrichtig gegen Sie zu sein) liebt ein Weib, das ich zwar nicht liebe, das ich aber um jeden Preis besitzen muß. Sie begreifen, Catalina, daß mir daran lag, ihn aus dem Wege zu räumen. Ich habe Beweise seiner Untreue und wenn es Sie interessirt, Catalina, Ihre Nebenbuhlerin zu sehen, so bin ich bereit, Sie zu ihr zu führen, damit sie aus Ihrem eignen Munde erfahren mag, wie unredlich Herr von Heinrichsfeld gegen Sie gehandelt. Es bedarf nämlich wohl kaum der Erwähnung, Catalina, daß seine Liebe für Sie nur eine kleine Extravaganz gewesen, daß es ihm niemals in den Sinn gekommen, Sie ernstlich zu lieben, und daß er sich Ihre Umarmung nur gefallen ließ wie ein interessantes Intermezzo."

Van Geert beobachtete sorgfältig Catalina's Gesichtszüge und mit teuflischer Freude sah er die berechnete Wirkung.

Catalina's Auge haftete mit dem Ausdruck des tödtlichsten Hasses am Boden, ihre Hände zitterten, ihr Athem war kurz und heftig, nur mit der äußersten Gewalt hielt sie an sich.

„Ich finde es nur allzu natürlich, schöne Catalina," sprach van Geert weiter, „daß Sie diese Mittheilung sehr in Aufregung bringt, wie ich es denn auch ebenso unnatürlich finde, daß man, von Ihnen geliebt, nur irgendwie ein Herz für eine Andre haben könne; aber dies ist leider der Fall, und vielleicht haben auch Sie bereits einige Anzeichen hievon in dem Benehmen des jungen Mannes entdeckt, wenn Ihre Leidenschaft Sie nicht allzu sehr geblendet."

Ein schweigendes Nicken des Kopfes war Catalina's Antwort.

„Es thut mir eigentlich wehe, Ihnen diese Mittheilung gemacht zu haben," setzte van Geert fort, „aber ich mußte es; ich verdiene auch Ihren Vorwurf dafür, daß ich Sie, Catalina, als mein Werkzeug benutze; aber erinnern Sie sich, daß ich bereit war, Sie hiefür zu entschädigen. Uebrigens berührte ich dies Thema nur in dem Bewußtsein, zugleich Balsam auf die Wunde legen zu können. Sie sind bereits gerächt, Catalina; Sie straften den Verräther, wahrscheinlich ohne es selbst zu wissen. Beantworten Sie meine Frage: gehörte die Summe, welche Sie vorhin verspielten, dem Herrn von Heinrichsfeld?"

Catalina beantwortete dies wieder mit einem stummen Kopfnicken.

„So fern meine Kenntnisse von dem Vermögen dieses jungen Mannes richtig sind, repräsentirte diese Summe sein ganzes Vermögen. Schon vor einigen Tagen äußerte er einem hiesigen Bankier, er erwarte die Summe für seine an den Herzog von ** verkauften Güter, und bat um gute Wechsel für dieselbe. Diese Summe, Catalina, verspielten Sie an der Bank. Ich weiß nicht, auf welche Weise Ihnen diese Summe so schnell in die Hände gerieth, aber ich weiß, daß Sie ihn an den Bettelstab gespielt haben. ... Als Bettler wird er diesen Ort verlassen! ... Und Sie, Catalina?" setzte er fragend hinzu.

Catalina zuckte zusammen. Sie hatte keine Ahnung davon haben können, daß diese Summe Alles sei, was Rudolf besaß, denn er hatte sie ihr ja geboten, ohne ihr zu sagen, daß

dies sein ganzes Hab und Gut sei. Rudolf's Benehmen erschien ihr hiedurch plötzlich wieder in einem ganz neuen Lichte. Er hatte ihr Alles opfern wollen, vielleicht getrieben von irgend einem unabwendbaren Verhängniß; er bot ihr Alles, was er besaß, da er sich selbst ihr nicht erhalten konnte! Was ihr bis dahin als ein grausamer, empörender Hohn erschienen, stand jetzt vor ihr wie ein Beweis von bewunderswerther Herzensgüte und Opferwilligkeit. Hatte er nicht selbst ihr gestanden, daß er bereits liebe? Wußte sie dies nicht? Er hatte ihr kein Hehl daraus gemacht. Deßhalb hatte er dies Begegnen mit ihr verflucht und ihr zur Sühne für seine frevelhafte Liebe nicht ein Almosen, nein, sein Alles geboten!

Rudolf, den sie soeben verflucht, erhielt vor ihren Augen plötzlich einen Glorienschein. Strafbar war er allerdings ihrem Gefühle gegenüber; aber bewies er nicht, daß er sie wirklich liebte, da er eines so ungeheuren Opfers fähig gewesen? Erst jetzt, nachdem ihr van Geert erklärt, daß ein Mann so leicht zum Bettler werden konnte, erst als sie seine Schadenfreude, den Triumph sah, welchen dieser ihr so verhaßte, von ihr so gefürchtete Mensch genoß, erst jetzt begriff sie, daß Rudolf als sein Opfer gefallen und daß sie, gerade sie unbewußt eine Rache geübt, welche van Geert zu so ungeheurer Genugthuung gereichte.

Die Worte, „als Bettler wird er diesen Ort verlassen!“ hallten in ihrem Herzen wieder. Schon mehrmals hatte sie Gelegenheit gehabt, Männer, die im Ueberfluß schwelgten, plötzlich an den Bettelstab sinken zu sehen, ja sie selbst hatte vielleicht einen bedeutenden Antheil der Schuld hieran gehabt,

ohne daß sie dies eingesehen; jetzt sollte auch Rudolf dieses Loos haben!

Wie viel Ursach sie auch fühlte, ihm zu zürnen, Catalina sah ein, daß ihr Vergehen größer als das seinige. Was er ihr als sein Alles zu opfern bereit gewesen, sie hatte es mit lachender Miene vergeudet, ohne zu wissen, was sie that.

Nur ein Gedanke war es, der ihr zwar keinen Trost gab, aber doch die Vorwürfe um Einiges milderte, welche sie sich selbst machte. Noch wußte Rudolf nichts von seinem Verderben; aber jeder Augenblick konnte ihm die Nachricht bringen, nämlich das Zusammentreffen Reinhard's, der ihn gewiß schon suchte.

Dieser selbe Gedanke vergrößerte aber bald auch ihre Angst wieder. Sie sah im Geiste schon Reinhard, dessen Benehmen sie jetzt erst begriff, vor seinen unglücklichen Freund treten und ihm die Hiobspost bringen. Sie hörte, wie er zu Rudolf sagte: dieses Weib, dem du so thöricht warst, Dein ganzes Vermögen zu bieten, sie hat es mit lachender Miene vergeudet, Dich mit der empörendsten Herzlosigkeit zum Bettler gemacht.

Wieder stieg die Hitze in Catalina's Stirn; eine merkbare Unruhe bemächtigte sich ihrer. Sie erhob das Antlitz und blickte van Geert mit einer eigenthümlichen Spannung in den Zügen an.

Van Geert's Zusatz: „Und Sie, Catalina?" sollte offenbar die Frage sein: Sind Ihre Verhältnisse so glänzend, da Sie eine solche Summe dem Spieltisch opferten? — Als sie jetzt den Blick mit solcher Angst auf ihn richtete, glaubte er die Beantwortung dieser Frage in ihrer Miene lesen zu müssen. Van Geert, der Menschenkenner, täuschte sich hier vielleicht zum ersten Male, und zwar, weil die Freude über seinen

Triumph ihn blind machte; vielleicht auch mochte ihn ein natürliches Dankbarkeitsgefühl anwandeln, denn wenn er im Geiste alles das berechnete, was er durch Rudolf's Sturz gewann, so war dies ein Ungeheures.

Er mißverstand Catalina, die er doch so genau zu verstehen glaubte.

„Ich kenne Sie genugsam, schöne Catalina,“ sagte er, „um überzeugt zu sein, daß Sie nicht in der glänzenden Lage sein können, in welcher man Sie allgemein hier glaubt. Nach der liebenswürdigen Art und Weise, mit welcher Sie soeben ein solches Kapital dem grünen Tisch opferten, muß man Sie für eine Millionärin halten und doch möcht' ich darauf wetten, daß Sie selbst nicht den zehnten Theil von Dem besitzen, was Sie soeben verschwendeten. Sie befriedigten eben nur eine Ihrer Launen; es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie mit so heiterer Stimmung die Existenz eines Andren begraben sah. Sie kennen den Werth des Geldes nicht, doch sollten Sie sich endlich Mühe geben, ihn kennen zu lernen... Habe ich Recht, Catalina?“

Diese nickte bejahend. Dabei schoß plötzlich ein leuchtender Blick aus ihrem Auge, ihre Stirn verklärte sich; ein neuer Gedanke durchkreuzte ihr Gehirn.

„Ich brauche Sie nicht noch einmal an mein Versprechen zu erinnern, das ich Ihnen bei unsrem nächtlichen Rendezvous gab, Catalina,“ fuhr van Geert mit dem Tone einer Gutmüthigkeit fort, die nur aus der Befriedigung seiner eignen Habsucht gekeimt sein konnte. „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet, Catalina, ich möchte Sie daher überzeugen,

daß auch ich es gut mit Ihnen meine. Ihre Verhältnisse kenne ich nicht, denn Sie verschmähten es, mich in diese einzuweihen; wie ich höre, stehen Sie fortab allein, denn jener Mann, der Sie hieher begleitete, hat Sie bereits verlassen. Nehmen Sie daher einen Rath von mir an, den ich zugleich durch die That unterstütze."

Catalina verrieth eine immer wachsende Unruhe. Van Geert sah, daß seine Weitschweifigkeit sie ermüdete.

„Ich beeile mich, zu Ende zu kommen, Catalina!" sagte er beruhigend. „Was Sie hieher nach Europa geführt, weiß ich nicht, will ich auch nicht wissen. Die Gerüchte, die hier über Sie circuliren, denen ich jedoch keinen Glauben schenke, sind der Art, daß Sie besser thun würden, diesen Ort zu meiden, und hiezu rathe ich Ihnen, nachdem Sie mir noch einen und zwar nur geringen Dienst geleistet. Wollen Sie nach Amerika zurückkehren, oder wollen Sie in Europa irgend eine Stätte wählen, an der Sie ein sorgenloses Leben führen werden? Ich überlasse dies Ihnen, und daß dieses Leben wirklich ein sorgenloses sei, dafür werde ich das Meinige thun, selbst wenn Sie schon die Mittel hiezu besitzen sollten. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mich heute oder morgen Abend auf einem Spaziergange zu begleiten und einer Person, mit der ich Sie bekannt machen werde, die Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten, welche man Ihnen stellen wird. Ist dies geschehen, so machen Sie sich reisefertig und ich übergebe Ihnen als Dank eine Summe von hunderttausend Franken, dieselbe, welche Sie bei unsrem ersten Zusammentreffen verschmähten, die Sie aber von

mir annehmen werden, weil ich es will! ... Sind Sie einverstanden, Catalina?"

Zu seiner Verwunderung sah van Geert, daß dieselbe Offerte, welche sie bei dem nächtlichen Rendezvous verletzt, diesmal Catalina's lebhafteste Zustimmung erhielt. Sie erschien wie elektrisirt, ihr Auge heftete sich mit halb freudigem, halb zweifelndem Ausdruck auf van Geert, als fürchte sie, daß er vielleicht nicht Wort halten werde.

„Ich bin einverstanden, Herr van Geert!" antwortete sie mit etwas bebender Stimme und der höchsten Spannung in ihren Zügen. „Ich werde thun, was Sie begehren, aber..."

„Sie verlangen diese Summe auf der Stelle!" setzte van Geert mit ironischem Blick hinzu. „Ich sehe, die schöne Catalina traut mir nicht; sie fürchtet, um den Preis ihrer Mühen betrogen zu werden!" fuhr er fort, während er versuchte, seine Ueberraschung zu maskiren.

„Ich willige ein, aber nur unter einer Bedingung," sagte Catalina schnell, indem sie sich hastig erhob.

„Und welcher Bedingung?"

„Sie übergeben mir sofort diese Summe!"

Van Geert war ein Mann, der trotz seiner moralischen Verkommenheit doch sein Wort zu halten verstand, wenn es sich um das Unglück Andrer handelte. Die schnelle Forderung Catalina's machte ihn betroffen, doch hatte er, um für alle Fälle gerüstet zu sein, die Brillanten bereits verkauft, in welchen er, wie wir ihn selbst sagen hörten, noch ein solides Betriebskapital be-

saß. Diese hunderttausend Franken, von denen er sprach, trug er effektiv bei sich in der Brusttasche und da er wußte, daß mit Catalina's Laune kein Scherz zu treiben, erhob auch er sich schnell, griff in die Brusttasche und zog ein Portefeuille heraus, das zu Catalina's nicht geringer Ueberraschung jenem Portefeuille sehr ähnlich war, da es durch Zufall dieselbe Farbe trug.

Wie es schien, war van Geert von Catalina's stürmischem Begehren etwas überrumpelt; er hatte die Absicht gehabt, Catalina diese Summe erst zu bieten, wenn er sie reisefertig sah, indeß mußte er ihrem Verlangen nachgeben, da sie hiedurch auch zu dem letzten von ihr noch geforderten kleinen Dienst verpflichtet wurde.

Lächelnd überreichte er ihr das Portefeuille. Catalina griff mit einer Eile danach, die van Geert fast stutzig machte. Beschwichtigend legte er die Hand auf ihren Arm, als sie davon eilen wollte.

„Sie erinnern sich, Catalina, daß Sie mir noch einen Dienst versprachen!“ sagte er mit mahnender Stimme.

„Ich bin bereit, wann Sie wollen!“ rief sie hastig.

„So werde ich Ihnen Nachricht geben, ob heute oder morgen Abend! Inzwischen sind Sie reisefertig?“

„Zu jeder Minute!“

„Es ist gut, Catalina! Vergessen Sie nicht, daß Sie in meiner Hand sind!“

Catalina flog davon, ohne van Geert noch eines Blickes zu würdigen, und mit einer Eile, als hange das Leben an der

Minute. Kopfschüttelnd blickten ihr die Spaziergänger nach, die ihr auf dem Wege begegneten.

Die Arme hatte nur einen Gedanken: Rudolf zurückzugeben, was er durch ihre Thorheit verloren, ihn um Verzeihung zu bitten ... Doch nein, nicht um Verzeihung zu bitten, denn nur er war es ja gewesen, der sie durch seine Herzlosigkeit hiezu getrieben! Sie wollte ihm das schnöde Geld zurückgeben, schweigend und stolz, wie es ihr gebührte; der Schmerz um das Verlorene sollte die Strafe für sein Vergehen sein, dann aber wollte sie, wenn auch mit zerrissenem Herzen, ihm den Rücken wenden, ihm, der durch andre Pflichten gefesselt, mit diesem Herzen sein frevelhaftes Spiel getrieben und ihr den kürzlich erst bei ihr eingekehrten Frieden für immer zerstört hatte. Konnte sie auch hassen, mit der ganzen Gluth ihrer leidenschaftlichen Seele hassen, so vermochte sie es hier doch nicht; sie durfte es nicht, weil van Geert es wollte, der sie zur Vollendung seines schwarzen Planes in Rudolf's Arme geführt, denn er, van Geert, war es gewesen, dem sie Beide gedient hatten, ohne es selbst zu wissen. Rudolf sollte gerettet werden, mochte er es verdienen oder nicht; und wenn van Geert von ihr den letzten Dienst begehrte, zu welchem er sie noch verpflichtet hatte und durch den er ohne Zweifel sein schändliches Werk zu krönen beabsichtigte, so wollte sie ihm mit stolzem Hohn entgegen treten, ihm und seiner Ueberlegenheit Trotz bieten, ja, wenn es sein mußte, angesichts der Person, zu welcher sie geführt werden sollte, ihm die Maske herabreißen und so sein ganzes Werk zertrümmern. Mochte sie selbst dabei zu Grunde gehen, was kümmerte das sie, für die jetzt Alles verloren war, und der

auch die einzige süße Hoffnung vernichtet worden, welche ihr für nur wenige Stunden neuen Lebensmuth eingeflößt, um sie in desto tiefere Nacht zurückzustoßen.

Catalina war gefaßt, das Schlimmste zu überstehen. Ob sie ihre eigenen Kräfte richtig bemaß, wird die Folge lehren. In dem Tumult ihrer Gefühle war ihr nur Eins klar, nämlich daß van Geert's schändlicher Plan nicht gelingen dürfe.

XVI.
Josephine.

In höchster Eile erreichte Catalina ihr Hôtel, und jede Rücksicht gegen sich selbst vergessend fragte sie die Bedienung, ob Herr von Heinrichsfeld bereits zurückgekehrt sei.

Es gereichte ihr zur Beruhigung, als diese Frage verneint wurde, denn Rudolf, der ohne Zweifel schon von dem Vorgefallenen wußte, vor Augen zu treten, wäre ihr im höchsten Grade peinlich gewesen.

Athemlos eilte sie in ihre Wohnung und warf sich hier erschöpft in den Sessel.

Das Portefeuille, welches ihr van Geert übergeben, sollte nach seiner Aeußerung hunderttausend Franken enthalten. Irrte sie nicht, so war dies dieselbe Summe, welche ihr Reinhard als den Inhalt von Rudolf's Portefeuille genannt. Ob Franken, ob Thaler, was wußte sie von solchem Unterschied?

Mit einer unverkennbaren Befriedigung hielt ihre Hand das Portefeuille, ruhte ihr Auge auf demselben. Für dieses Sündengeld hatte sie sich freilich an van Geert verkauft, sich zu seiner Sklavin gemacht, aber was that dies, wenn Rudolf, wenn ihre *eigne* Ehre diesem gegenüber gerettet wurde! Van Geert konnte sie zu keinem Schritte zwingen, den sie nicht frei-

willig zu thun bereit war, und wenn er es wagte, kannte er nicht Catalina und hatte er nicht schon erfahren, wessen sie fähig war, wenn man ihre Heftigkeit herausforderte?

Ein Lächeln überflog ihre Züge, als sie sich selbst sagte, daß van Geert von ihr überlistet sei, daß er selbst mit seinem eignen Gelde die Rettung des Unglücklichen in ihre Hand gelegt! Jetzt galt es, dieses Portefeuille, das so große Aehnlichkeit mit dem Rudolf's hatte, in dessen Zimmer zu schaffen, wo möglich noch ehe er zurückkehrte! Schon malte sie sich die freudige Ueberraschung desselben aus, wenn er nach Hause kam und das verloren Geglaubte vor sich liegen sah.

Catalina selbst wollte das Portefeuille in sein Zimmer tragen. Sie sprang auf, um sofort diesen Vorsatz auszuführen. Aber ein andrer Gedanke durchkreuzte denselben. Wenn Rudolf ihr vielleicht begegnete, wenn er sie in seinem Zimmer fand! Sie durfte ihn nicht sehen, durfte ihm nicht begegnen. Rudolf selbst mußte erst kommen, sich ihr zu Füßen werfen, um Alles wieder vergessen zu machen. Aber die Zeit eilte. Was geschehen sollte, mußte schnell geschehen. Sie griff zu der auf dem Tische stehenden Schelle. Ihre Kammerfrau, ein Weib von ziemlich gewöhnlichem Aeußern, aber sauber gekleidet, das ihr von B** hieher gefolgt, trat herein.

„Josephine," rief Catalina, ihr entgegen eilend. „Ich habe einen Auftrag für Dich, den Du aber mit der größten Vorsicht ausführen mußt. Es handelt sich darum, dieses Portefeuille in das Zimmer des Herrn von Heinrichsfeld zu bringen, ohne daß er Dich sieht. Er ist noch nicht zu Hause; auch die Dienerschaft darf nicht wissen, daß Du sein Zimmer betre-

ten. Nimm also dies Portefeuille, hole Dir heimlich, ohne daß Jemand es bemerkt, von der Tafel unten den Schlüssel seines Zimmers, leg' das Portefeuille auf seinen Tisch und trag' dann den Schlüssel an seinen Ort zurück. Kann ich mich auf Deine Geschicklichkeit verlassen?"

„Gewiß, gnädige Frau Baronin!" antwortete Josephine mit schlauem Lächeln. „Ich will Alles auf's pünktlichste besorgen!"

„So eile, Josephine! Bedenke, daß Niemand Dich sehen darf!"

Josephine nahm mit lüsternem Blick das Portefeuille und verließ das Zimmer. Vorsichtig schlich sie den Corridor entlang und die Treppe hinab. Hier hielt sie inne, um den Augenblick zu erspähen, wo der Portier seine Loge verlassen werde.

Ein Blick in dieselbe überzeugte sie, daß der Letztere nicht da sei. Mit wenigen Sprüngen war sie die Treppe hinab, in der Loge und kehrte triumphirend mit dem Schlüssel zurück, ohne daß ihr irgend Jemand begegnete.

Ebenso unbemerkt erreichte sie Rudolf's Zimmer, öffnete dasselbe und trat ein.

Das Portefeuille aus der Tasche hervorziehend, betrachtete sie dasselbe aufmerksam. Sie öffnete es und fand in demselben eine Anzahl ihr wohlbekannter französischer Banknoten.

Die gute Frau war nämlich, ehe sie in Catalina's Dienst trat, mehrere Jahre in dem einer Französin gewesen, die in jeder Saison den Curort B** besuchte und die vornehmsten Ca-

valiere aller Nationen bei sich zu sehen pflegte. Josephine hatte während jener Zeit viel französische Banknoten mit hohen Ziffern gesehen und bei dem Leichtsinn, mit welchem ihre Herrin diese werthvollen Papiere behandelte, Gelegenheit gehabt, manchen Zettel dieser Art bei Seite zu bringen. Auch in Catalina's Dienst hatte sie sehr bald die schwache Seite ihrer neuen Herrin erlauscht und erfahren, mit welch unglaublicher Unkenntniß und Sorglosigkeit Catalina die in ihrer Cassette liegenden Papiere behandelte. Unbekümmert ließ diese nämlich stundenlang oft die Cassette offen dastehen, beauftragte sogar Josephine, für sie Zahlungen zu machen, da sie selbst die verschiedenen Banknoten nicht zu unterscheiden und zu taxiren verstand, auch überhaupt eine für Josephine erstaunliche Unkenntniß hinsichts ihres Vermögens an den Tag legte.

Josephine hatte dies zu benutzen verstanden und Catalina's unglaubliche Sorglosigkeit hinsichts aller irdischen Güter machte es der schlauen Dienerin sehr leicht, sich ungesehen aus der Cassette nicht unbedeutende Summen anzueignen, ohne daß Catalina es bemerkte. Josephine hatte sich die Gewißheit verschafft, daß ihre Herrin gar nicht wußte, was und wie viel sie besaß, und so war denn Catalina's Kasse schnell um ein Bedeutendes ärmer geworden.

Jetzt stand Josephine da mit einem Portefeuille in der Hand, das nach ihrem schnellen und richtigen Ueberschlage eine Summe von hunderttausend Franken und neben diesen ein in fremder Sprache geschriebenes Papier enthielt, welches in einem kleinen Täschchen steckte und wohl von keiner besondren Wichtigkeit war. Diesen Schatz sollte sie laut Catalina's Auftrag

in ein leeres, unbewachtes Zimmer legen, in welchem die ganze Dienerschaft des Hôtels aus- und einzugehen das Recht hatte.

Wenn sie nun, überlegte sie, das Portefeuille, wie ihr geheißen, auf den Tisch legte und nachdem sie das Zimmer verlassen, Einer der Dienerschaft eintrat, das Portefeuille sah, die Banknoten herausnahm und wieder ging, wer konnte diesen Glücklichen des Diebstahls zeihen, wenn er so vorsichtig war, Niemandem beim Verlassen des Zimmers zu begegnen?

War es nicht ein unverzeihlicher Leichtsinn ihrer Herrin, ein so werthvolles Portefeuille solcher Gefahr auszusetzen? Sollte sie zurückkehren und Catalina die Unverantwortlichkeit eines solchen Beginnens vorstellen? ... Oder sollte sie dafür sorgen, daß kein Fremder sich an diesem Portefeuille vergreife, das heißt: diesem Fremden zuvor kommen und den Inhalt ... selbst herausnehmen?

Wer konnte ihr beweisen, daß sie sich das Geld angeeignet, wenn sie nur das Portefeuille überhaupt auf den Tisch legte? Und wenn die Banknoten in demselben vermißt wurden, konnte nicht jeder Andre der Hôtel-Bedienung der Thäter sein?

Josephine überlegte einige Secunden. Aber die Sache war zu verlockend, die Zeit drängte und noch ehe sie wirklich mit sich einig war, hatte sie schon die Banknoten herausgenommen und in die Tasche gesteckt. Mechanisch legte sie das Portefeuille auf den Tisch, huschte zur Thür zurück, öffnete diese leise, überzeugte sich, daß Niemand auf dem Corridor sei, schlich heraus, schloß vorsichtig die Thür und trat den Weg zur Treppe an.

Das Glück war Josephinen abermals günstig. Der Portier stand eben an einem vor dem Portal haltenden Wagen und war mit dem darin sitzenden Fremden in Gespräch.

Schnell hing der Schlüssel an seinem Platz und damit fiel Josephinen ein Stein vom Herzen. Die Verstellungskunst war ihr im Dienste der französischen Dame so geläufig geworden, daß sie mit dem ruhigsten Gesichte und ohne das geringste Herzklopfen zu Catalina wieder eintrat und ihr mit eben so sicherer Stimme meldete, es sei Alles nach ihrem Wunsche ausgeführt.

Dann aber schlich sie in ihre Kammer, legte die eben gestohlenen Banknoten und die, welche sie schon in B** nach und nach entwendet, in ein Kästchen, steckte dasselbe in die Tasche, schlich wieder hinaus und eilte auf die Straße, um ihren Raub vor jeder Nachforschung in Sicherheit zu bringen.

Josephine wußte, daß ihre Herrin hinreichend mit sich selbst beschäftigt war, um sie nicht zu vermissen, und wirklich kehrte sie nach einer Viertelstunde zurück, während welcher Catalina, auf die Causeuse hingestreckt, mit den widerstrebendsten Gedanken gekämpft hatte.

Die Arme fühlte, nachdem sie ihre Schuldigkeit erfüllt und Rudolf vor dem ihm von van Geert bereiteten Verderben geschützt hatte, eine Leere in sich, die bald in das Bewußtsein des höchsten Elends überging. Hatte auch Rudolf seine Schuldigkeit gegen s i e gethan? Jetzt, da sie i h r e Schuld wieder gut gemacht, stand der Vorfall dieses Morgens in seiner ganzen Bedeutung vor ihren Augen; jetzt fühlte sie die ganze Schwere der ihr angethanen Beleidigung. Jetzt rief eine Stimme aus

ihrem Innern fortwährend: Catalina, und wenn er Dir das Zehn-, das Hundertfache zu opfern bereit gewesen wäre, bot er Dir nicht Geld, verächtliches Geld; Dir, die Du ihm Dein Herz, Deine Seele, Dein Alles hingabst? Welch größere Schmach, Catalina, vermag der Mann dem Weibe anzuthun, als mit dieser Münze zu vergelten, was das Weib ihm hingebend entgegen trägt? Catalina, Du bist gedemüthigt, denn er hielt Dich für eine käufliche, niedere Seele; er, den Du liebtest mit der ganzen Kraft und dem ganzen Feuer Deiner stolzen Seele, er hielt Dich für eine Dirne, die man von sich jagt, wenn man ihrer überdrüssig geworden! Was kein Mann Dir zu thun gewagt, er that es, den Du liebtest, und er ... er ...

Diese Gedanken brachten Catalina allmälig in einen Zustand, in welchem sie sich selbst kaum noch kannte. Sie sprang auf, sie stürmte im Zimmer umher, sie ballte die Hände, knirschte mit den Zähnen, verhüllte mit lautem Schluchzen ihr Antlitz, stieß die heftigsten Verwünschungen aus und sank dann endlich, vernichtet durch die Wucht ihrer eignen Vorwürfe, wieder zusammen.

Wir haben gesehen, daß Catalina zu hassen vermochte, daß sie Jahre lang ihren Haß, ihre Sucht nach Rache in sich herum trug, bis sie die Befriedigung dieser Rache fand. Sie war auch jetzt versucht, zu hassen, ja sie war der Meinung, sie hasse wirklich diesen Mann, der sie so tödtlich verletzt. Aber Catalina war ein Weib und was man auch sagen möge, es ist unmöglich, daß ein Weib den Mann hasse, den es noch vor wenigen Stunden geliebt.

Es ist wohl denkbar und psychologisch begründet, daß die

Liebe eines verschmähten Weibes allmälig sich in Haß verwandle, daß die Zeit diese verschmähte Liebe der Art verwandle, daß das Bedürfniß nach Genugthuung für ihren verletzten Stolz endlich die Oberhand behalte; aber selbst dann noch wird immer ein Rest von Liebe in ihrem Herzen übrig geblieben sein. Es ist ferner möglich, daß ein leidenschaftliches Weib, hingerissen von ihrem Stolz und in der Aufwallung ihrer Leidenschaft, eine That begehe, welche man als die der Rache zu bezeichnen das Recht hat, aber unmöglich ist es, daß ein Weib, das wahrhaft geliebt hat, den Mann mit Ueberlegung zu *hassen* vermöge, dem ihr Herz gehörte. Es wäre dies eine Unnatur, deren das Weib nicht fähig.

Auch Catalina empfand dies. Wie sehr sie sich selbst aufforderte, Rudolf zu hassen, ihn zu verachten, immer wieder klang eine Stimme dazwischen, die für ihn das Wort führte. Sie, die eine Beleidigung von Seiten eines Andren mit dem kältesten Blute zu rächen im Stande gewesen wäre, fühlte ihre Kraft erlahmen, wenn es galt, dieselbe gegen diesen Mann aufzubieten; sie erschrack vor dem geringsten Gedanken an Genugthuung, denn immer wieder trat Rudolf's Bild vor sie hin, und wenn sie ihn so flehend, so reuig sah, wie er am Morgen vor ihr gestanden und sie um Verzeihung gebeten, so fühlte sie sich vollständig entwaffnet. Nur eine einzige klare Vorstellung war das Resultat ihrer ganzen und grenzenlosen Aufregung: sie war betrogen um ihr Glück; zerronnen war der Traum und sie unendlich viel elender, als sie es jemals gewesen!

Ihre ganze Zukunft war für sie ein Entsetzen, ihr ganzes ferneres Leben erschien ihr wie eine Hölle. Naturen wie Ca-

talina vermögen nur einmal zu lieben und schleppen im günstigsten Fall ein herzbrüchiges Dasein umher, das empfindungs- und deßhalb freudenleer; die Erinnerung an den einen Schiffbruch zehrt an ihnen wie ein prometheischer Geier, der Fluch ewiger Entsagung läßt sie innen unempfänglich und kalt und selbst wenn ein Sonnenstrahl das Lächeln vorübergehend auf ihr Antlitz zurückruft, die eisige Rinde, mit welcher diese Entsagung ihr Herz umkrustet, schmilzt selbst der Sonnenstrahl eines aufrichtigen Menschenauges nimmer hinweg.

Stunden verstrichen während dieses qualvollen Zustandes, der Catalina's Antlitz bleichte wie das einer Leiche. Mit innerem Frösteln erhob sie sich endlich vom Sopha. Ihr Auge, noch feucht von den heißen Thränen, welche sie um den Verlust ihres Lebenstraumes geweint, war tief zurückgesunken und hatte wiederum jenen menschenfeindlichen Ausdruck, welchen es drüben über'm Ocean angenommen, als es sich nur von Feinden umstellt gesehen. Ihre Wangen, noch am Morgen so frisch, so rosig, trugen eine fahle und matte Farbe, um ihren Mund spielte ein nervöses Zucken, das ihr sonst fremd gewesen.

Wo jede Andre an Catalina's Stelle noch gehofft haben würde, gab sie Alles verloren. Zu unbekannt in dieser Welt, war sie natürlich doppelt mißtrauisch gegen dieselbe. Und hatte denn Catalina jemals eine Aufforderung gefühlt, ihrem Glück zu trauen? War sie nicht stets ein Spielball Andrer gewesen, und hatte sie Unrecht, wenn sie auch jetzt wieder einsah, daß sie vertraut, daß sie geliebt, wo ihr nichts von Beidem zurückgegeben wurde?

Vielleicht wenn Rudolf noch zur rechten Zeit eingetreten,

vor ihr niedergekniet wäre und ihr noch einmal gestanden hätte, daß er sein Unrecht eingesehen; wenn er ihr wiederholt versichert hätte, daß sein Benehmen nur den Zweck gehabt, den Freund zu überzeugen, daß er Catalina falsch beurtheilte, vielleicht, ja gewiß, dann wäre Catalina in ihrer Liebe schwach genug gewesen, noch einmal zu vertrauen. Aber Rudolf kam nicht. Stunden, lange Stunden der entsetzlichsten Qual waren verstrichen, ohne daß er sich zeigte.

Hatte er inzwischen sein Zimmer schon wieder betreten? Wußte er bereits, daß sein Verlust ersetzt, daß er gerettet war, und wenn er dies wußte, warum kam er nicht?

Und wenn nun statt seiner vielleicht gar van Geert bei ihr erschien, um sie an ihr Versprechen zu erinnern? Was sollte sie ihm antworten, da sie doch noch nicht einmal Nachricht hatte, ob nicht vielleicht Alles umsonst gewesen und Rudolf dennoch in irgend eine ihr unbekannte Schlinge dieses gefährlichen Menschen gefallen war?

Catalina vermochte diese Ungewißheit nicht mehr zu ertragen. Sie mußte wenigstens erfahren, was aus Rudolf geworden. War er auch für sie verloren, die Gewißheit hatte für sie wenigstens den Vortheil, daß sie ihre eignen Handlungen danach bemessen konnte.

Wieder ergriff sie die Schelle, um ihre Kammerfrau zu sehen.

Diese erschien auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers und erschrack, als sie ihre Herrin in solchem Zustande sah, denn Catalina glich in der That einer wandelnden Leiche. Finster und unheimlich war der Blick, mit welchem sie die Dienerin

empfing, und diese mit ihrem bösen Gewissen erschrack unwillkürlich vor Catalina's Auge.

„Josephine," begann Catalina mit matter Stimme und einem wohlwollenden Ton, der die Kammerfrau beruhigte, „ich wünsche zu erfahren, ob Herr von Heinrichsfeld schon in's Haus zurückgekehrt ist.... Geh' und erkundige Dich!"

Josephine wagte nicht zu antworten. Der Anblick Catalina's hatte sie zu verwirrt gemacht und der ihr ertheilte Auftrag war ihr natürlich peinlich, da er sie an ihr Verbrechen erinnerte.

Schweigend trat sie in das anstoßende Zimmer zurück. Catalina, zu matt um sich aufrecht zu erhalten, sank in das Kissen des Sopha und bedeckte die Augen mit ihrem Taschentuch. Die Entrüstung, der Zorn hatten in ihr ausgetobt, sie fühlte sich zerschlagen, das Bewußtsein ihrer plötzlichen Vereinsamung machte sie namenlos elend. Sie fühlte nur zu sehr, wie unzertrennlich ihr Leben an Rudolf hange.

Wieder feuchtete sich ihr Auge, ein leichtes, halb unterdrücktes Schluchzen entrang sich ihren Lippen; die Hand, mit welcher sie ihr Antlitz bedeckte, zitterte convulsivisch.

„Gott im Himmel!" schluchzte sie in ihrer heimischen Sprache vor sich hin, „wann wird der Fluch denn enden, den ich auf mich lud, als ich meinen armen Vater verließ und ahnungslos zu seiner Mörderin ward? Habe ich nicht gebüßt mit tausend Qualen, und immer noch wollen sie sich nicht erschöpfen!... O wäre ich geblieben, was ich einst war, ein wildes, harmloses Geschöpf, das unbekannt mit dieser entsetzlichen Welt, sorglos sein Haupt unter das Sternenzelt bettete und in

dem rauhen und harten Vater wenigstens einen Schutzgeist hatte, der mich vor jeglichen Gefahren schirmte!... Wäre ich wenigstens noch drüben, um mich wieder in jene glückliche Zeit zurückversetzen zu können, von der mich nicht nur der Fluch des Vaters, auch das Weltmeer trennt!... Stets umlauert von Gefahren, betrogen wo ich vertraue, verhöhnt wo ich liebte, irre ich hier in einer Welt umher, die mich nicht versteht, die ich nie verstehen werde und in der mich Alles schrecken wird, was sich mir in Zukunft noch zu nähern wagt!..."

Eben ward Catalina durch das Wiedereintreten Josephinens unterbrochen.

Dieser war ein Stein vom Herzen gefallen und mit der unbefangensten Miene rapportirte sie, daß Herr von Heinrichsfeld noch nicht zurück sei. Die Diebin hatte nämlich durch das Schlüsselloch von Rudolf's Zimmer beobachtet, daß sein Freund, Reinhard, mit langen Schritten in diesem Zimmer auf und ab ging; sie hatte gesehen, daß er das Portefeuille in der Hand hielt, daß er das in demselben zurückgelassene Papier mit großen, verwunderten Augen las. Josephine glaubte sich gerettet, vor jeder Verantwortung gesichert seit sie wußte, daß ein Andrer vor Rudolf dieses Portefeuille berührt. Auf ihn allein mußte jetzt der Verdacht fallen; Niemand hatte das Recht, sie dieses Diebstahls anzuklagen.

XVII.
Verloren.

Mit peinigender Ungeduld hatte inzwischen Rudolf am Bahnhofe der Ankunft seines Freundes und mit einer wahrhaften Angst auch der Catalina's entgegen gesehen.

Der Unglückliche war jetzt mehr als vorher ein Spielball der widerstrebendsten Gefühle, die jedoch schließlich immer von der entsetzlichsten Selbstanklage dominirt wurden. Was er gethan, erschien ihm schon unerhört genug, und er, dessen ganzes Sinnen darauf hätte gerichtet sein müssen, das doppelte Verbrechen gegen Ines und gegen Catalina wieder gut zu machen, er hatte zu diesem eine neue strafbare und in ihren Consequenzen so bedenkliche Handlung gefügt, durch die er nicht nur seinen Freund, sondern zugleich sich selbst überzeugt hatte, wie frevelhaft er zu Werke gegangen.

Handlungen, zu welchen uns der Leichtsinn verführt, Thatsachen, die unter dem oft so verhängnißvollen Unstern des Augenblicks, ohne Ueberlegung, ja vielleicht ohne vollständiges Bewußtsein geschehen, entscheiden oft über ein ganzes Lebensglück, wenn nicht die Vernunft, die wiederkehrende Besonnenheit das Ihrige thut, um die so bedeutsamen Folgen abzuschneiden. Rudolf hatte, freilich in der besten Absicht, aber doch nicht

ohne das so natürliche Bedürfniß, seine eigne Schwäche in das beste Licht zu stellen, eine neue Thorheit begangen, indem er sich und Reinhard überzeugte, an welch' edlem Herzen er zum Sünder geworden.

Dies eben war es, was ihn augenblicklich so mit Angst und Entsetzen erfüllte. Er verfluchte sich selbst, weil er, nachdem er Catalina schon auf die Nothwendigkeit der Trennung vorbereitet, ihr seine Schuld eingestanden, sich neue Verpflichtungen gegen sie aufgebürdet, gegen welche abermals zu freveln einem ehrlichen Gewissen zur Marter werden mußte. Er fühlte, welchen ungeheuren Eindruck Catalina's Sieg auf ihn gemacht, aber er fühlte zugleich ebenso klar seine eigne Niederlage.

Zerstreut, selbst kaum wissend, wo er sich befand, hatte er seinen Sachwalt auf dem Perron gefunden; er hörte an, was dieser ihm sagte, ohne zu wissen, was er hörte. Erst als der Zug vor seinen Augen davon brauste, kehrte ihm das Bewußtsein und die Erinnerung zurück, daß er Reinhard und Catalina versprochen hatte, sie hier zu erwarten.

In fieberhafter Angst, den scheuen Blick oft die Allee entlang sendend, schritt er im Schatten der Promenade auf und ab. Er zitterte vor dem Augenblick, wo die Erwarteten eintreffen würden, und dennoch ließ ihn seine Einsamkeit dieselben herbei sehnen.

Die innere Aufregung und die herrschende Nachmittagshitze versetzten ihn in einen unerträglichen Zustand. Er warf sich auf eine Steinbank, verdeckte das Auge mit der Hand, zitterte vor jedem Geräusch, sprang wieder auf, eilte hin und her — und immer noch blieben die Erwarteten aus.

So verstrich fast eine Stunde. Zuweilen fühlte er sich ein wenig erleichtert bei dem Gedanken, daß sie überhaupt nicht

kommen würden; wiederum aber fand er bei einigem Nachdenken, daß in diesem Umstande keine Rettung für ihn selbst liege, daß derselbe seine Situation in nichts zu ändern vermöge.

Sollte Catalina ein Unglück widerfahren sein? Dieser Gedanke überfiel ihn mit neuer Angst. Er hatte sie verlassen, ohne daß er sich genau sagen konnte, in welcher Stimmung sie gewesen. So weit er sich erinnerte, war Catalina ruhig gewesen, aber diese Ruhe konnte nur eine erzwungene gewesen sein. Noch sah er sie, wie sie mit einem Schrei vor ihm zusammensank, und heftiger noch pochte sein Herz, als er sich immer von Neuem die Ursache dieser Scene vergegenwärtigte.

Endlich war's ihm, als müßte jede Minute, die er hier in fruchtlosem Warten verbringe, sein Unglück um ein Bedeutendes vergrößern. Unfähig seinen Posten länger zu behaupten, trat er in die Allee und begann mit zitterndem Fuße den Rückweg. Auch hier war keiner der Erwarteten zu sehen. Unschlüssig, ob er in das Hôtel zurückkehren solle, aber instinctmäßig die Begegnung von Andern vermeidend, schlug er den Weg durch die Gartenanlagen ein.

Unterhalb des in tausend Blüthen stehenden Rosen-Pavillons sah er plötzlich, während er mit zu Boden gesenktem Blick dahin schritt, einen Schatten vor seine Füße fallen.

Zerstreut blickte er auf. Vor ihm stand ein Mann in schwarzem Anzuge, mit gelbem Gesicht und abstoßenden Zügen, der ihn scharf fixirte und mit höflichem Gruß den Hut lüftend einen Schritt zu ihm that.

Rudolf hatte diesen Mann bereits mehrmals gesehen, denn das Aeußere desselben war zu auffallend und charakteristisch, als

daß es ihm unter den Curgästen nicht hätte bemerkbar werden sollen. Zerstreut und überrascht wie er war hatte er nur die Vorstellung, daß ihm dieses Gesicht als kein angenehmes erschienen, daß es sogar einen widerwärtigen Eindruck auf ihn gemacht.

Erst als der Fremde noch einen Schritt näher that und abermals mit ausgesuchter Artigkeit den Hut lüftete, erinnerte sich Rudolf, daß er bemerkt hatte, wie dieser Mann ihn, wo er ihm begegnete, mit einem dem Anscheine nach keineswegs freundlichen Interesse verfolgt, und daß die Aufmerksamkeit dieses Mannes ihm keineswegs angenehm erschienen war. Er hatte sich sogar nach diesem Manne bei Freunden erkundigt, aber wie man in Curorten mit den Personal-Nachrichten es nicht immer sehr genau nimmt, hatte man ihm nichts sagen können, als daß dieser Fremde ein vornehmer Südamerikaner sei, der zur Benutzung der Thermen hieher gekommen.

Unwillkürlich blieb auch Rudolf stehen, als dieser Mann zu seinem Erstaunen auf ihn zu trat.

„Ich bitte dringendst um Verzeihung, Herr von Heinrichsfeld, wenn ich Sie in Ihrem Nachdenken störe," begann der Fremde mit einem malitiösen Lächeln, „noch mehr aber, wenn der Zweck meiner höflichen Ansprache diesem Ihrem Nachdenken noch neue Nahrung geben sollte!"

Rudolf nahm sich zusammen. Das Erscheinen dieses Mannes war ein ominöses, das verrieth schon seine Rede und der Umstand, daß er bei seinem Namen angeredet wurde.

„Sie sind mit Recht erstaunt, Herr von Heinrichsfeld, von einem Unbekannten überfallen zu werden," fuhr van Geert fort, der glücklich über das so unerwartet günstige Schicksal, welches

über seinem Plane waltete, noch im Curgarten promenirte, um über die Ausführung des letzten entscheidenden Schlages nachzudenken. „Leider zu wenig bekannt an diesem Orte, fehlte es mir an einer geeigneten Person, welche es hätte übernehmen können, mich Ihnen vorzustellen; gestatten Sie mir also, dies selbst zu thun und in Dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, eine Entschuldigung für diese Kühnheit zu suchen. Mein Name ist van Geert; er wird Ihnen gänzlich unbekannt sein, desto mehr bekannt ist mir jedoch der Ihrige."

Van Geert sprach mit einer solchen Zuversicht, einer solchen Anmaßung, daß Rudolf, wie zerstreut er auch war, dies Benehmen ungewöhnlich erscheinen mußte. War es ihm auch lästig, gerade jetzt gestört zu werden, so paarte sich doch in dem Blick, mit welchem er van Geert maß, sein Befremden mit einer gewissen Neugier, und diese verhinderte ihn, sich den Zudringlichen abzuschütteln.

„In der That, mein Herr," antwortete er zögernd, „Sie machen mich gespannt auf bisher unerwartete Mittheilungen!"

„Unerwartete," wiederholte van Geert mit boshafter Betonung; „es ist dies das richtige Wort, und dennoch würde, was ich Ihnen zu sagen habe, weniger unerwartet gewesen sein, wenn mir das Glück früher die Ehre gewährt hätte, die ich mir so eben anmaßte. Erlauben Sie mir, Herr von Heinrichsfeld, an Ihrer Seite meine Promenade fortzusetzen...."

„Ich bedaure, bemerken zu müssen, daß ich beeilt bin," unterbrach ihn Rudolf mit einigem Unwillen, indem er den Blick über den Garten schweifen ließ und die in einiger Entfernung auftauchenden Gestalten musterte.

„Sie werden es weniger sein, mein Herr, wenn Sie die Güte haben, mir Ihre Aufmerksamkeit zu leihen.“

„Ich stehe zu Ihren Diensten!“ versetzte Rudolf, seine Schritte beeilend, während van Geert die seinigen absichtlich zurückhielt.

„Herr von Heinrichsfeld,“ begann jetzt van Geert, „wir stehen uns in der Wirklichkeit näher als Sie glauben; eine gemeinschaftliche Bekanntschaft mit gewissen Personen verbindet uns Beide bereits und ich darf hinzufügen, daß auch persönliches Interesse uns einander sehr nahe stellte. Wie dies aber sehr oft geschieht, wandeln Personen gleichgültig neben einander her, die eigentlich die innigsten Freunde sein müßten.“

„Sehr gütig!“ warf Rudolf mit Unwillen ein.

„Ich bitte, ersparen wir uns überflüssige Höflichkeiten, Herr von Heinrichsfeld; Sie würden mich dadurch zwingen, weitschweifig zu werden, was ich vermeiden möchte. Betrachten Sie es nicht als indiscrete Einmischung, wenn ich mit einem Namen beginne, der Sie auf m e i n e r Zunge vielleicht überraschen wird; ich kenne nämlich die Tochter Don Manuel's, die schöne Ines, die ich schon als sie ein Kind war auf meinen Knien schaukelte, und kenne auch I h r Verhältniß zu dieser Dame....“

Rudolf blickte van Geert mit allen Zeichen der höchsten Ueberraschung an; eine gewisse Furcht vor diesem Menschen beschlich ihn und van Geert's Miene rechtfertigte diese nur allzu sehr.

„Das Unglück will nun aber,“ fuhr der Letztere fort, „daß i c h ältere Rechte, wenn auch nicht auf die Liebe, so doch auf den

Besitz dieses Fräuleins zu haben glaube, und wie Sie selbst ermessen werden, dieselben auch geltend mache, nachdem ich um ihretwillen eine sechswöchentliche Reise über's Meer zurückgelegt. Ich gestehe, der Zufall ist mir außerordentlich günstig, indem er gerade Sie mir zum Rivalen gab... Verstehen Sie mich recht," setzte er höflich hinzu, „ich spreche hier keineswegs von Ihrem Aeußern oder Ihren persönlichen Vorzügen überhaupt, vor welchen ich gern die Segel streiche, ich ziele vielmehr nur auf Ihre Lebensverhältnisse hin, die meinen Interessen außerordentlich vortheilhaft erscheinen müssen."

Rudolf's Erstaunen ging in die höchste Verlegenheit, in Bestürzung über. Was dieser Mann sprach, war nur zu geeignet, ihm Schrecken zu erregen, namentlich die Hindeutung auf seine Lebensverhältnisse machte ihn erzittern.

„Mein Herr," antwortete er mit mühsam gewonnener Fassung, „Ihre Aeußerungen sind mir so befremdend, sie verstecken merkbar einen so feindlichen Charakter, daß ich Anstand nehmen muß..."

Rudolf trat bei diesen Worten einen Schritt von ihm zurück und seine Besorgniß durch seinen Stolz überwindend, maß er van Geert mit herausforderndem Blick.

Dieser ließ sich jedoch nicht aus seiner Ruhe bringen. Ein höhnisches Lächeln schwebte über seine Züge.

„Ich wußte im Voraus, daß die Kürze meiner Mittheilungen ein Mißverständniß hervorrufen werde," sagte er. „Seien Sie überzeugt, daß ich trotz unsrer Rivalität keinerlei feindliche Absichten gegen Sie hege, daß vielmehr nur die Absicht, mich mit Ihnen auszusprechen, meine Zudringlichkeit ver-

anlaßte. Sie werden auch vollständig begreifen, daß ich keinerlei Ursach habe, Sie als einen Gegner zu fürchten, denn Sie sind mir durchaus ungefährlich ... Sie sind ruinirt!"

Rudolf prallte bei diesen letzten, mit eigenthümlicher Betonung gesprochenen Worten zurück. Dann aber trat plötzlich ein verächtliches Lächeln auf sein Antlitz. Fragend musterte er abermals seinen Mann, um sich zu überzeugen, ob er wirklich mit einem Verrückten zu thun habe.

Van Geert begegnete seinem Auge mit dem gleichgültigsten Seitenblick; ihm erschien das Benehmen des jungen Mannes ganz gerechtfertigt, ja dasselbe überzeugte ihn sogar, daß derselbe mit seinem Schicksal noch durchaus unbekannt.

„Sie sind ruinirt, wie ich sagte," fuhr er fort; „finanziell und moralisch ruinirt, und ich bedaure, wenn ich Ihnen hiermit etwas Neues gesagt habe!"

„Mein Herr," begann jetzt Rudolf, die Nothwendigkeit einsehend, diesem Menschen imponiren zu müssen, „Sie würden mich in der That verpflichten, wollten Sie Ihre Aeußerungen ein wenig detailliren. Sie sehen, daß mich Ihr Ausspruch ergötzt, also tragen Sie weiter zu meiner Unterhaltung bei. Sie waren so freundlich, sich mir als einen Rivalen vorzustellen, Sie sagten mir, ich sei Ihnen ganz ungefährlich. Ich erwiedre dieses Compliment nicht, will vielmehr vollkommen von Ihrer Ueberlegenheit durchdrungen sein. Ich bitte, fahren Sie fort!"

Dabei fixirte er abermals seinen Nebenbuhler. Ines hatte ihm gesagt, daß Don Manuel längst über ihre Hand und zwar zu Gunsten des Sohnes eines reichen Kaufmanns verfügt, der von Amerika zurückkehren sollte. Er war also auf das

Erscheinen dieses Rivalen vorbereitet, gestand sich aber doch, daß er sich denselben ganz anders ausgemalt und namentlich jünger gedacht hatte. Jedenfalls zeugte das Benehmen dieses Mannes von ebenso viel Selbstüberhebung wie Unverschämtheit.

„Gewiß, ich fahre fort!“ sagte van Geert mit triumphirender Miene. „Ich bin nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen bleibt, und will Ihnen zuvörderst meine Aeußerungen detailliren, wie Sie begehrten. Sehen Sie, Herr von Heinrichsfeld, ich habe ohne Zweifel gegen Sie einen Vorsprung, da ich die Einwilligung Don Manuel's in meine Vermählung mit Fräulein Ines habe; ich darf sogar behaupten, daß sie sein dringender Wunsch sein wird.“

„Ich glaube gehört zu haben,“ warf Rudolf trocken hin.

Van Geert war diese Aeußerung unerwartet, doch erschien sie ihm zu gleichgültig, als daß er darauf hätte Werth legen sollen.

„Gut also,“ fuhr er fort. „Ich weiß dagegen, daß Fräulein Ines Sie liebt; Sie also haben die Einwilligung der Tochter, ich die des Vaters. Nehmen wir einstweilen an, daß diese beiden Vortheile sich gegenseitig aufwiegen; Sie werden sofort begreifen, daß diese Annahme in der Sache selbst ganz unwichtig ist, denn ich habe die Mittel in der Hand, Ihnen auch diesen Vortheil durch ein einziges Wort zu entreißen.“

„Oh, Sie machen mich neugierig!“

„Das ist mir lieb, denn es zeugt von Interesse für meine Mittheilung. So viel ich die Weiber, namentlich aber Fräulein Ines kenne, ist sie nicht im Stande, einen Unwürdigen zu lieben.“

„Mein Herr!“ rief Rudolf mit zorniger Stimme. „Wer giebt Ihnen das Recht ...!“

„Der Beweis der Wahrheit, den ich soeben zu liefern im Begriff bin," antwortete van Geert in höchster Seelenruhe. „Ich bitte um Verzeihung, wenn wiederum die Präcision meiner Aeußerungen zu einem Worte gedrängt, das vielleicht zu deutlich war. Lassen Sie mich indeß erst zu Ende reden und sein Sie überzeugt, daß ich jede Genugthuung gewähren werde, die Sie von mir zu fordern belieben dürften. Betrachten wir uns so lange wie zwei Advokaten, die beiderseitig für ihre Clienten, d. h. für ihr Interesse das Wort führen; dieser Gesichtspunkt wird jede ungestüme Forderung persönlichen Ehrgefühls vorläufig beschwichtigen und mir die Zeit und Ruhe zu einer kaltblütigen Darlegung gewähren. Als ich obige Beschuldigung gegen Sie aussprach, wußte ich genau, was ich sagte, und es wird Ihnen zum besseren Verständniß meiner Worte gereichen, wenn Sie annehmen, daß ich dies immer weiß. Sie sehen nämlich in mir einen Mann, der vom Leben zu sehr geschult ist, als daß er sich jemals zu etwas Unüberlegtem hinreißen ließe. ... Wir Männer haben den Frauen gegenüber gewisse Vorrechte und Freiheiten, die wir uns freilich angemaßt, weil wir die Gesetze geben, nicht sie, die aber so alt sind wie die Gesetze überhaupt. Ich persönlich bin sonst ein großer Vertheidiger gerade dieser Privilegien, laut welchen eine große Untreue des Mannes gar keine Untreue, eine kleine Untreue des Weibes aber ein Verbrechen ist. Wie nun aber der Gesichtspunkt in jedem Urtheil maßgebend ist, so gefällt es mir heute, in diesem Privilegium des Mannes einen schreienden Mißbrauch zu finden, und mich auf die Seite des Weibes zu stellen, das Sie, Herr von Heinrichsfeld, tödtlich beleidigt haben."

Rudolf erblaßte bei diesen Worten. Van Geert sah, daß sein Pfeil getroffen hatte, und während Jener im Bewußtsein der Schuld keines Wortes mächtig war, setzte er gelassen seine Rede fort. Hatte er doch den Trumpf noch in der Hand, um ihn zuletzt auszuspielen.

„Ich brauche kaum hinzuzusetzen,“ sagte er, „daß ich die Sache lange nicht so ernst betrachte wie Fräulein Ines es thut, die bei der Nachricht von Ihrem Verrath in Ohnmacht sank, dann aber Ihren Namen verfluchte und in der höchsten Entrüstung ihres weiblichen Stolzes ihren Vater um Verzeihung bat und ihm den heiligsten Schwur leistete, Sie niemals wiedersehen zu wollen. ...“

Van Geert ward hier durch einen ächzenden Laut unterbrochen. Rudolf, in welchem kein Zweifel erstehen konnte, daß er die Wahrheit höre, da dieser Mann von seiner Schuld wußte, Rudolf, kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, schleppte sich bis zu der nahen Bank und sank hier zusammen.

Es war dieselbe, auf welcher Catalina vor kaum einer Stunde mit van Geert gesessen.

Dieser sah hierin wiederum ein günstiges Zusammentreffen. Mitleid heuchelnd nahm er an Rudolf's Seite Platz, weidete sich aber an dem Anblick seines Opfers, als er sah, wie Rudolf das Antlitz mit beiden Händen bedeckte und mit der höchsten Verzweiflung rang.

„Entsetzlich! ... Fürchterlich!“ stöhnte der Arme endlich hervor. „Gott im Himmel ist mein Zeuge, wie innig ich Ines liebte, aber er war auch Zeuge einer Schwäche, die mir selbst zum quälendsten Bewußtsein gereicht!“

„Fassen Sie sich, Herr von Heinrichsfeld," klang die Stimme van Geert's theilnahmsvoll und milde, während ein scheußlicher Blick aus seinem Auge auf den Niedergeschmetterten fiel. „Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich mich hinreißen ließ, Sie so unvorbereitet mit dieser traurigen Nachricht zu überfallen. Ich versichre Sie, nicht ich war es, der Ihre Schwäche verrathen, Ines wußte bereits davon, als ich an diesem Morgen das Haus Don Manuel's betrat; man hatte Sie belauscht; es war unverzeihlich von Ihnen, vor der Dienerschaft Ihres Hôtels nicht auf der Hut gewesen zu sein; es muß Personen geben, denen an Ihrem Verderben liegt, und zudem war es doppelt unvorsichtig, gerade einem Weibe in die Arme zu sinken, dem hier Jedermann sorgfältig ausweicht, weil Jeder weiß, wie gefährlich sie ist! ... Ich hätte Sie nicht für einen solchen Schüler gehalten."

Wider Willen horchte Rudolf auf. Es klang ein Ton in seine Verzweiflung hinein, der dieser eine neue Färbung gab. Er starrte van Geert groß und mit wildem Auge an.

„So ist es wahr, was man behauptete!" rief er außer sich. „So war es eine schändliche Comödie, welche dieses Weib spielte! ... Großer Gott, ist es nur möglich, in einem Weib wie diesem eine so teuflische Seele zu errathen!"

Van Geert's Antlitz verzog sich zu einer Grimasse.

„Herr von Heinrichsfeld," sagte er mit demselben Ton der Theilnahme, „ich sehe, Sie wissen noch nicht Alles, und dennoch müssen Sie es wissen. Sagen Sie mir: wann verließen Sie Ihren Freund, an dessen Seite ich Sie stets sah?"

„Reinhard?“ fragte Rudolf mit dem Gefühl der höchsten Bange und gefaßt, abermals etwas Unerhörtes zu vernehmen.

„Ich vermuthe, er heißt so!“

„Vor einer Stunde verließ ich ihn in unsrem Hôtel; er versprach, mich aufzusuchen... Was ist mit ihm?“

Van Geert schüttelte traurig den Kopf.

„Herr von Heinrichsfeld,“ fuhr er fort, „es ist mir unerklärlich, daß ein Mann wie Sie in die Netze dieses Weibes, daß Sie als ein Opfer desselben fallen konnten. Ich kenne dieses Weib seit Jahren, kenne ihre ganze Lebensgeschichte, deren Schauplatz namentlich die Spielhäuser Südamerikas waren. Ja noch mehr: erst gestern erhielt ich von Buenos Ayres ein Schreiben von der Hand eines Freundes, in welchem mir derselbe unter andern Neuigkeiten mittheilt, daß die schöne Catalina spurlos verschwunden und daß man die Leiche eines jungen Offiziers, der zu ihr in ich weiß nicht welcher Beziehung gestanden, auf der Straße gefunden. Ich will nicht der Gerüchte erwähnen, welche man an Catalina's schleunige Flucht heftet, ich weiß nur, wessen dieses Weib in seiner Leidenschaft, im Aufbrausen des Zornes fähig, denn sie lernte als Gaucho-Kind das Messer führen und drüben ging Jedermann der Löwin aus dem Wege, wenn sie gereizt war. Als ich zu meinem Erstaunen Catalina hier begegnete, war ich fest überzeugt, daß ihr sehr bald ein Opfer fallen werde; ich war auch weit entfernt zu ahnen, daß Sie dasselbe sein würden. Der Egoismus ist des Menschen größter Feind; Thorheit wär' es, wollte ich Ihnen versichern, daß ich Sie allzu sehr beklagt hätte, denn nur Ihr Fall konnte mein Triumph sein. Jetzt, da ich desselben

gewiß bin, ergeht es mir wie jedem schwachen Sterblichen: ich fühle das innigste Mitleid für Sie, ja ich wäre bereit, Ihnen meine Hand zur Rettung zu reichen, wenn diese noch denkbar wäre, denn ..."

Hier hielt von Geert inne, nicht, weil ihn das Gefühl wirklich überwältigt hatte, denn dies besaß er nicht, sondern um den Effect der Salbung zu beobachten, mit welcher er gesprochen; gleichzeitig aber, um dem Armen, der völlig vernichtet, mit dem Stempel der höchsten Verzweiflung auf dem Antlitz dasaß, den Todesstoß zu geben.

„Verloren! Verloren!" rief Rudolf in herzzerreißendem Ton. „Verscherzt mein ganzes Lebensglück durch einen einzigen Moment strafbarer Schwäche! ... O wenn sie wüßte, welch' endlose Qualen mir selbst schon das Bewußtsein meiner Schuld verursacht, sie würde mir verzeihen, ja gewiß, sie müßte ... sie wird mir verzeihen! ... Und wer hindert mich, ihr zu Füßen zu stürzen, ihr zu schildern, was ich schon gelitten, ihr zu erklären, wie das Alles möglich war! ... Ja, ja, ich will hin zu ihr, auf der Stelle! Ines wird, Ines muß mir vergeben!"

Rudolf, der dies vor sich hin gesprochen und van Geert's Anwesenheit ganz vergessen zu haben schien, wollte in seiner Todesangst aufspringen, als er plötzlich eine eiserne Hand auf seiner Schulter fühlte, die ihn niederdrückte. Mit wildem, zerfahrenem Blick schaute er auf; ein Frösteln durchschauderte ihn, als er in das gelbe, boshafte Antlitz van Geert's blickte, in dessen Miene sich eben, als er sah, daß seinem ganzen Lügengewebe durch Rudolf's Entschluß Gefahr drohte, alles Das wieder spiegelte, was in ihm vorging.

„Was Sie hindert, junger Freund?“ rief er, aus seiner Rolle fallend. „Sie zwingen mich, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen, und so sei's denn! Nicht Ihre angebetete Ines allein ist es, die Sie verloren haben, nachdem Sie das unglückliche Mädchen dem Vater entfremdet; nicht ihren Verlust allein haben Sie zu beklagen, auch den Verlust alles Dessen, was Sie besaßen! ... Wie Sie da sind, Herr von Heinrichsfeld, sind Sie ein Bettler ... ein Bettler an Leib und Seele, der sein ganzes Vermögen in strafbarem Leichtsinn den Händen einer Landstreicherin, einer Intrigantin überließ, das sie in wenigen Minuten mit der wahnsinnigsten Verschwendung opferte! ... Wie Sie da sind, Herr von Heinrichsfeld, ist Ihnen nichts übrig geblieben als die jammervolle Aussicht, sich von dem erträumten reichen Schwiegervater wie einen Hund von der Schwelle jagen zu lassen und den Bettelstab zur Hand zu nehmen, denn in diesem Augenblick weiß auch Don Manuel, der Sie haßt wie die Sünde, von Ihrem Ruin!“

Wie in eine Bildsäule verwandelt saß Rudolf da. Sprachlos, fast besinnungslos starrte er van Geert an; sein Antlitz war blaß wie das einer Leiche; er schien noch immer nicht zu begreifen, was dieser Mann ihm sagte, und doch zeugte die Miene desselben von einer fürchterlichen Wahrheit, die ihm das Blut in den Adern erstarren machte.

Auch van Geert blickte ihn jetzt ebenso bewegungslos an. Ihm schien es nicht ganz erklärlich, daß Rudolf den Sinn seiner Worte noch nicht erfaßt.

Plötzlich fuhr dieser, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen und griff mit der Hand zur Brusttasche.

„Das Portefeuille!“ rief er fast tonlos und zusammensinkend.

„Endlich begreifen Sie, was mir noch unbegreiflich wäre, wenn ich es nicht mit eignen Augen gesehen, wie diese Verschwenderin in wenigen Minuten den bedeutenden Inhalt eines Portefeuille bis auf die letzte Banknote am Spieltische in sinnloser Hast, nur um damit zu Ende zu kommen, vergeudete. Noch verstehe ich nicht, wie sie zu dieser Summe kam, doch erklärten mir die Worte, welche Ihr Freund an sie richtete, daß diese Summe Ihnen gehörte. Ich weiß, Sie sind kein Crösus, nur ein solcher konnte diesem Weibe ein so kostbares Spielzeug in die Hand geben. Ich sah sogleich ein, es sei Ihr ganzes Lebensglück, das sie auf's Spiel setzte, aber ich kam zu spät, um sie zu hindern... Und jetzt, Herr von Heinrichsfeld,“ schloß van Geert mit gehobener Stimme, „jetzt nehmen Sie den Bettelstab! Sie sind noch jung, er wird Ihrer Hand nicht zu schwer sein!... Leben Sie wohl!“

Und mit eisiger Gleichgültigkeit wandte er Rudolf den Rücken, der zusammengebrochen unter der Last des so schnell über ihn gekommenen Verhängnisses da saß und mit scheinbar erloschenem, todtem Auge vor sich hinstarrte.

Minuten lang verharrte der Unglückliche in dieser Stellung. Er sah und hörte nicht; in ihm war Alles plötzlich so ausgestorben, jeder Lebensfunke in dem Grade erstickt, jedes Denkvermögen so vernichtet, daß er in einen völligen Stumpfsinn versunken. Seine Glieder waren gelähmt, sein Herzschlag so matt und träge, daß er einem Automaten glich.

Augenblicke, in welchen uns ein Keulenschlag des Schick-

sals nach dem andern trifft, sind im Stande, uns in so große Betäubung zu versetzen, daß die Sinne außer Thätigkeit gerathen, der ganze Organismus seinen Dienst versagt. Es giebt kritische Momente, in welchen wir in der wirklichen, praktischen Welt einer Verwandlung unterworfen werden, so jäh und unglaublich, wie wir sie in den Feenstücken der Theater bewundern. Wie der Mensch in unsrer civilisirten Gesellschaft nur ist, was er *hat*, nur der Repräsentant seines Besitzthums ist, nur die Stellung inne hat, welche er durch geistiges oder materielles Vermögen einnimmt; wie der geistig Unbedeutende, wenn er in niedrer Sphäre athmet, seinen Verstand nicht selten gefährdet sieht, wenn ihn ein unerwartetes und unerhörtes Glück plötzlich auf eine ganz andre Staffel emporträgt, so unterliegt Derjenige, der mit einem Schlage Alles verliert, einer plötzlichen innern Verwandlung, die selbst die Fähigkeiten seiner Sinne bankerot zu machen im Stande. Der so plötzliche Gedanke, Alles verloren zu haben, was seiner Gewohnheit, seinem Bedürfniß, seinen Neigungen unentbehrlich, trifft ihn wie ein Donnerschlag, von dem der Unglückliche sich zu erholen so leicht nicht vermag.

Rudolf hatte nicht nur sein Vermögen, er hatte seinen Abgott, seine Ines, verloren, ohne deren Besitz ihm bisher auch in glücklichem Lebensverhältniß das Dasein schaal und inhaltslos erschienen war. In seinem Ohr dröhnten noch immer die fürchterlichen Worte, welche dieser Mann zu ihm gesprochen. Er war gebrandmarkt vor der Welt als ein leichtsinniger Narr, der sich von einer Intrigantin zum Bettler hatte machen lassen, er war verflucht und verachtet von Ines, die ihn so innig geliebt, und er, der den Charakter dieses Mädchens kannte, er

wußte nur zu wohl, daß keine Versöhnung möglich ... Und seine Mutter! Wie vor ihr bestehen, wenn sie von seinem Leichtsinn erfuhr! Auf ihren kleinen Witwensitz zurückgezogen, war ihr nur so viel geblieben, um ein stilles Leben ohne Entbehrung führen zu können, und wie schön hatte Rudolf es sich gedacht, wenn er nach Ueberwindung aller Hindernisse mit seiner Ines vor sie hingetreten. ...

Ein tiefer ächzender Laut war das erste Lebenszeichen, welches der Unglückliche wieder von sich gab. Seine Denkkraft begann allmählig sich wieder zu beleben, seine Sinne übernahmen wieder ihre Funktionen, sein Blut begann wieder den gewohnten Umlauf.

Leichenblaß erhob er das Antlitz und starrte umher. War es ein fürchterlicher Traum, der ihn umfangen, war dieser entsetzliche Mensch mit dem teuflischen Gesicht nur ein Phantasiebild gewesen? ... Er blickte nach rechts und links, nirgend eine Spur von dem Fremden. Er blickte vor sich nieder ... Da waren noch die Fußtapfen im Sande ... und hier neben ihm hatte er gesessen, hier hatte er die Hand auf seinen Arm gelegt und ihn niedergedrückt, um ihm den Todesstoß zu versetzen ...

Konnte das Alles nur eine Ausgeburt seiner Phantasie sein? ... Jene Aufklärung über Catalina ... er wußte sich genau jedes Wortes zu entsinnen, das der Unbekannte gesprochen ... Jene Schilderung der Verzweiflung der armen Ines, als sie von seinem Verrath gehört, des Hohnes ihres Vaters ... Und jene grauenvollen Worte, die ihm noch immer im Ohre klangen: „Sie sind ein Bettler! Ein Bettler an Leib und Seele, der sein ganzes Vermögen in strafbarem Leichtsinn den

Händen einer Landstreicherin, einer Intrigantin überließ!“ ... Konnte das Alles ein Traum sein?

Aber es lag ja in seiner Macht, sich sofort Gewißheit zu verschaffen! Das Portefeuille, von dem der Unbekannte gesprochen! Trug er es bei sich, so war ja Alles Lüge! ... Trug er es nicht bei sich ... Und allerdings, ihm selbst war dies unwahrscheinlich, da er sich nicht erinnerte das Portefeuille zu sich gesteckt zu haben, als er in größter Verwirrung das Hôtel verlassen ... Aber Reinhard war ja im Zimmer gewesen! Reinhard, dieser besonnene, praktische Mensch konnte einen so kostbaren Gegenstand nicht aus den Augen gelassen haben! ... Und doch, hatte ihm dieser Unbekannte nicht gesagt, Reinhard selbst sei zugegen gewesen, als Catalina sein Vermögen der Spielbank geopfert? ... Wie war es nur denkbar, daß er müßiger Zeuge eines so unerhörten Vorfalls hatte sein können!

Alles, Alles war Rudolf unerklärlich, räthselhaft, so verworren, so widersprechend, so unmöglich, und dennoch ... Er wagte es noch immer nicht, sich zu überzeugen, ob er wirklich das Portefeuille bei sich trage; die Hoffnung, dieser schwache Anker, war ihm ein Bedürfniß.

Aber auch dieser Anker brach plötzlich. Er erinnerte sich, daß er sich bereits überzeugt. Mit einer hastigen Bewegung griff er noch einmal zur Brusttasche ... Sie war leer.

„Es ist Wahrheit, fürchterliche Wahrheit!“ stöhnte er. „Jetzt sitze ich hier, ein Bettler, ein Schiffbrüchiger, verhöhnt von der Gesellschaft, die einer so fabelhaften Zusammenwirkung von Umständen keinen Glauben beimessen, mich verlachen, nicht

bemitleiden wird; verachtet von ihr, die doch mein Alles ist und der ich im Bewußtsein meiner Schuld nicht mehr vor Augen zu treten wage, die ich schändlich verrathen, betrogen, deren ich in meiner Schwäche nicht werth war und die mich als Bettler nicht sehen soll! Was jetzt beginnen mit einem Herzen voll Schuld und Verzweiflung, mit einem Leben, das mir fortab eine Last sein wird? ... In diesem Augenblick cursirt vielleicht die Nachricht von meinem Verlust in der Gesellschaft; in diesem Augenblick vielleicht verlacht und verspottet man meine Thorheit, denn dieser Mensch wird nicht säumen, mich zum Stichblatt des Witzes, des allgemeinen Gelächters zu machen! ... Meines Bleibens darf hier nicht sein, denn ich wage nicht mehr, den Leuten in's Auge zu blicken! ... Könnt' ich wenigstens Ines noch einmal sehen; hätte ich wenigstens den Trost, ihr sagen zu können, wie das Alles geschah, wie elend ich bin, wie innig und wahrhaft ich sie liebte, ob auch Alles gegen mich zeugen mag! ... Aber nein, nein! ... Dieser Mensch hat Recht. Don Manuel würde mich wie einen Hund von seiner Schwelle jagen; Ines wird mich verachten, mich nicht sehen wollen, denn sie hat mir ja geflucht, sie hat ihren Vater um Verzeihung für ihren Ungehorsam gebeten! ... Fort, fort von hier ist Alles, was mir übrig bleibt! Der Boden glüht unter meinen Füßen und diese sollen mich tragen, so weit sie vermögen!"

Rudolf erhob sich. Mit zerschlagenen Gliedern, verstörten Sinnen, wie ein Schlafwandelnder taumelte er durch den Garten. Scheu und vor jeder Begegnung zitternd suchte er den einsamsten Weg, erreichte sein Hôtel und trat, kaum fähig, sich noch aufrecht zu erhalten, in sein Zimmer.

Hier schlug ein neues Bild sein Auge und gab demselben für eine Secunde das alte Leben, das alte Feuer zurück.

Da vor ihm auf dem Tische lag das Portefeuille, wie er es zurück gelassen, und dort saß Reinhard im Sopha, die Arme über der Brust gekreuzt ... Reinhard, der gewiß der treue Hüter seines Eigenthums gewesen! Alles war also dennoch ein wüster Fiebertraum gewesen und die ganze Erzählung war eine Lüge, vielleicht eine Warnung gewesen, um ihn vor wirklichem Unglück zu hüten.

Schweigend trat er an den Tisch. Mit zitternder Hand ergriff er das Portefeuille und öffnete es. Lautlos ließ er es der Hand entsinken, während sein Auge starr und fragend sich auf Reinhard richtete, der ihm nur durch einen tiefen Seufzer die Bestätigung Dessen gab, was er gehört.

Zu Tode ermattet sank Rudolf in den Sessel. Ein langes peinliches Schweigen herrschte, während welches Reinhard auf des Freundes Antlitz las, daß derselbe bereits von dem Vorgefallenen Nachricht erhalten, denn nur so konnte er sich Rudolf's Haltung beim Oeffnen des Portefeuille erklären. Leider wußte Rudolf bereits mehr, als Reinhard bekannt war, der von Allem, was Ines betraf, noch keine Ahnung hatte.

Freilich gewährte es dem Freunde eine Erleichterung, daß es nicht ihm mehr oblag, der Hiobsbote zu sein, aber die Miene Rudolf's war so verstört, auf seinem Antlitz stand so deutlich die Verzweiflung geschrieben, daß ihm die Stimme versagte und er kein Wort selbst des Trostes hervorzubringen vermochte. Und dennoch wußte er, wie gesagt, kaum die Hälfte von dem, was diesen Armen danieder geschmettert.

Erst als er sah, wie in Rudolf's Auge sich endlich eine Thräne löste und über die bleiche Wange rann, als er sah, wie Rudolf mit gefalteten Händen, ein Bild des stillen Jammers, dasaß; erst da erhob sich Reinhard langsam und mit einem tiefen Seufzer und schritt zu dem Unglücklichen.

„Rudolf," sagte er, „Du weißt Alles! Wir Beide sollten heute erfahren, wie trügerisch und vergänglich die Güter dieser Erde sind! Ist auch mein Verlust nur gering gegen den Deinigen, so war es doch auch mein Alles, was ich verlor! Sahst Du mich in der Verzweiflung, in welcher ich Dich wiederfinden muß? Sahst Du nicht im Gegentheil, daß mich gerade dieser Schlag zu Entschlüssen stärkte, daß er in mir eine Thatkraft reifen ließ, die sonst in mir durch träges Nichtsthun vollständig erschlafft wäre? ... Glaub' mir, Rudolf, Dein Verlust hat mir mehr Schmerz verursacht als der meinige; ich habe mir bereits die entsetzlichsten Vorwürfe deßhalb gemacht, daß wir Beide blind genug waren, uns von diesem elenden Weibe hinter's Licht führen zu lassen. Hätte ich eine Ahnung von Dem gehabt, was in ihr vorging, als sie uns gegenüber eine solche Ruhe affectirte, wäre ich nicht der festen Ueberzeugung gewesen, daß Du das Portefeuille bei Deinem Fortgehen zu Dir gesteckt, bei Gott, nichts würde mich vermocht haben, sie auch nur einen Augenblick unbewacht zu lassen, als der Zufall mir den Streich spielte, sie von meiner Seite zu entfernen! Wie konnte ich ahnen, mit einer solchen Diebin zu thun zu haben! Als ich sie wiederfand, war es zu spät! Mit einer List und Gewandtheit, deren nur eine so routinirte Betrügerin fähig, hatte sie sich mir zu entziehen gewußt. Die

letzte Banknote war in den Rachen des Spielgötzen gewandert, natürlich, um durch die Priester desselben Alles zurück zu erhalten. Ich war erstarrt über eine so teuflische List, sie aber trat mir mit Hohnlachen entgegen, und ich selbst mußte Zeuge sein, wie sie mit einem ihrer Complicen einen triumphirenden Blick wechselte. ... Ich eilte Dir entgegen, Rudolf, um Dir zu verkünden, was geschehen, aber ich fand Dich nicht mehr. Ich kehrte hieher zurück und sah unerklärlicher Weise dasselbe Portefeuille, welches sie vor meinen Augen verächtlich in die Ecke des Spielsaales geworfen, aber natürlich leer, auf diesem Tisch; nur ein Papier enthielt es, von dem mir ebenso unerklärlich ist, wie es da hinein gekommen, wenn sie es nicht hinein gethan, um Dir und namentlich Deiner Liebe eine Demüthigung zuzufügen ... Rudolf, Herzensfreund, sei gefaßt, wie ich es bin! Gratulire Dir, wenn auch mit einem so hohen Preise eine Thorheit bezahlt zu haben, die jetzt hinter Dir liegt. Tröste Dich mit dem Gedanken, daß das Schicksal Dich durch den Besitz Deiner Ines entschädigen wird ..."

Reinhard ward hier durch einen heftigen Schmerzensausbruch seines Freundes unterbrochen. Gerade Das, was er ihm zum Troste zu sagen glaubte, drang wie eine Dolchspitze in Rudolf's Herz. Unfähig seinen Schmerz zu beherrschen, warf er sich an Reinhard's Brust und lange währte es, ehe er im Stande war, diesem in zusammenhangslosen Worten mitzutheilen, was ihn eigentlich so untröstlich machte.

„Jetzt erkläre ich mir auch, warum das Gesicht dieses Menschen auf mich einen so widerwärtigen Eindruck machte!" rief Reinhard vor sich hin; „es ist derselbe, ohne Zweifel, mit

dem dieses Weib jenen Blick heimlichen Einverständnisses wechselte. Es existirt zwischen Beiden ein intimer Zusammenhang, ja ich möchte darauf schwören: ein Complott, das nicht nur gegen seine Börse, sondern auch gegen sein Herz geschmiedet war. Nur Eins will mir nicht klar werden: die Möglichkeit, daß Don Manuel einem solchen offenbaren Schurken sein Kind an den Hals werfen will ... Wie hieß dieser Mensch?" wandte er sich laut an Rudolf.

„Er nannte mir seinen Namen; ich habe ihn jedoch nicht im Gedächtniß behalten; meine Stimmung ... meine Aufregung! ..."

Reinhard erinnerte sich des Papiers, das er in dem Portefeuille gefunden und von welchem, da es in portugiesischer Sprache geschrieben war, ihm nur der unterzeichnete Name verständlich gewesen.

„Es wäre vielleicht zweckmäßig, einen Sprachkundigen aufzusuchen und sich das Papier übersetzen zu lassen, von dem ich noch immer nicht begreife, wie es hier auf den Tisch gelangt ist," murmelte Reinhard vor sich hin. „Doch was kann es uns jetzt noch nützen! Ich sehe ein, daß Rudolf zum Gegenstand des Spottes dienen wird, wenn er hier bleibt; ich begreife, daß jetzt jede Hoffnung versiegt ist, ihn jemals mit Ines versöhnt zu sehen, denn dieser Rabenvater wird jetzt Alles thun, um das Mädchen von der Thorheit ihrer Liebe zu überzeugen. Alles spricht gegen Rudolf, hier ist also nichts mehr zu hoffen und was uns übrig bleibt ist, eiligst diesen Ort zu verlassen... Aber wohin? ... Mein Plan ist gefaßt, aber wird er ihn billigen? ... Und doch, welche Wahl bleibt ihm noch? ... Vor-

läufig nur fort von hier; das Uebrige wird sich finden. Es gilt, ihn in seinem ersten und heftigsten Schmerz zu überrumpeln, ihn zu Entschlüssen zu drängen, die er später sicherlich billigen wird, denn hier bleiben ihm nur noch Demüthigungen, vor denen ich ihn in Schutz nehmen muß, wenn er so schwach sein sollte, denselben sich aussetzen zu wollen."

Ein Blick auf Rudolf's von Schmerz entstelltes Antlitz bekräftigte seine Vorsätze. Schonend und theilnahmsvoll näherte er sich ihm und legte die Hand auf die Schulter des Freundes, der stumpfsinnig vor sich hin blickte.

„Rudolf," begann er, „ich habe soeben über Dich nachgedacht und gefunden, daß es für Dich wie für mich nur eine Wahl giebt und diese habe ich bereits getroffen. Willst Du meinem Rathe folgen?"

„Was Du willst, Reinhard!" antwortete Rudolf mit dumpfer Stimme. „Ich bin unfähig zu denken, ja ich entsetze mich, ich fliehe vor meinen eignen Gedanken!"

„So giebst Du mir Dein Wort, Dich ganz meinen Anordnungen zu fügen?"

„Ich gebe es Dir!"

„Wohlan denn, Rudolf, raffe Dich auf, packe Deine Habseligkeiten! In einer Stunde verlassen wir diesen Ort!"

Ein heftiges Zittern überfiel Rudolf. Er blickte auf mit leichenblassem Gesicht und starrte Reinhard an.

„Du gabst mir Dein Wort, meinen Anordnungen zu folgen; ich verlange die ungesäumte Erfüllung dieses Versprechens," sagte Reinhard in festem, bestimmtem Ton.

„Reinhard! Ich gab Dir mein Wort in der Ueberzeugung, daß Du meine Lage nicht mißbrauchen werdest!"

„Ich nahm Dir dies Wort ab, um Dich selbst vor jedem Mißbrauch Deiner Ehre zu schützen!" antwortete Reinhard mit der höchsten Ruhe. „Möglich, daß Dein Glück hier begraben liegt, aber so lange ich Dein Freund bin, soll Deine Ehre ihm nicht folgen!"

„Reinhard, ich verstehe Dich nicht!" rief Rudolf mit bebenden Lippen.

„Und doch ist was ich verlange so leicht verständlich! Zwinge mich nicht, Rudolf, Dir Vorwürfe zu machen, sondern laß mich nur die Resultate in Betracht ziehen. Diese verlangen Deine unverweilte Entfernung von hier. Frage mich nicht, warum ich Dich in der Gesellschaft hier nicht mehr auftreten lassen will; nimm an, ich habe meine triftigen Gründe, wenn Du diese nicht selbst durchschaust." (Rudolf's bleiches Antlitz bedeckte sich mit Schamröthe; er knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust vor der Stirn.) „Deine Liebe ist für immer zerschnitten," fuhr Reinhard im Zimmer auf und nieder schreitend fort; „ein Weib, das sich selbst achtet, wird, selbst wenn es schwachen Herzens ist, doch all seinen Stolz zu Hülfe rufen, um sich vor einer Schmach zu retten, welche hier von Mund zu Munde gehen wird. Du darfst sie hier nicht wiedersehen; jeder Versuch, Dich ihr wieder zu nähern, wäre eine Tollheit, die Dir nur eine neue Niederlage bereiten würde. Alles, was Du thun darfst, besteht darin, ihr in einem Briefe, dessen Besorgung ich allenfalls selbst übernehmen werde, darzulegen, was geschehen, sie um Verzeihung zu bitten und ihr im

Uebrigen zu sagen, was Dir Dein Herz eingiebt. Diesen Brief aber wirst Du drüben in meiner Wohnung schreiben, die nach der andren Straße zu liegt und welche wir durch das andre Portal dieses Hauses verlassen werden. Einstweilen beschwöre ich Dich, in größter Eile Deine Sachen zu packen, wobei ich Dir behülflich sein werde. Unsre Rechnung im Hôtel ist leicht berichtigt, ich werde dies übernehmen; unter keinen Umständen lass' ich Dich aus den Augen, so lange wir an diesem Orte sind, und Du wirst auch mein Zimmer nur verlassen, um mit mir zum Bahnhof zu fahren ... Rudolf," setzte er hinzu, indem er mit größter Herzlichkeit ihn umschlang und ihm in das verstörte Antlitz blickte, „begreifst Du, daß es so am besten, daß ich es gut mit Dir meine? Begreifst Du, daß Ines, wenn sie Dir verzeihen will, was mir unglaublich erscheint, Dir ihre Verzeihung nur gewähren kann, wenn sie selbst diesen Ort verlassen? Du hast nichts zu Deiner Entschuldigung aufzubieten als Deine Schwäche, das Weib aber verachtet den schwachen Mann. Fügt Euch Beide der Himmel dennoch wieder zusammen, so wird es doch nimmermehr hier geschehen! ... Also Fassung, Rudolf! Heute noch reisen wir! Sobald wir hier fort sind, erzähle ich Dir meine Pläne und Dir mag es überlassen bleiben, dieselben zu theilen! ... Rudolf," schloß er, die beiden Hände seines Freundes heftig in die seinigen schließend, „zeige jetzt, daß Du zu entsagen vermagst; sei ein Mann!"

Rudolf, der noch immer schweigend vor sich hingeschaut hatte, erhob jetzt das Antlitz. Er fühlte, wie recht der Freund sprach, er sah ein, daß seine Beschlüsse die einzig möglichen seien. Schamgefühl und das Bedürfniß nach Aufrichtung erfüllten ihn

mit dem größten Vertrauen für Reinhard. Ueberwunden hatte er den Schmerz um den Verlust des irdischen Gutes, sein eigner Stolz aber sagte ihm, daß er, der alle Anwartschaft auf Ines' Liebe verwirkt, diese erst wieder zu verdienen suchen oder ihr entsagen müsse. Sie sehen, das erschien ihm selbst jetzt unmöglich, denn welche Stirn hätte hiezu gehört; und was hätte er selbst zu seiner Entschuldigung ihr zu sagen vermocht!

„Reinhard," sagte er, „was ich Dir versprochen, ich werde es halten! Du hast Recht, laß uns eilen, ehe meine eigne Schwäche Zeit gewinnt, mich wieder zu ihrem Sklaven zu machen! In einer Stunde wirst Du mich zur Reise bereit sehen; wohin, das überlasse ich Dir, dem ich blind zu folgen bereit bin, und willst Du mir noch die Zeit gönnen, an Ines zu schreiben, ihr ehrlich und aufrichtig zu bekennen, wie das Alles geschehen konnte, so nimm im Voraus meinen Dank!"

„Es ist gut, Rudolf! Du siehst, ich baue auf Dein Wort! Spute Dich; packe Deine Koffer wie ich die meinigen! An Ines magst Du von der Station aus schreiben, an welcher wir die Nacht verbringen werden; wir adressiren den Brief an Ortmann, so können wir versichert sein, daß er in ihre Hände gelangt. Irre ich nicht, so findest Du in dem Alten einen wackeren Vertheidiger, denn der Zufall wollte, daß er heute Zeuge eines Zusammentreffens war, das, wenn er es zu Deinen Gunsten benutzt, wesentlich zu Deiner Vertheidigung beitragen kann ... Und jetzt auf Wiedersehen in einer Stunde; ich eile, um Alles zu besorgen; in einer Stunde hält der Fiaker vor meiner Thür!"

Reinhard ging, nicht ohne einige Besorgniß um die Con-

sequenz seines Freundes. Mit fieberhafter Eile packte er seine Habseligkeiten und ordnete die Rechnung im Hôtel. Eine Ahnung sagte ihm, daß irgend ein Zwischenfall seine ganze Machination vernichten könne, und kaum war eine halbe Stunde verstrichen, als er sich bereits wieder bei Rudolf einfand.

Zu seinem Erstaunen sah er diesen reisefertig, gefaßt und ruhig. Schweigend und dankbar drückte er ihm die Hand.

„Jetzt eile in mein Zimmer, Rudolf!“ rief er. „Ich selbst werde Dein Gepäck zu mir hinüber tragen lassen, denn der Fiaker wird vor dem andren Portal des Hôtels in der Nebenstraße halten, damit Niemand uns abfahren sieht. Geh, ich habe meine Gründe!“

Damit schob er Rudolf zur Thür hinaus, der willenlos die ihm angedeutete Richtung durch die Corridore einschlug. Wenige Minuten später folgte ihm ein Diener des Hôtels mit dem Gepäck.

Jetzt erst athmete Reinhard wieder auf. Unschlüssig blieb er noch einige Minuten in Rudolf's Zimmer zurück.

„Es wäre wohl angebracht, dem Herrn Manuel de Majano das Papier zu senden, das ich in dem verhängnißvollen Portefeuille gefunden und zu mir gesteckt,“ murmelte er vor sich hin. „Vielleicht hat es Wichtigkeit für ihn!... Indeß, besser oder wenigstens ebenso gut mag es sein, wenn ich es mit mir nehme und mich gelegentlich an die Entzifferung gebe; es wird dann immer noch Zeit sein, es ihm zu senden, und möglicherweise läßt sich daran noch ein Vortheil für den unglücklichen Rudolf knüpfen! ... Also fort von hier! In einer halben Stunde führt

uns der Zug nach F** und von dort aus wird sich das Weitere bestimmen lassen!"

Eben wollte Reinhard zur Thür eilen, als ihm eine weibliche Gestalt in derselben entgegen trat. Es war Josephine, die zum zweiten Male kam.

Reinhard kannte die Zofe nicht, maß sie aber mißtrauisch von oben bis unten.

„Sie verzeihen, mein Herr," begann Josephine sehr verlegen, „ich komme mit dem Auftrage, mich zu erkundigen, ob Herr von Heinrichsfeld schon zurückgekehrt!"

„Und wer gab Ihnen diesen Auftrag?" fragte Reinhard barsch, denn ihm war's, als erfüllten sich seine Ahnungen schon.

„Meine Herrin, die Baronin von Renant."

Reinhard's Antlitz färbte sich hochroth vor Unwillen; er warf der Zofe einen verächtlichen Blick zu.

„Sagen Sie der Frau Baronin, Herr von Heinrichsfeld sei bereits abgereist, und sagen Sie ihr in meinem, seines Freundes Namen, ich lasse sie ersuchen, nie wieder seinen Weg zu kreuzen!"

Mit diesen Worten schritt Reinhard an Josephine vorüber, zur Thür hinaus und ließ die verdutzte Zofe dastehen.

Dieser indeß war die soeben erhaltene Nachricht keineswegs so unwillkommen; nur Reinhard's barsches Wesen hatte sie für den Augenblick verwirrt gemacht. Wenn der Herr von Heinrichsfeld abgereist war, ohne ihre Herrin wiederzusehen, so war das nach ihrer Meinung ein Beweis, daß er die bewußte Summe verschmerzt, und eine Entdeckung ihres Diebstahls war

daher für den Moment nicht zu befürchten; die Sache nahm daher für sie eine über alle Erwartung günstige Wendung; ja je mehr sie überlegte, desto glücklicher erschien ihr Alles. Das brüsque Benehmen Reinhard's der Theilnahme ihrer Herrin gegenüber, welchen Grund konnte es haben? Zuverlässig glaubten Herr von Heinrichsfeld und sein Freund, daß ihre Herrin selbst jene Summe aus dem wahrscheinlich in ihrem Zimmer vergessenen Portefeuille herauszunehmen sich erlaubt und das leere Portefeuille zurückgeschickt habe; ohne allen Zweifel betrachteten sie dies wie eine Dreistigkeit, die doch stark über die Grenzen hinausstreife, deren Beobachtung selbst ein sehr reicher Cavalier — und für einen solchen hielt sie Rudolf — von einer Dame verlangen müsse. Wenn sie nun den Auftrag dieses Herrn an ihre Gebieterin gewissenhaft ausrichtete und Beide sich nicht mehr wiedersahen, wem konnte das willkommener sein als Josephine, die durch diesen kühnen Griff plötzlich reich geworden und fortab selbst die Herrin spielen konnte! Was dieser reiche Herr von Catalina dachte, das war Niemanden gleichgültiger als ihr, und Josephine begann sofort ihre stolzen Pläne für die Zukunft zu entwerfen.

Seelenvergnügt im Innern kehrte sie zu Catalina zurück und bestellte dieser gewissenhaft, was Reinhard ihr zu sagen befohlen.

Catalina saß, die weiße Stirn in die Hand gelehnt, im Sessel und harrte mit unnennbarer Angst der Rückkehr ihrer Dienerin. Der Athem stockte ihr, als Josephine mit empörender Herzlosigkeit ihren Auftrag ausrichtete.

„Fort von hier? ... Rudolf fort?“ schrie sie auf,

während ihr Auge mit verzweifelter Angst an dem Munde der Dienerin hing.

„Ja, er ist fort, gnädige Frau Baronin,“ bestätigte Josephine. „Schon vor zwei Stunden soll er abgereist sein, Niemand weiß, wohin!“ setzte sie hinzu.

Catalina brach in lautes Schluchzen aus. Das Antlitz in den Händen bergend ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

„Fort! ... Fort!“ jammerte sie. „Er zürnt mir, die ich doch Alles wieder gut gemacht zu haben glaubte ... mir, die ich ihn so von Herzen liebte, die ihm so gern vergeben, was er mir gethan! ... Aber nein, Du lügst!“ schrie sie plötzlich aufspringend. „Du lügst! Es ist unmöglich, er kann so herzlos nicht sein! Er kann so grausam nicht gegen mich handeln! Ich selbst will mich überzeugen, daß Du die Unwahrheit sprachst!“

Mit ihrer gewohnten Heftigkeit stürmte sie hinaus, durch die Corridore, riß Rudolf's Thür auf und sah sich in einem Zimmer, das nur zu deutlich verrieth, daß es soeben von seinem Bewohner verlassen worden.

Sprachlos starrte sie umher. Schweigend und ohne den geringsten Laut kehrte sie zurück und wankte in ihr Zimmer. Hier sank sie wieder in den Sessel, bis die Dämmerung herein brach, und nur ihr leichenblasses Antlitz, nur ein leises gewaltsam unterdrücktes Schluchzen verriethen, wie heftig der Kampf ihres Schmerzes mit der Resignation, die sie sich selbst auferlegt.

Der Abend sank herab. Catalina regte sich nicht. Stumm und in ihren Schmerz vergraben saß sie da, lauschend auf jedes

geringste Geräusch, denn noch immer behauptete ihr Herz, Rudolf könne nicht fort, er könne nicht gereist sein, ohne ihr wenigstens durch ein Zeichen zu verrathen, daß er sie wirklich geliebt.

Aber wie sie auch harrte und lauschte, auch die Nacht kam und Rudolf nicht. Schmerzend wie verlorenes Herzblut waren die Thränen, welche sie vergoß, als niemand im Geheimniß der Nacht ihren Gram belauschte. Mit unterdrücktem Jammer rang sie die Hände, flehte sie den Himmel an, er möge ihr den Mann zurücksenden, den sie so innig liebe, dem sie Alles verziehen, was er ihr gethan, ohne den das Leben ihr ein Grab war.

Die Mitternacht kam und fand Catalina schlummerlos auf den Divan hingestreckt, sich windend in ihrem Schmerz und vergeblich nach Trost suchend. Die Nacht schritt dem Morgen zu und lichte Streifen des anbrechenden Tages durchbrachen das Grau der Dämmerung bereits, als Catalina, bleich wie ein Gespenst, noch im Zimmer umher wankte, mit herzzerreißenden Klagetönen den Namen des Geliebten rief, und die Sonne stand bereits am Himmel, als sie endlich ermattet von Schmerz vor dem Divan niedersank, ihr Haupt todmüde auf das Kissen niederfiel und gänzliche Entkräftung sie dem Schlummer in die Arme führte.

XVIII.

Ein Strich durch die Rechnung.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Alles, was van Geert Rudolf von Ines' Empörung über seine Untreue erzählt, noch eine Fabel war; indeß was nicht bereits geschehen, war doch unausbleiblich, und so hatte denn van Geert nur geschildert, wie er Ines zu finden erwartete, wenn er ihr die Nachricht von Rudolf's Verrath bringe. Van Geert war ein praktischer Mann; er hatte sich einer Zeugin versichert, wie wir sahen, und diese sollte zugegen sein, wenn er seinen Rivalen aus dem Sattel hebe.

Um jedoch inzwischen nicht müßig zu sein, setzte er schon am Nachmittage die Nachricht von dem vollständigen Ruin des Herrn von Heinrichsfeld in Cours; er erzählte mit allerlei poetischen Ausschmückungen, wie dies zugegangen, wie die schöne Catalina den jungen Lebemann um sein Vermögen gebracht, und da Catalina's wahnsinniges Spiel am Morgen an der Bank, wie wir wissen, großes Aufsehen erregt hatte, so war die Sache doppelt interessant. Als er durch seine Spione im Hôtel hörte, daß Rudolf wirklich schon abgereist, brach er in lautes Gelächter aus.

„Bei Gott oder beim Teufel,“ rief er sich die Hände reibend, „ich hätte nicht geglaubt, daß dieser Narr mir meine Aufgabe so leicht machen werde!“

Natürlich gab diese plötzliche Abreise Rudolf's und seines Freundes einen köstlichen Beitrag zu van Geert's Erzählung, über die hienach nicht mehr der geringste Zweifel herrschen konnte.

Nur Eins verschwieg van Geert sorgfältig, nämlich das Verhältniß des Flüchtigen zu der schönen Tochter Don Manuel's. Sie zu schonen hatte er alle Ursache, weil dies sein Eigennutz gebot. Im Uebrigen war er seines glänzenden Erfolges so gewiß, daß er den Abend ungenutzt verstreichen ließ und sich vornahm, erst morgen Mittag Don Manuel mit dieser ihm gewiß höchst willkommenen Botschaft zu überraschen.

An diesem Morgen, etwa um zehn Uhr sah der alte Ortmann, als er eben die Blumen im Garten genetzt hatte und in's Haus zurückkehren wollte, den Briefträger erscheinen, der ihm ein Schreiben überreichte.

Ortmann führte keinerlei Correspondenz und war daher höchlichst überrascht, einen an ihn selbst gerichteten Brief zu empfangen, der den Poststempel F** trug. Kopfschüttelnd zog er sich mit dem Brief in der Hand in den Schatten des Gartens, öffnete ihn und wollte seinen Augen nicht trauen, als er den Namen Heinrichsfeld am Fuße der wenigen Zeilen fand. Den letzteren war noch ein andres, an Fräulein Ines de Majano gerichtetes, verschlossenes Schreiben hinzugefügt, das Ortmann mit einer gewissen Hochachtung zwischen den Fingerspitzen hielt.

Umständlich, wie es das Alter ist, zog Ortmann seine große Brille aus der Tasche, setzte sich auf eine Rasenbank und begann die an ihn selbst gerichteten Zeilen zu lesen.

„Seltsam! Was kann da nur vorgefallen sein!“ rief er, während seine Stirn sich mit Falten überzog. „Ein verhängnißvolles Walten von Umständen,“ schreibt er, „hat ihn genöthigt, schon gestern Abend den Ort für immer zu verlassen! Er schreibt ersichtlich in einer Stimmung, in einer Aufregung, die mich erschreckt; ganz unbegreiflich aber ist mir die Andeutung hinsichts des gnädigen Fräuleins, dem ich sofort den Brief übergeben soll, damit sie von ihm selber höre, was zu seiner Entschuldigung gereichen könne ... Hm! Ich sah sie doch noch heute Morgen! Sie war wohl ein wenig besorgt um ihn, weil sie ihn seit vorgestern nicht gesehen, aber sonst war an ihr nichts Auffallendes zu bemerken! ... Und dann der Schluß dieser Zeilen,“ fuhr Ortmann fort, indem er wieder in den Brief blickte. „Erhalten Sie, braver Ortmann, mir wenigstens ein gutes Gedächtniß, und wenn auch die Welt, wenn selbst Ines mich verdammen sollte, glauben Sie mir, ich verdiene Ihr Mitgefühl ... Unbegreiflich! Ganz unbegreiflich!“ wiederholte Ortmann kopfschüttelnd, indem er seinen Brief in die Brusttasche steckte. „Ich muß sofort zu dem gnädigen Fräulein, und von ihr werde ich sicher erfahren, was vorgegangen ist ... Jetzt erst fällt mir das sonderbare, aufgeregte Benehmen seines Freundes gestern Mittag wieder ein ... Ja ganz recht, es mußte da etwas vorgefallen sein, aber ich achtete nicht darauf, denn der Anblick dieses widerwärtigen van Geert, dann das ganz erstaunliche Wiedersehen dieses Mädchens, von

dem Herr Reinhard durchaus wissen wollte, wer sie sei ... Mir ist das ganz entfallen, weil das gnädige Fräulein, als ich ihr erzählte, daß ich jenes Mädchen hier wieder gesehen, das sie damals in Buenos Ayres vor dem wüthenden Stier rettete, durchaus verlangte, ich solle zu erfahren suchen, wo sie wohne. Ich wußte ihren Namen nicht einmal, und nur durch einen Zufall erkannte ich ihr Gesicht gestern Abend am Fenster, als ich durch ihre Straße schritt. Aber w i e sah sie aus! Herr Gott im Himmel, wie sah sie aus! Weiß wie die Kreide an der Wand und so abgehärmt, daß ich nicht die Courage hatte, zu ihr hinauf zu gehen. Seit das gnädige Fräulein jetzt weiß, wo sie wohnt, verlangt sie durchaus, zu ihr geführt zu werden. ... Doch suchen wir jetzt zu erfahren, was in dem Briefe steht!"

Mit diesen Worten schritt Ortmann in's Haus und eilte in Ines' Zimmer.

Ein Freudenlaut entschlüpfte ihren Lippen, als sie Rudolf's Handschrift erblickte. Hastig öffnete sie den Brief, während Ortmann, den Respect über seiner Neugier vergessend, stehen blieb und sie gespannt anschaute.

Wirklich hatte der Alte nicht lange auf den befürchteten Effect des Briefes zu warten. Kaum hatte Ines begonnen, den Brief zu lesen, als ihr Antlitz sich entfärbte; bleicher und bleicher werdend, begann sie zu wanken, ihre Hände zitterten, sie ließ sich auf den Stuhl sinken und durchflog hier, mit sichtbarer Anstrengung sich fassend, den Brief mit wildem, heißem Auge.

Endlich sanken ihre Hände herab, der Brief fiel zu Boden,

ein Angstschrei entrang sich ihrer Brust. Ortmann, auf nichts Gutes gefaßt, sprang herbei, um sie aufrecht zu halten; sie aber wehrte ihm ab; mit einer wahnsinnigen Geberde beugte sie sich hinab, hob den Brief auf, durcheilte ihn nochmals, barg dann das Antlitz in den Händen und brach in Thränen aus.

„Heilige Mutter Gottes!“ stöhnte sie. „Welch ein entsetzliches Bekenntniß, beschönigt durch Versicherungen der aufrichtigsten Liebe, die dennoch nicht vermögen, den schändlichsten Verrath zu decken! Ist es möglich, die Liebe eines Mädchens so zu lohnen, das eher in den Tod gegangen wäre, als daß es von ihm gelassen hätte! Ist es erhört, mit den heiligsten Schwüren die schändlichste Untreue verdecken zu wollen! ... O, jetzt ist es mir klar, warum er mir nicht in's Auge zu blicken vermochte! Jetzt begreife ich seine Verwirrung, die mir am Abend so unerklärlich schien!“

Ortmann, der bei diesen Ausbrüchen des Schmerzes wie eine Bildsäule dastand, nahte sich abermals behutsam und beugte sich über sie.

„Mein theures, gnädiges Fräulein,“ begann er mit schmeichelnder Stimme, „ich war ja stets der Vertraute Ihres Herzens, Ihrer Freuden, wie Ihrer Leiden; sollte es Ihnen nicht einige Erleichterung gewähren, wenn Sie auch jetzt ...?“

„Ortmann! ... Ortmann!“ rief Ines die Hand des alten Mannes ergreifend, in dem sie mehr einen väterlichen Freund als einen Diener zu sehen gewohnt war. „Ortmann, ich bin das unglücklichste Geschöpf von der Welt! Du weißt am besten, wie herzlich ich diesen Mann liebte, und hier dieser Brief enthält sein eignes Geständniß einer Schuld, die auch die

Welt bereits kennen muß, weil er unaufgefordert und schon auf der Flucht als sein eigner Ankläger auftritt . . . Aber sagtest Du nicht, Ortmann," unterbrach sie sich selbst plötzlich, indem sie sich mit beiden Händen an seinen Arm klammerte, „sagtest Du mir gestern nicht, Du seiest jenem Mädchen begegnet, das einst in Buenos Ayres als meine Retterin erschien; versprachst Du mir nicht, sie aufzusuchen und mich zu ihr zu führen, Ortmann?"

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein," antwortete Ortmann verwirrt, da er den Zusammenhang dieses Mädchens mit ihren Thränen und dem Briefe nicht begreifen konnte. „Ich versprach es und erfüllte, wie Sie wissen, Ihren Auftrag bereits, versprach auch, Sie heute zu ihr zu führen!"

„So komm, Ortmann!" rief Ines aufspringend. „Laß uns eilen! Ich muß sie sprechen, ich muß Gewißheit haben, denn dieser Brief macht mich wahnsinnig! Er enthält eine Vertheidigung gegen eine Anklage, von der ich keine Ahnung hatte, eine fürchterliche Anklage, die mein Leben verwüstet ... Nur sie kann es sein; ja, ja, sie muß es sein, von der er schreibt!" setzte sie für sich hinzu. „Ortmann's Mittheilung über sie und der Inhalt dieses Briefes ... Alles stimmt so klar überein, daß kein Zweifel mehr übrig bleibt! ... Ich will sie sehen! Hat sie mir einst das Leben gerettet, so hat sie es mir jetzt wieder genommen! Sie soll, sie wird mir Klarheit geben über diese so entsetzlichen Andeutungen; frei und offen will ich meiner Nebenbuhlerin in's Auge treten und sie zwingen, mir das noch Unerklärte zu enträthseln!"

Während dieses Selbstgesprächs hatte sie Mantille und

Hut ergriffen und stand zum Ausgehen fertig da, ehe Ortmann noch sich von seiner Verwirrung zu erholen vermocht. Vorwurfsvoll schaute sie den ganz verdutzten Alten an.

„Wie schwerfällig Sie sind, Ortmann!“ rief sie ihm zu. „Hörten Sie nicht, daß Sie mich begleiten sollen? Wissen Sie nicht, daß ich dieses Mädchen sehen will? Sind Sie so theilnahmslos geworden, daß Sie meine Wünsche, meine Bitten vergessen können?“

„Aber gnädiges Fräulein!“ stammelte der Alte, dem dieser Vorwurf wie die schwerste Anklage erschien, in vollständiger Confusion. „Sie wissen ja, wie gern ich jedem Ihrer Winke zur Verfügung stehe ... Ich konnte nicht glauben, daß Sie ... daß ich ... Verzeihung, wenn ich nicht errieth, daß Sie ...“

Und der Alte zog sich hierbei rückwärts gegen die Thür, öffnete diese und erwartete mit einer Verbeugung, daß Ines ihm voranschreiten wolle.

„Ich stehe zu Befehl, gnädigstes Fräulein,“ sagte er. „Wie nun aber, wenn inzwischen Sennor Don Manuel ...“

„Sei unbesorgt; wir kehren schnell zurück; ich selbst übernehme die Verantwortung!“

Mit diesen Worten eilte Ines zur Thür hinaus. Ortmann hatte kaum Zeit, auf dem Corridor seine hier stets bereit hängende Mütze zu ergreifen und dann der Eile seiner Herrin zu folgen.

Mit der Entschlossenheit, welche in dem Charakter der Tochter Don Manuel's lag, und noch in vollständiger Unkenntniß dessen, was seit gestern Nachmittag als eine cause célèbre in

der Gesellschaft des Curorts umlief, wollte Ines sich eine Erklärung der räthselhaften Worte verschaffen, welche Rudolf's Brief enthielt.

Nichts Böses ahnend, waren ihre Gedanken bis zu diesem Augenblick nur mit Rudolf beschäftigt gewesen. Ueberzeugt, daß sie die Mittel finden werde, sich sowohl des ihr von ihrem Vater zugedachten Gatten als auch der Ansprüche des ihr Abscheu einflößenden van Geert zu entledigen, hatte sie gestern Mittag den getreuen Ortmann an Rudolf abgesandt, um ihm sagen zu lassen, daß sie nur an ihn denke, daß er auf sie bauen möge. Ortmann hatte, wie wir wissen, Rudolf nicht gefunden. Jetzt plötzlich erfuhr sie aus Rudolf's Briefe, daß er bereits abgereist, ja noch mehr: Rudolf erzählte in seinem Briefe in einer von maßloser Aufregung dictirten Weise, wie er, er wisse selbst nicht, durch welche dämonische Gewalt, das Opfer einer amerikanischen Betrügerin geworden, die ihn um Alles betrogen, was er besessen, ihn im Verlaufe weniger Stunden zum Schurken, zum Verräther an Ines und zum Bettler gemacht. Außer Stande mit schuldbeladenem Herzen ihr in das reine Auge zu blicken, unfähig die Schande zu ertragen, mit welcher die Gesellschaft ihn und seinen Ruin bedecken werde, habe er die Flucht ergriffen; er wage es nicht, von ihr Verzeihung zu erflehen, obgleich er vor seinem Gewissen sich hierzu berechtigt halte. Sein Glaube an die Menschheit, sein Glaube an wirkliche Tugend habe ihn in's Verderben getrieben; fern sei es von ihm, seine Schwäche bemänteln zu wollen, die einzige Hoffnung auf ihre Verzeihung gründe er eben auf dieses Bekenntniß derselben, seiner Schuld, aber auch seiner Reue.

Unverständlicher als alles Uebrige waren ihr die Andeutungen hinsichts des Verlustes seines Vermögens, da aber das ganze Schreiben ihr ein vollständiges Wirrsal war, von dem sie nur begriff, daß Rudolf sie in einer Weise betrogen, die ihm selbst unverzeihlich erschien, so gab die Klugheit ihr ein, direct die Quelle des Ganzen aufzusuchen. Keine andre als Catalina konnte das Weib sein, das ihr den Geliebten verführt; sie mußte sie sprechen, wollte aus ihrem eignen Munde hören, was Rudolf sich selbst zum Vorwurf machte.

Mit seltener Entschlossenheit eilte sie den abschüssigen Weg von der Villa zur Stadt hinab.

„Ortmann, jetzt führen Sie mich!“ rief sie dem Alten zu, als dieser sie erreichte.

Alle seine Kräfte anstrengend, trippelte der brave Diener neben ihr her. Er wagte es nicht, die Aufregung seiner angebeteten Herrin zu beschwichtigen, ihr Ueberlegung zu rathen, denn er kannte die Selbständigkeit des Mädchens, die vor keinen Bedenken, keinen Hindernissen zurückschreckte. Keuchend erreichte er das Hôtel Catalina's; tief Athem schöpfend betrat er die Schwelle und fand sich hier in nicht geringer Verlegenheit, denn er wußte nicht, nach welchem Namen er fragen solle. Mit um so größerer Entschiedenheit betrat Ines die Vorhalle des Gasthauses.

Mit dem Tod im Herzen und vor Entkräftung zitternden Gliedern war Catalina am Morgen erwacht, als die Sonne bereits seit mehren Stunden hell in ihre Fenster herein schien.

Josephine, verwundert, von ihrer Herrin weder am Abend

noch jetzt am Morgen begehrt zu werden, war leise in Catalina's Schlafzimmer getreten. Als sie das Bett derselben unberührt fand, schlich sie in das Wohnzimmer, sah kopfschüttelnd die Unglückliche hier in knieender Stellung schlummern und hatte sich ebenso kopfschüttelnd zurückgezogen, um an der Thür auf die erste Bewegung ihrer Gebieterin zu lauschen.

Nicht Theilnahme war es, was sie hier auf dem Posten erhielt; Josephine war ihres untergeordneten Verhältnisses müde; seit sie bei der Dienerschaft des Hôtels genaue Erkundigung über die Abreise Rudolf's eingezogen und sich in sicherem Besitz glaubte, erschien es ihr unwürdig, länger die Dienerin zu spielen. Individuen wie Josephine haben einen eigenthümlichen Instinkt für Menschenwürde und das Bedürfniß, Andere zu tyrannisiren; Zofe und Hausknecht tragen stets das „si j'étais roi“ in der Brust und wehe, wenn sich ihr Traum erfüllt.

Josephinens Sehnsucht, selbst die Baronin zu spielen, war so unbezwingbar und drängend, daß ihre Pläne keinen Schlummer während der Nacht in ihr Auge hatten kommen lassen; sie hatte so unendlich viel zu überlegen, wie sie fortab ihr Leben vergolden und mit allen Bequemlichkeiten umgeben solle, daß zur Befriedigung aller der ihr vorschwebenden Bedürfnisse ein zehnfach größeres Capital gehört hätte als sie besaß. Josephine, die so lange einer Dame gedient, welche den grand train der Lorette gewohnt war, hielt natürlich Alles, was jene gethan, für das strengste Gebot der Fashion; alle Gewohnheiten und Neigungen jener Französin griffen so fest in einander, daß sich ihrer Meinung nach nichts davon abhandeln ließ, und da es ihr

an Erziehung und angebornem guten Geschmack fehlte, so hielt sie natürlich das Beispiel für das Gesetz. Im Uebrigen war sie noch ziemlich jung und wenn auch nicht hübsch, doch dafür desto eitler, und meinte also, auch ihr könne noch manch' Glück passiren, wenn sie demselben nur unter die Arme greife, und hierzu ist Geld der wirksamste Hebel.

Kaum hörte Josephine auf ihrem Posten, daß Catalina in ihrer unbegreiflichen Stellung sich regte, als sie mit einigem Geräusch die Thür öffnete, um die Aufmerksamkeit ihrer Herrin auf sich zu lenken. Alles, was ihr über Catalina's Verzweiflung einleuchten wollte, bestand darin, daß möglicherweise der Herr von Heinrichsfeld ihr einen Abschiedsbrief hinterlassen, der vielleicht etwas bitter ausgefallen, denn daß diese ihn wahrhaft lieben könne, davon hatte sie, wie überhaupt von der Liebe, keine Idee.

Wirklich erhob sich Catalina. Ihre Glieder schmerzten der Art, daß sie nicht fähig war, sich aufrecht zu erhalten; sie sank auf den Divan und richtete dabei aus ihrem halb erloschenen Auge einen anklagenden Blick gen Himmel.

Wo war das Feuer, das sonst in diesem Auge glühte, wo die leichte Röthe, welche ihre Wangen deckte! Das von der Sonne des Tropenhimmels angehauchte Gesicht trug eine fahle, krankhafte Farbe; ihre Lippen, sonst so üppig roth, waren blaß, ihre Hand zitterte, während sie das Taschentuch an die Stirn führte, und ihrer Brust entwand sich ein matter Klagelaut.

Einer Ohnmacht nahe, schwindelnd und verwirrt, hob sie den Blick, als sie fremde Tritte im Zimmer hörte. Schweigend schaute sie wieder vor sich hin, als sie Josephine erkannte.

Es gehörte die ganze Herzlosigkeit dieses Weibes dazu, um bei solchem Anblick nicht aus dem Text zu gerathen. Wirklich fühlte Josephine nicht das Geringste, als sie ihre Herrin in diesem Zustande sah; der Egoismus erfüllte sie dermaßen, daß sie für nichts Anderes Sinn hatte als für ihre hochfahrenden Pläne.

„Gnädige Frau Baronin," begann also Josephine, „ich bitte um Verzeihung, wenn ich stören sollte. Eine Angelegenheit, die ich nicht aufschieben kann, zwingt mich, zu sprechen."

Catalina gab ihr schweigend ein mattes Zeichen, daß sie zu hören bereit sei.

„Ich habe gestern Abend einen Brief erhalten, der mich nach B* zurückruft; meine Familie verlangt eilig nach mir; so leid es mir also thut, muß ich doch heute noch den Dienst verlassen und abreisen. Gewiß," setzte sie hinzu, als müsse sie trösten über solchen Verlust, „gewiß werden Sie eine Andere an meiner Stelle finden ..."

„Es ist gut, Josephine," antwortete Catalina mit matter, kaum vernehmbarer Stimme. „Es ist gut, Josephine ... ich werde keiner Dienerin mehr bedürfen ... Nimm Dir dort aus der Kassette den Lohn, den Du noch zu erhalten hast, und ... laß mich allein!"

Mit einer knappen Verneigung entfernte sich Josephine. Sich keineswegs Rede stehend, wen sie bestohlen, war sie zu stolz, um sich den ihr noch zukommenden Lohn zu nehmen; sie hielt diese Zumuthung sogar für eine Beleidigung, schloß gleichgültig die Thür hinter sich und übergab sich rücksichtslos dem

kostbaren Gedanken plötzlicher unbeschränkter Freiheit. Wer war glücklicher als sie, die jetzt keinen andern Willen anerkannte als den eignen!

Eine Stunde verstrich, während welcher Catalina fast regungslos, nur mit dem Gefühl eines namenlosen Schmerzes und gänzlicher Verlassenheit dasaß. Kein Laut mehr verrieth, was in ihr vorging, keine Thräne feuchtete ihre Augen, nur dann und wann zuckten die Muskeln ihres leichenblassen Gesichtes und zeugten von düsteren Entschlüssen, mit denen ihre Seele beschäftigt war. Seit gestern Morgen hatte Catalina keine Nahrung zu sich genommen, sie fühlte kein Bedürfniß nach solcher, wohl aber rächte sich die Natur hiefür durch eine Ermattung, die einer gänzlichen Lähmung ähnlich ....

Der Vormittag schritt bereits vor, als Catalina plötzlich zusammenfuhr. Sie hörte an ihre Thür pochen. Eine fieberhafte Röthe stieg in ihr Antlitz ... Wenn er es dennoch wäre? ...

Aber anstatt seiner sah sie eine junge Dame in elegantem Promenade-Costum eintreten, die von einem alten Diener gefolgt erschreckt an der Thür stehen blieb, als sie das bleiche Antlitz Catalina's bemerkte, und um einen Vorwand für ihr Eintreten verlegen schien.

Auch Catalina starrte die Fremde regungslos, jedoch ohne jede innere Bewegung an. Das Gefühl der Täuschung hatte sie wie ein Blitz getroffen.

Ortmann war es, der respectvoll vortretend das Peinliche des Augenblicks zu beseitigen suchte und nachdem er einen fragenden Blick auf die unschlüssige Ines geworfen, langsam sich näherte.

„Im Auftrage meiner Gebieterin des Fräulein Ines de Majano bitte ich um Verzeihung, mein Fräulein, wenn wir hier störend eintreten," sagte er, ebenfalls in einiger Verlegenheit, als er Catalina's Leichenblässe sah. „Der Wunsch meiner Herrin, Sie kennen zu lernen, war so dringend ... Vorfälle ... Umstände, die sie selbst berühren wird, geboten diesen Besuch," setzte er stotternd hinzu, und sich wieder an Ines zurückwendend, gab er dieser bittend einen Wink, Muth zu fassen und selbst das Gespräch zu beginnen. Dann zog er sich zur Thür zurück und trat auf den Corridor, da sein Instinct ihm sagte, daß er ein lästiger Zeuge sein werde.

Ines, die mit so viel Entschlossenheit diesen Gang angetreten, hatte sich die Dame, welcher ihr Besuch galt, ganz anders vorgestellt. Angesichts eines solchen Schmerzes, wie sie ihn hier sah, hatte sie die Fassung verloren. Sie fand sich einer unglücklichen, nicht, wie sie erwartet, einer triumphirenden Intrigantin gegenüber. Indeß, als Ortmann sie im Stiche gelassen, fühlte sie die Nothwendigkeit, das Gespräch zu eröffnen; sie vermochte auch den Blick nicht zu ertragen, mit welchem Catalina sie musterte, denn instinctmäßig errieth diese in der Fremden die Rivalin und in ihr regte sich wieder etwas von der Tigerin, wie vernichtet sie auch dasaß.

„Mein Fräulein," begann endlich Ines, indem sie langsam vortrat, „ich war nicht darauf vorbereitet, mich einer Unglücklichen zu nähern, als ich beschloß, Ihnen einen Besuch zu machen, um Aufschlüsse zu finden, die ich nur von Ihnen erwarten zu dürfen glaubte. Mit der Rücksicht, welche ich fremdem

Schmerze schuldig bin, bitte ich um die Erlaubniß, meinen Besuch zu geeigneter Zeit wiederholen zu dürfen."

Mit äußerster Anstrengung, das große, geisterhaft blickende Auge fortwährend fest auf Ines geheftet und deren Schönheit herausfordernd messend, richtete sich Catalina auf und stützte die Hand fest auf den Tisch, um nicht wieder zusammenzusinken Schweigend starrte sie Ines minutenlang an, während diese das Zittern ihrer Arme mit einer gewissen Angst beobachtete und eine noch größere Angst vor dem gespenstigen Auge dieses Mädchens empfand.

Catalina's Lippen bewegten sich endlich, jedoch ohne einen Ton hervorzubringen. Ines, immer mehr geängstet, grollte auch Ortmann, der sie in dieser peinlichen Lage verlassen, und suchte nach einem versöhnenden Vorwand.

„Mein Fräulein," begann sie wieder, „Sie selbst wissen vielleicht nicht, wie lange ich schon eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Sie trage, deren Erfüllung mir nie verstattet gewesen. Sie erkennen mich nicht, und auch ich würde Sie nicht erkannt haben, wenn mein Diener mir nicht zu Hülfe gekommen wäre. Vielleicht erinnern Sie sich noch des Tages, an welchem Sie in Buenos Ayres ein junges Mädchen vor der Verfolgung eines wüthenden Stieres retteten. Dieses Mädchen bin ich, mein Fräulein! Der Zufall will, daß ich Ihnen, tausende von Meilen von jenem Schauplatz entfernt, begegne, um Ihnen auszusprechen ...."

„Daß ich Sie rettete, um mich für mein ganzes Leben elend zu machen!" hörte sich Ines durch eine heftige Stimme unterbrochen, denn Catalina hatte sich endlich so weit gefaßt,

um Worte finden zu können, und schrankenlos wie immer in ihren Gemüthsbewegungen, nur ihre eignen Rechte kennend, war sie so ihr in's Wort gefallen.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein!“ versetzte die überraschte Ines nach einer kurzen Pause. „Ich bin mir nicht bewußt, Ihnen wehe gethan zu haben, und mein Erscheinen hier dürfte für die Reinheit meiner Absichten das beste Zeugniß ablegen.“

Catalina fühlte sich beschämt durch die Ruhe und Ergebenheit, mit welcher die Fremde sprach; sie schlug verlegen das Auge nieder.

„Es ist wahr,“ murmelte sie vor sich hin .... „War es nur dies, was Sie zu mir führte?“ setzte sie lauter hinzu.

„Keineswegs dies allein!“ fuhr Ines fort. „Gestatten Sie mir, deutlicher zu sein, mein Fräulein. — Kannten Sie Herrn von Heinrichsfeld? Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit!“

Ines sprach dies letztere mit so flehender, zitternder Stimme, daß Catalina sich wunderbar versöhnlich berührt fühlte. Sie wußte jetzt, um was es sich handle, sie wußte, daß ihr wirklich eine Rivalin gegenüberstehe; Rudolf's unklare und verworrene Andeutungen, die doch mit seinem Benehmen gegen sie in so schreiendem Contraste standen, wurden ihr jetzt plötzlich klar; sie sah ein, daß sie ihre Ehre als Weib zu retten hatte, wenn sie einmal hatte einsehen müssen, wie schändlich sie betrogen war.

„Ich weiß jetzt, mit wem ich spreche, mein Fräulein,“ sagte sie, indem sie mühsam ihrer Stimme Nachdruck zu geben

suchte. „Sie sind wahr gegen mich, denn Sie treten mir ohne Scheu entgegen, und ich bin Ihnen gleiche Achtung schuldig. Ja, mein Fräulein, ich kannte diesen Mann!“ rief sie zitternd. „Ich kannte ihn zu meinem Fluch, zu meinem Elend ...“

Die Thür öffnete sich eben nach flüchtigem Pochen und van Geert erschien in derselben. Ohne den draußen im Corridor in der Fensternische stehenden Ortmann zu bemerken, war er eingetreten. Als er sah, daß Catalina nicht allein war, wollte er sich schnell zurückziehen; diese aber hatte ihn bereits gewahrt und mit erhobener Stimme, mit der Hand gegen die Thür deutend vollendete sie ihre Rede:

„Und Diesem dort danke ich den Fluch, diesem Elenden, der in meiner Verlassenheit, in meinem Bedürfniß nach Schutz mein armes, argloses Herz einem Manne zulenkte, den er zu verderben den schändlichen Plan hegte! Dieser Elende, dieser Schurke war es, der mich Ahnungslose zum Werkzeug seiner niedrigen Pläne machte und dem es gelungen ist, eine ohnehin schon Unglückliche der Verzweiflung in die Arme zu schleudern!“ ... Was ich that, ich darf es offen und ohne Scham bekennen: ich liebte den Mann, dem dieser Elende mich zulenkte, nachdem ein Zufall mich ihm hatte begegnen lassen. Ich bekenne offen, daß ich selbst es war, die in der Schwäche ihres Herzens und in der Unkenntniß von dieser Welt, nach dem Besitz eines Mannes sich sehnte, den ich frei glaubte, weil dieser Elende da mein Herz und mein Auge auf ihn gelenkt. Jetzt, nachdem ich in schlafloser Nacht mein ganzes Unglück in Gedanken durchlebte, jetzt bin ich zu der Einsicht gekommen, daß der Mann, auf den Sie, mein Fräulein, ältere Rechte zu haben scheinen als ich,

vielleicht weniger zu verdammen ist, als er mir gestern noch erschienen, daß auch er als ein Opfer seiner Schwäche fiel, als ein Opfer dieses Schurken dort, der ihn wie mich zu verderben trachtete, und uns wirklich verdarb und mir gestern noch die Zumuthung stellte, seinem Bubenstreich die Krone aufzusetzen, das heißt, mit ihm vor Sie hinzutreten und ihm als Zeugin des Verraths zu dienen, den jener Mann an Ihrem Herzen begangen. Danken Sie dem Himmel," fuhr Catalina mit Aufbietung der letzten Kraft ihrer Stimme fort, „daß dieser Schurkenstreich nur halb gelang, daß Sie und er gerettet wurden, während ich verloren bin, verloren für immer! Mit dem Verlust des Mannes, den ich mit der ganzen Gluth meiner Seele liebte, ist mein Leben dahin! Rudolf — jetzt erst verstehe ich ihn — rettete sich vor mir durch die Flucht! Er that unrecht, denn Catalina weiß zu sterben, ohne ihn in ihren Tod mit hinab zu ziehen ... Ich bin zu Ende mit meinem Leben! Sein Sie glücklich, mein Fräulein ... Hüten Sie sich jedoch vor Dem da wie vor der Hölle selbst, der er entsprungen, und ... lassen Sie mich allein mit meinem Schmerz, dem es so schwer wird, das Glück Anderer zu sehen!"

Catalina sank nach diesen Worten erschöpft auf den Divan; ihr Haupt fiel auf den Tisch; ihre letzte Kraft war dahin, sie wußte kaum noch von sich selbst.

Ines, ganz verwirrt durch diese plötzliche Wendung der Sache, hatte bald Catalina, bald van Geert angeblickt. Sie fühlte für die erstere eben so viel Bewunderung, wie zehnfachen Abscheu vor dem Anderen. Wie innig ihr Mitgefühl für den Schmerz Catalina's auch war, fiel ihr doch eine Centnerlast

von der Brust, als sie aus dem Munde dieses Weibes selbst eine Rechtfertigung ihres Geliebten vernahm, als Alles, was sie hörte, so genau mit Dem übereinstimmte, was Rudolf's Brief zu seiner Entschuldigung gesagt.

Mit herzlicher Theilnahme trat sie heran, sie legte den Arm um den Nacken Catalina's und erfaßte deren Hand, die kalt und matt in der ihrigen lag.

Plötzlich aber fuhr Catalina, wie elektrisirt durch diese Berührung, krampfhaft auf und stieß Ines' Hand mit Abscheu zurück. „Fort! Fort!“ schrie sie auf. „Berühre mich nicht mit dieser Hand . . . sie ist für mich der Tod selbst! . . . Fort von hier! Ich vermag diesen Anblick nicht zu ertragen! ... Ich will allein sein!“

Und abermals brach Catalina in lautes Schluchzen aus, barg das verstörte Antlitz in den Händen und rang sich wie eine Wahnsinnige auf dem Divan.

Mit derselben äußeren Ruhe, welche van Geert in weit kritischeren Augenblicken niemals verließ, hatte dieser Catalina angehört. Selbst ihrem Blick, in welchem sich der tödtlichste Haß spiegelte, war er mit der äußersten Gleichgültigkeit begegnet. Jetzt endlich, als Ines den ihrigen fragend und strafend auf ihn richtete, gerieth er in einige Verlegenheit.

Catalina hatte seinen ganzen Plan so schonungslos enthüllt, daß in der That vor Ines selbst die höchste Frechheit nicht zu bestehen vermocht hätte. Er war gekommen, um Catalina zur Erfüllung ihres Versprechens abzuholen und zugleich ein Papier von ihr zurückzufordern, das er in demselben Portefeuille bewahrt hatte, welches er gestern in Catalina's Hand

gelegt. Das Benehmen des Mädchens war jedoch so unerwartet, daß es ihn nothwendig frappiren mußte.

„Unsre schöne Catalina entwarf soeben ein Gemälde,“ sagte er kalt und ruhig zu Ines, „das mich im höchsten Grade überrascht, aber einen glänzenden Beleg für die Fruchtbarkeit ihrer Phantasie und den Undank ihres schönen Herzens giebt. Ich kenne sie schon seit Jahren, in alter Freundschaft wandte sie sich erst gestern vertrauensvoll an mich und meine Börse, da sie sich hier in einiger Verlegenheit befinden mochte. Ich übergab ihr großmüthig mein Portefeuille . . .“

„Schurke! Danke dem Himmel, daß Du nicht mehr der Catalina von ehedem gegenüberstehst!“ schrie Catalina, indem sie einen fruchtlosen Versuch machte, sich zu erheben und sich auf ihn zu stürzen. In ihrer Ohnmacht ballte sie die schöne Hand und sank wieder zurück. Ein heftiger Krampf durchzuckte ihren ganzen Körper, ihre Lippen bebten vor Wuth.

„Ich übergab ihr mein Portefeuille,“ fuhr van Geert verächtlich fort, „und kam soeben nur, um wenigstens die Hülle dieses Portefeuille zurück zu begehren, da es außer den Banknoten einige Briefe enthielt, an welche ich gestern in meiner Großmuth nicht dachte.“

Ines hatte inzwischen sich von Neuem an Catalina gedrängt, deren Zustand ihr wirklich bedenklich erschien. Und diesmal ließ die letztere es wirklich geschehen, daß sie den Arm um sie legte, daß sie ihr schmeichelnd Ruhe und Fassung gebot; ja Catalina selbst schmiegte sich an Ines und erfaßte mit zitternden Händen die ihrigen, als suche sie Schutz bei ihr vor van Geert.

„Glauben Sie ihm nicht,“ bat sie, das verstörte Antlitz

zu Ines erhebend mit der Herzlichkeit eines Kindes. „Glauben Sie ihm nicht, ich beschwöre Sie! ... Ich sprach die Wahrheit, die reine Wahrheit, wie sie ja nur das Unglück sprechen kann! ... Es ist wahr, er gab mir ein Portefeuille; ich mußte ihm dagegen versprechen, heute als seine Zeugin gegen Rudolf zu dienen. Ich nahm dies Portefeuille, aber nur um es an Rudolf zu senden, dem ich im Wahnsinn, in der Verzweiflung eine große Summe verspielt hatte, ohne daß er wußte, daß ich mich dieser Summe bemächtigt ... Ich sandte das Portefeuille an Rudolf ... ich schwöre es hier bei meinem Elend, daß ich es an ihn gesandt! ... Sie ... nur Sie habe ich beleidigt, weil ich Rudolf liebte; ich konnte ja nicht anders; dieser fürchterliche Mensch hatte sich gegen meine Ruhe, mein Glück verschworen ... Ach, und ich bin ja noch niemals ... niemals glücklich gewesen; nur die wenigen Stunden, während welcher ich mich von Rudolf geliebt wähnte!“

Catalina begann abermals ein herzzerreißendes Schluchzen; sie barg das Antlitz an Ines' Brust und ihr ganzer Körper zuckte unter der Heftigkeit der Convulsionen.

Thränen feuchteten Ines' Augen. Konnte sie einem solchen Schmerz gegenüber etwas Anderes als Mitleid, als Verzeihung, Versöhnung empfinden?

Sie sah die Nothwendigkeit ein, Catalina zu beruhigen, und diese erinnerte sie an van Geert's Anwesenheit.

„Herr van Geert,“ wandte sie sich mit gemessener Würde an diesen, „Sie begreifen, daß Ihre Anwesenheit nicht geeignet sein dürfte, dieser Unglücklichen die Ruhe und Schonung zu gewähren, deren sie so sehr bedarf.“

Van Geert biß sich auf die Lippen. Was er soeben aus Catalina's Munde gehört, war für ihn ein Donnerschlag gewesen. Er selbst hatte Catalina die Mittel in die Hand gegeben, den verhaßten Nebenbuhler, auf dessen Ruin sein ganzer Plan abzielte, vor dem Verderben zu retten. Wie hätte er sich vorstellen können, daß Catalina jene Summe verwenden werde, um Rudolf's Verlust zu ersetzen! Der kluge van Geert sah sich in seiner eigenen Schlinge gefangen.

Als Ines sich an ihn wandte mit der Aufforderung, sie seiner Gegenwart zu entheben, war er eben in Gedanken vertieft, um auf neue Mittel zu sinnen, denn van Geert war nicht der Mann, der das Gewehr in den Graben warf.

Ines' Aufforderung war zu verständlich, als daß er ohne Verletzung der Höflichkeit und seines eigenen Ehrgefühls derselben hätte widerstehen können.

„Ich gehorche Ihrem Befehl!“ antwortete er ebenso gemessen als artig, und verließ das Zimmer.

Draußen maß ihn Ortmann mit verächtlichem Blick, denn dieser hatte an der Thür Alles mit angehört, was im Zimmer gesprochen worden. Hatte van Geert ihn vorhin wirklich nicht gesehen, so that er jetzt, als bemerke er ihn nicht, und schritt mit der gleichgültigsten Miene an ihm vorüber, jedoch keineswegs in der Absicht, den Kampfplatz so gutmüthig zu verlassen.

„Durch wen anders als durch ihre Kammerfrau kann sie ihm das Portefeuille gesandt haben!“ sprach er ziemlich laut vor sich hin, indem er unschlüssig stehen blieb, als er den Corridor hinter sich hatte. „Diese Zofe muß mir Rede stehen und durch sie bemächtige ich mich vielleicht der Fäden wieder, die

meiner Hand entschlüpft! ... Verdammt, diese Unbesonnenheit! ... Und dennoch begreife ich nicht, warum er abgereist und sich durch sein Verschwinden der Lächerlichkeit preisgegeben! ... Hier müssen noch Zwischenfälle sein, die ich kennen lernen muß. Um jeden Preis gilt es, das Papier wenigstens zurück zu haben, das ich in unbegreiflichem Leichtsinn mit dem Portefeuille fortgegeben. Ines mag von meinen Machinationen erfahren haben, was sie wolle, es ist nie meine Absicht gewesen, in ihren Augen als ein Engel zu erscheinen, nur daß ich mir diese Waffe gegen Don Manuel durch meine Unbesonnenheit habe entreißen lassen, das darf sie nicht erfahren, denn Alles wäre verloren!"

Während er noch überlegend dastand, hörte er plötzlich ein Gewand hinter sich rauschen. Der Gedanke, daß Ines ihm hier begegnen könne, mochte ihn ein wenig erschrecken; indeß faßte er sich schnell und trat zur Seite, um die kommende an sich vorüber zu lassen.

Beruhigt erblickte er eine Dame in ziemlich abgeschmackter, hastig angelegter Toilette, deren Miene einem Kenner wie ihm auf den ersten Blick das Bedürfniß zu imponiren verrieth. Sein scharfes Auge erkannte Josephine, die bis jetzt beschäftigt gewesen, ihre Habseligkeiten zusammen zu packen, dann in aller Eile eine Toilette gemacht hatte, die darauf berechnet war, Aufsehen zu machen, und jetzt eben das Hôtel verließ, um flüchtig in einem andern Hôtel eine Wohnung zu nehmen und dann eines der benachbarten Bäder als vornehme Dame aufzusuchen.

Van Geert hatte schnell den Vortheil berechnet, der aus diesem Begegnen zu ziehen war. Diese Kammerfrau sandte

ihm ein glücklicher Zufall in den Weg. Entschlossen trat er auf sie zu, als sie eben mit stolz zurückgeworfenem Haupt an ihm vorüberrauschen wollte.

„Sie verzeihen, Madame!“ sagte er mit einer Bestimmtheit und so gebietendem Ton, daß Josephine, die ihre Gewohnheit zu gehorchen mit dem Zofenkleide nicht so schnell hatte ablegen können, zurückfuhr und erst einiger Sammlung bedurfte, um den Verwegenen mit einem herausfordernden, aber doch sehr verunglückenden Blick zu messen.

„Ich suchte Sie und bin erfreut, Ihnen hier zu begegnen!“ fuhr van Geert fort, während er gleichzeitig einen Blick umherwarf und die offen stehende Thür eines Zimmers entdeckte, das er leer gesehen, als er vorhin an demselben vorübergeschritten. „Ich bitte Sie um eine Unterredung für wenige Minuten. Folgen Sie mir!“ setzte er hinzu, während er mit der Hand eine einladende Bewegung nach jener Thür machte.

Josephine erinnerte sich zwar, diesen Herrn schon gesehen zu haben, wußte sich aber nicht zu sagen, wo und wann. Ihr böses Gewissen regte sich plötzlich, denn der Mann sprach so gebietend, daß er unmöglich Gutes mit ihr im Sinn haben konnte. Sie wagte nicht zu widersprechen.

Van Geert verstand es, ihre Unentschlossenheit zu benutzen und sie mit seinem durchbohrenden Auge zu beherrschen.

„Ich bitte!“ wiederholte er noch einmal nachdrücklich, und ehe Josephine selbst es wußte, befand sie sich mit ihm im Zimmer.

Van Geert, überzeugt, daß die Kammerfrau, so verlegen wie sie sich zeigte, nicht reines Herzens sein könne, schloß die Thür, drehte den Schlüssel herum und steckte ihn zu sich.

Josephine ward leichenblaß, als sie dies bemerkte; eisig durchrann es ihre Glieder, als van Geert auf sie zuschritt.

Diesen überzeugte ein Blick auf die Verfassung des Weibes, mit wem er es zu thun hatte.

„Sie sind die Kammerfrau der Baronin von Renant!“ sagte er auf sie zutretend.

„Ja ... ich war es!“ antwortete Josephine mit pochendem Herzen.

„Sie waren es? Wie verstehe ich das?“ fragte er mit der Miene eines Inquisitors.

In Josephine regte sich der Trotz, als sie sich zu erholen begann und sich selbst gestand, daß sie sich habe überrumpeln lassen.

„Ich habe den Dienst verlassen!“ antwortete sie schon etwas muthiger.

„Verlassen? ... Und weshalb?“ fuhr van Geert sein Verhör fort.

„Mein Herr, ich verstehe nicht, mit welchem Rechte Sie mich hieher führten und sich in Dinge mischen ...“

Josephine, die sonst stets den Mund auf dem rechten Fleck hatte, wollte sich eben durch ihre gewohnte Frechheit retten, als ihr wieder einfiel, daß der Fremde den Schlüssel zu sich gesteckt.

Van Geert kreuzte die Arme auf der Brust und fixirte sie schweigend. Josephine hatte inzwischen die Stelle ersehen, wo der Schellenzug hing und wollte sich mit einem Sprunge desselben bemächtigen. Van Geert aber hatte ihre Absicht errathen und packte ihren Arm mit eiserner Faust.

„Mein Herr, ich mache Lärm, wenn Sie sich unterstehen, mich hier zurückzuhalten!“ schrie Josephine. „Ich kenne Sie nicht! Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen!“

„Ich will nichts von Ihnen als erfahren, warum Sie Ihren Dienst verlassen!“ antwortete van Geert mit höchster Gelassenheit, aber eindringlichem Ton.

„Das kümmert Sie nicht! Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen!“

„Gut! ... So will ich es Ihnen sagen!“ rief van Geert, während seine Hand ihren Arm so fest umklammerte, daß die Arme in einem Schraubstock zu sitzen glaubte.

„Zu Hülfe! ... Er will mich ermorden!“ schrie Josephine aus Leibeskräften.

Van Geert's Hand packte so fest, daß Josephinen von Schmerz überwältigt die Stimme versagte und sie vor ihm auf die Knie sank.

„Ich will es Ihnen sagen!“ wiederholte van Geert mit einer teuflischen Grimasse, vor welcher Josephine erzitterte. „Was ist aus dem Portefeuille geworden, das Sie dem Herrn von Heinrichsfeld zu überbringen hatten?“

Diese Frage zerschmetterte Josephine in dem Grade, daß sie einen ächzenden Ton ausstieß und das Haupt auf die Brust sinken ließ. Sie glaubte sich entdeckt, glaubte einem Polizeibeamten in die Hände gefallen zu sein. Alles mußte verrathen sein.

„Ich frage: was ist aus dem Portefeuille geworden!“ donnerte van Geert sie an, der jetzt bereits wußte, was er wissen wollte, und diesen Augenblick benutzte, um ein Geständ=

niß zu erpressen. „Weib, gesteh! Nur dies kann Dich retten! Ich verspreche Dir, zu schweigen, wenn Du bekennst!“

Josephine war unfähig zu sprechen, aber selbst in ihrem Schweigen lag schon ein Geständniß. Mit kaltem Angstschweiß auf der Stirn, zitternd und mit den Zähnen klappernd suchte sie endlich nach Worten, ohne der Sprache mächtig zu werden.

„Du schweigst! Du willst nicht gestehen! ... Gut, so mag das Criminalgericht Dich zum Sprechen bringen!“

Van Geert ließ ihren Arm fahren und that einen Schritt zur Thür.

„Sein Sie barmherzig! Verderben Sie mich nicht! Ich will ja Alles bekennen!“ hörte er hinter sich eine Jammerstimme und zurückkehrend sah er, wie Josephine mit flehend gefalteten Händen auf den Knien lag und mit einer Armsündermiene zu ihm aufblickte.

Van Geert trat wieder zu ihr.

„Wo ist das Portefeuille?“ fragte er in sanfterem Ton, der dem Weibe den Mund öffnen sollte.

„Ich ... ich ... habe es in das Zimmer des Herrn von Heinrichsfeld gelegt!“ antwortete Josephine kläglich, während Thränen über ihre Wangen rannen.

„Du lügst!“ rief van Geert wieder in dem früheren Ton.

„Ich schwöre es! Ich spreche die Wahrheit! ... Ich will ja bekennen, daß ich das Geld herausnahm! ... Ich that es nicht aus böser Absicht, sondern aus Vorsicht, damit Niemand sich daran vergreifen solle, und als ich es Herrn von Heinrichsfeld übergeben wollte ... war er schon abgereist!“

„Und das Papier, das in dem Portefeuille steckte?“

„Ich habe es nicht angerührt; ich ließ es darin!“ versicherte Josephine.

„Und wer hat jetzt also das Portefeuille?“

„Ich sah durch das Schlüsselloch, daß der Freund des Herrn von Heinrichsfeld das Portefeuille in der Hand hielt und das Papier las, das Sie meinen ... Beide sind sie abgereist und sie werden wohl das Portefeuille mit sich genommen haben!“

Van Geert knirschte mit den Zähnen; er ballte seine Faust und schlug sich vor die Stirn.

„Weib, wenn Du die Unwahrheit sprichst! ...“

„Ach, ich schwöre es ja bei meiner Seligkeit, daß ich wahr gesprochen! Dieses Papier hatte ja keinen Werth für mich und ich will ja gern das Geld zurückgeben, wenn Sie mich nicht verrathen!“

Josephine, als sie sah, daß diese Aussage ihren Inquisitor keineswegs befriedigte, griff mit Todesangst in ihre Tasche, wickelte aus einem seidenen Tuch ein kleines Päckchen heraus und überreichte es van Geert mit zitternder Hand.

„Hier ... hier ist das Geld! Ueberzeugen Sie sich, daß nichts daran fehlt! Ich kam zu spät, als ich es Herrn von Heinrichsfeld selbst übergeben wollte; er war schon fort und meine Herrin war in einem solchen Zustande, daß ich es ihr nicht übergeben konnte ...“

Van Geert hatte inzwischen das kleine Päckchen geöffnet. Er fand die Banknoten, vergeblich aber suchte er nach dem Papier. Wüthend stampfte er mit dem Fuß auf den Boden.

„Du weißt, wohin der Herr von Heinrichsfeld gereist ist?“ fragte er, sich zu Josephinen zurückwendend.

„Nein; ich weiß es nicht; ich habe keine Ahnung davon! ... Die Dienerschaft im Hôtel wird es wissen!“

Schweigend, mit entschlossener Miene steckte van Geert die Banknoten zu sich.

„Es ist keine Zeit zu verlieren!“ murmelte er vor sich hin, und unbekümmert um Josephine schritt er zur Thür, öffnete dieselbe und verschwand.

Die letztere kniete noch Minuten lang da. Sie wagte nicht, sich zu erheben; bei jedem leisesten Geräusch fürchtete sie, der entsetzliche Mann werde mit den Polizeibeamten zurückkehren, um sie in's Gefängniß zu schleppen.

Die Minuten wurden ihr zur Ewigkeit. Allmählig aber begann sie doch wieder Muth zu fassen. Langsam und lauschend erhob sie sich. Dann endlich schlich sie zum Fenster und warf einen forschenden Blick auf die Straße.

Nichts Verdächtiges zeigte sich unten. Josephine sprang ins Zimmer zurück und richtete das Auge zum Ausgang.

„Er ist fort!“ rief sie mit vor Hoffnung pochendem Herzen.

Noch immer dieser Hoffnung nicht ganz trauend, schlich sie zur Thür und lauschte. Auch draußen war Alles still.

Sie öffnete leise die Thür. Der Corridor war leer.

Ohne an ihre derangirte Toilette zu denken, huschte Josephine über den Corridor, fand die nach dem Hofe führende Treppe und gelangte über diesen und durch das Seitenportal auf die Straße.

Hier erst schöpfte sie Athem ... Sie war gerettet. Aber

was war aus den schönen Träumen geworden, welche die ganze Nacht hindurch keinen Schlummer in ihr Auge hatten kommen lassen! Gott dankend für ihre Freiheit eilte sie davon, um nur aus der Nähe dieses ihr so verhaßt gewordenen Hauses zu kommen, denn immer war es ihr noch, als fühle sie am Arm den schmerzhaften Druck jener eisernen Faust und ein Schauder überlief sie, wenn sie an den unheimlichen Menschen dachte, der ihr so plötzlich einen Strich durch ihre Rechnung gemacht....

Um dieselbe Zeit ward auch der arme Ortmann von seinem Posten erlöst, auf welchen er übrigens eben erst zurückgekehrt war. Während er in seine Gedanken versunken sich in die Fensternische des Corridors gelehnt hatte, öffnete sich nämlich die Thür von Catalina's Zimmer und Ines erschien in derselben.

„Ortmann," rief sie ihm leise zu, „eilen Sie zu meinem Vater und sagen Sie ihm, er möge mich erst in einer Stunde erwarten."

Ortmann schaute seine junge Herrin betroffen an.

„Aber gnädiges Fräulein, was wird Sennor Don Manuel ..." wagte er respectvoll einzuwenden.

„Gleichviel, sagen Sie ihm, was ich Ihnen aufgetragen! Die Aufschlüsse über meinen Besuch ihm zu geben behalte ich mir selbst vor! ... Eilen Sie, Ortmann!" setzte sie leise hinzu. „Ich darf die Unglückliche jetzt nicht allein lassen!"

Kopfschüttelnd aber gehorsam trat Ortmann den Rückweg an, nicht wenig verlegen um Das, was er Don Manuel sagen sollte, da sich Ines selbst vorbehalten, dem Vater gegenüber ihr Ausbleiben zu rechtfertigen. Wie gern hätte er mit Ines jetzt gesprochen, wenn Ort und Zeit nur für das Geheimniß

geeignet gewesen wären, das er seit wenigen Minuten auf seinem Herzen zu tragen glaubte.

Ortmann nämlich, als er van Geert den Corridor entlang schreiten sah, war ihm vorsichtig nachgeschlichen und Dank der Strohmatte, welche im Corridor lag, hatte dieser, ohnehin mit Plänen beschäftigt, den ihm Folgenden nicht bemerkt. Als van Geert überlegend still stand, war Ortmann hinter den Fenstervorsprung getreten. Von hier aus hörte er van Geert's Selbstgespräche, auch wie er die Dame in der auffallenden Toilette anredete; er sah, wie van Geert mit ihr in das Zimmer trat, hörte auch, wie er den Schlüssel aus der Thür zog und hierdurch fand der Alte Gelegenheit, durch das Schlüsselloch zu beobachten, was im Zimmer vorging.

Da die Unterhaltung van Geert's und Josephine's sehr laut und heftig war, entging dem Gehör Ortmann's kein Wort. Er sah, wie das ihm unbekannte Weib vor ihm auf die Knie sank, sah, wie sie ihm die Banknoten überreichte und er diese zu sich steckte. Als endlich van Geert mit schnellen Schritten sich der Thür näherte, ließ das Aufschließen derselben dem Lauscher Zeit genug, seinen Versteck zu gewinnen. Wenige Minuten später sah Ortmann auch Josephine über den Corridor fliehen.

„Sonderbar! Entsetzlich sonderbar!“ murmelte der Alte, wieder zu seinem früheren Posten zurückkehrend. „Hier in dem Zimmer, wo Fräulein Ines ist, hörte ich vorhin von einem Portefeuille sprechen, das dieses Mädchen aus Buenos Ayres an Herrn von Heinrichsfeld geschickt und das der Schwarze ihr gegeben haben will! Dort in jenem Zimmer war wieder von einem Portefeuille die Rede, das Herr von Heinrichsfeld mit-

genommen, während dieses mir unbekannte Weib, das, so viel ich eben verstanden habe, bei der Amerikanerin im Dienste gewesen, das Geld, das darin gewesen, gestohlen haben muß. Das Geld hat sie ihm gegeben, ich sah es; aber er fragte nach einem Papier, das ihm sehr wichtig sein muß und das Herr von Heinrichsfeld oder sein Freund mitgenommen haben soll... Hm! Ganz klug werde ich nicht daraus; ich muß doch Fräulein Ines erzählen, was ich gehört habe!"

In diesen Gedanken ward Ortmann durch das flüchtige Erscheinen seiner jungen Herrin unterbrochen, die ihn nach Hause sandte und ihm jede augenblickliche Mittheilung abschnitt.

„So viel ist mir schon klar geworden," setzte Ortmann auf der Straße seinen Monolog fort, „der Schwarze (er nannte van Geert nie anders), der speculirt auf die Hand des Fräulein Ines und deshalb ist Don Manuel stets in solcher Wuth, daß ich für einen Schlaganfall besorgt bin ... Ein solches Unglück fehlte uns noch! Eher erstickt Don Manuel an seiner eignen Wuth, als daß er diesen zum Schwiegersohn nimmt, und Fräulein Ines ..."

Ortmann mußte lachen, wie wenig ihm auch danach zu Muthe war. Kopfschüttelnd schritt er zur Villa zurück.

XIX.

Der Entschluß.

Erst spät am Nachmittage verließ Ines das Zimmer Catalina's, um zu ihrem Vater zu eilen. Sie hatte Catalina so weit beruhigt, daß sie die ganz Verlassene für eine Stunde sich selbst übergeben zu können glaubte, hatte ihr auch versprochen, vor Anbruch des Abends noch einmal wieder zu kommen.

Zwischen den beiden Mädchen hatte sich, als sie sich allein befanden, schnell jenes Band geknüpft, welches das Unglück zu flechten versteht. Catalina, ganz vernichtet wie sie war, hatte schnell die moralische Ueberlegenheit ihrer Rivalin empfunden; das Mitleid, das herzliche Mitgefühl, welches Ines ihr zeigte, hatte sie bald versöhnt, ja, wie sie selbst eingestanden, hatte sie schon in der Nacht einsehen gelernt, daß Rudolf weniger schuldig gegen sie, als es ihr anfangs erschienen, und jetzt erkannte sie nur zu deutlich, daß die Rechte ihrer Nebenbuhlerin älter und heiliger waren als die ihrigen.

Gegen sich selbst richtete sie jetzt ihre Anklage, und wenn sie sich in's Gedächtniß zurückrief, was sie in ihrer Verblendung nicht sofort erkannt: wie Rudolf mit sich selbst im heftigsten Kampfe gelegen, ehe er ihr gehörte, so erschien er

ihr zuweilen sogar als Märtyrer, und wie bitter ihr Loos auch war, sie fühlte das Maß der eigenen Schuld.

Und dieses schöne, so edle und mildherzige Weib, in dessen Rechte sie so frevelnd eingegriffen, wie viel würdiger und liebenswerther erschien sie in Catalina's Augen! Wie konnte sie, eine Wilde, eine Verlorene, es wagen, in die Rechte dieses Mädchens einzugreifen! Und wie vergalt dieses Mädchen, was man ihm gethan!

Mit gewinnender Herzlichkeit, mit der aufrichtigsten Theilnahme an dem Schmerze derjenigen, die sie so tief gekränkt, suchte Ines die Unglückliche zu trösten, ja sie fühlte sich selbst glücklich, als Catalina endlich ihren Trost anzunehmen schien, als sie stiller und gefaßter ward und mit im Schooße gefalteten Händen vor sich hinblickte, während Thränen über ihre bleichen Wangen rannen.

„O, ich will ja ruhig, ich will ja gefaßt sein!" antwortete Catalina, als Ines alle ihre Trostgründe schon erschöpft glaubte. „Ich habe ihm ja bereits vergeben und ich weiß, er wird auch mir vergeben, denn meine Schuld war wohl größer als die seinige. Aber ich bin ja so unerfahren, ich fehle und irre in Allem, was ich thue, denn ich habe ja Niemand gehabt, der mich leitete in diesem Wirrsal! ... Ach, ich bin ja so verwaist, so verlassen! Ich finde nirgends eine mitleidige Seele, die sich meiner annimmt, und der Fluch, daß ich meinen armen Vater verlassen, er verfolgt mich auf allen meinen Wegen; ich entfloh ihm selbst nicht, als ich über das Meer eilte! ... Ach es ist ja so entsetzlich, allein in einer Welt zu sein, die ich nicht kenne und wohl nimmer verstehen lerne!"

Ines, die neben ihr saß und mit wirklicher Bewunderung die vom Schmerz entstellten und doch trotzdem so seltsam schönen Züge des Mädchens betrachtet hatte, die ihr Rudolf's Schwäche nur zu begreiflich machten, Ines ergriff ihre Hand und preßte sie recht herzlich in der ihrigen.

„Und wenn ich Sie nun bäte, mich als Ihre Freundin, Ihre Führerin anzunehmen?“ fragte sie mit innigem Ton.

„Sie!“ rief Catalina, sichtbar wieder belebt durch dies Anerbieten ... „Sie wollten sich einer Unglücklichen annehmen! ... O, ich weiß ja, wie edel, wie gut Sie sind, und ...“

Hier fuhr Catalina, plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt, mit einem Schauder zusammen und ihr Antlitz, das sich Ines bereits zuwenden wollte, kehrte sich wieder ab.

„Sie!“ rief sie fröstelnd ... „Nein, nein! ... Ich danke Ihnen!“ Und von einer merkbaren Angst ergriffen, setzte sie hinzu: „Ich bitte Sie, überlassen Sie mich mir selbst! Es ist besser so! Wir dürfen einander nicht kennen; ich würde nicht für mich selbst einstehen und Sie würden bereuen, mir wohl gethan zu haben! ... Ach, Sie wissen nicht, wessen ein Weib wie Catalina fähig ist!“

Ines errieth, was die Letztere beschäftigte, sie selbst sah ein, daß ihre Herzensgüte sie zu einem Anerbieten verleitet hatte, das Catalina verletzen mußte. Eine Intrigantin, eine Betrügerin hatte sie zu finden gehofft und sie sah ein unglückliches Mädchen, das mit reinem und warmem Herzen einem Manne entsagte, den es mit der höchsten Leidenschaft geliebt.

Zwischen ihnen durfte kein Band sich schürzen, das nur neues Verderben herbeiführen konnte. Ein Weib, das so heftig

16*

in seinem Schmerz, wie Ines soeben Catalina gesehen, mußte furchtbar in seiner Leidenschaft sein.

Ines fühlte sich ein wenig verlegen; sie suchte den Eindruck ihrer Worte zu verwischen.

„Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß es mein aufrichtigster Wunsch, Ihnen hülfreich zu werden, wo Sie fremder Dienste bedürfen sollten," sagte sie vor sich hinblickend, „und da ich glaube, daß Sie augenblicklich einiger Hülfe ..."

„Nein, nein!" unterbrach sie Catalina plötzlich mit fieberhafter Hitze. „Ich bin Ihnen schon zu so großem Danke verpflichtet ... Sie sehen, ich fühle mich schon wieder wohl ... es ist vorübergegangen!"

Ines errieth genau, was in ihr vorging. Sie sah, daß Catalina, verletzt in ihrer Liebe und in ihrem Stolz, sich jetzt, da sie ruhiger geworden, durch die Anwesenheit einer Rivalin gedemüthigt fühlte, vor der sie die Waffen strecken mußte.

„So bitte ich Sie nur um Eins," fuhr Ines fort, „und zwar um die Erlaubniß, Sie heute noch einmal wieder besuchen zu dürfen!"

In Catalina's Antlitz wechselte Fiebergluth mit Leichenblässe, so daß Ines von Neuem einen Ausbruch ihrer Leidenschaft fürchtete. Mit einer gewissen Angst erwartete sie Catalina's Antwort.

„Ich nehme Ihre Güte mit Dank an!" erwiederte sie verwirrt und mit dem Blick am Boden suchend, da sie es nicht mehr wagte, Ines in's Auge zu schauen. „Ich danke Ihnen ... ja gewiß, ich danke Ihnen!"

Ines verließ Catalina mit einem herzlichen Händedruck,

welchen Catalina nicht zu erwiedern vermochte. Als sie sich in der Straße befand, athmete sie freier auf, denn Catalina's schließliches Benehmen hatte ihr wirkliche Furcht erregt.

„Dieses Mädchen ist ein seltsames Gemisch von kindlicher Sanftmuth, Naivetät und erschreckender Wildheit,“ sprach sie vor sich hin. „Sie ist schön, beneidenswerth schön, aber sie ist noch unglücklicher als ich, die ich schon mit dem Schicksal grolle! Wie bewunderungswürdig war sie in ihrem kindlichen Schmerz, wie entsetzend im Aufbrausen ihrer Wuth gegen van Geert, wie vernichtend gegen sich selbst in ihrer Verzweiflung! ... Und Rudolf ... Ach, ich habe ihm ja schon verziehen! Wenn sie ihn nicht anklagte, wie sollte ich hiezu berechtigt sein!“

Ines eilte, ihre Wohnung zu erreichen. Wie sehr auch der Zufall ihr günstig gewesen war zur Lösung des Räthsels, das in Rudolf's Briefe lag, Eins war ihr noch nicht ganz klar geworden, nämlich der Verlust von Rudolf's Vermögen, an welchem offenbar Catalina Schuld gewesen, die sie deshalb unmöglich hatte befragen können.

Ein Grauen überfiel sie, als sie an van Geert's Erscheinen bei Catalina zurückdachte. Er war es gewesen, der hier mit seiner schwarzen Seele ein Drama zusammengewirrt, das sichtbar Rudolf's Verderben bezweckte, und jetzt erst erschien ihr das Auftreten dieses Mannes in seiner ganzen Bedeutung.

Als sie die Villa erreichte, kam ihr Ortmann mit der Nachricht entgegen, daß Don Manuel sich den Tag hindurch unwohl gefühlt und sich bereits seit einer Stunde zu Bette begeben. Ines sandte ihn zum Vater mit der Frage, ob sie sein Zimmer betreten dürfe. Ortmann kam jedoch mit der Nach-

richt zurück, daß Don Manuel niemanden zu sehen wünsche als den Arzt, nach welchem bereits geschickt worden sei.

Zu ihrer Verwunderung blieb Ortmann mit einer Miene vor ihr stehen, die ihr deutlich verrieth, daß er noch mit ihr zu sprechen wünsche.

„Ist noch etwas vorgefallen? ... Vielleicht ist die Mutter ...?" fragte Ines besorgt.

„Nicht doch, gnädiges Fräulein!" antwortete Ortmann. „Während Sie bei der fremden Dame waren, habe ich Herrn van Geert beobachtet und Mancherlei in Erfahrung gebracht, was mir nicht ganz verständlich, aber auch nicht ganz geheuer erscheint."

„So sprich, Ortmann!" sagte Ines zerstreut, während sie ihn in ihr Zimmer zog.

Hier erzählte Ortmann, was er gesehen und gehört. Als er an die Scene kam, wo van Geert von der Kammerfrau ein Papier verlangte, das in dem Portefeuille gesteckt hatte, erschrak Ines heftig.

„Ein Papier!" rief sie in höchster Spannung. „Was für ein Papier?"

„Ich kenne den Inhalt dieses Papiers nicht, gnädiges Fräulein, aber ich habe mir jetzt die Sache ein wenig zusammengereimt. Als nämlich der Schwarze das Zimmer verlassen, in welchem Sie waren, stand er nachdenkend auf dem Corridor still. Er schien so aufgeregt, daß seine Gedanken vielleicht lauter waren, als er sie sonst wohl werden läßt. Er meinte, er müsse das Papier um jeden Preis zurück haben, das er so unüberlegt mit dem Portefeuille weggegeben. Ich hörte ihn vor

sich hin sprechen, Sie, gnädiges Fräulein, könnten von seinen Plänen erfahren haben, was Sie wollten, daß er aber so unbesonnen gewesen, sich diese Waffe gegen Don Manuel entreißen zu lassen, dürften Sie nicht erfahren, denn sonst sei Alles verloren."

„Und dieses Papier, sagen Sie, Ortmann!" rief Ines, indem sie heftig seine Hand erfaßte. „Wo ist dieses Papier?"

„Wie ich schon sagte, gnädiges Fräulein, jenes Weib behauptete dem Schwarzen gegenüber, das Papier sei in dem Portefeuille geblieben, das Herr von Heinrichsfeld mit sich genommen. Er glaubte es ihr, denn er verließ eilig das Zimmer und flog die Treppe hinab."

„Gott sei gelobt! Ortmann, diese Nachricht ist mir eine Himmelsbotschaft!" rief Ines mit einem dankbaren Blick gen Himmel ... „Ortmann, sagen Sie meinem Vater, ich müsse ihn heute noch sprechen, da ich ihm eine gute Nachricht zu bringen habe!"

Die freudige, fast verklärte Miene seiner jungen Herrin warf auch in Ortmann's betrübtes Herz einen Freudenstrahl; war er auch in die Verhältnisse nicht tiefer eingeweiht, so durfte er sich selbst doch gratuliren, das Seinige zu der glücklichen Wendung beigetragen zu haben und dies genügte dem braven Diener. In seiner Freude ergriff er Ines' Hand, drückte sie an seine Lippen und eilte hinaus! ...

Inzwischen hatte van Geert von der Dienerschaft des Hôtels sich die nöthige Auskunft über die Richtung verschafft, welche die beiden Herren eingeschlagen. Da Gefahr im Verzuge, eilte er in seine Wohnung, versah sich in aller Hast mit

dem Nothwendigsten und erwartete den nächsten Zug, welcher ihn noch vor dem Abend nach F* bringen sollte. Wenn das Glück gut war, traf er Rudolf noch dort, wo nicht, so mußte er wenigstens seine Spur finden; unter allen Umständen war es seine feste Absicht, nicht eher vor Don Manuel zu treten, als bis er wieder im Besitze seines verlorenen Schatzes sei, dann aber kategorisch seine Forderung geltend zu machen und dem Alten das Pistol auf die Brust zu setzen.

„Ich kenne den Querkopf," sagte er für sich, als er seine Koffer packte; „nur gegen Aushändigung dieses ihn moralisch vernichtenden Aktenstückes wird er in mein Verlangen willigen; nutzlos wäre es, auf den Besitz desselben zu pochen, wenn ich mich nicht bereit erkläre, ihm dieses Papier gegen eine schriftliche Einwilligung seinerseits auszuhändigen. Möglicherweise kann auch die Nachricht von dem Verluste dieses Papiers zu seinen Ohren kommen und er würde mir in's Gesicht lachen, wenn ich wieder vor ihn trete. Also dem Flüchtigen nach, und sollt' es mich ein Verbrechen kosten, ich muß das Papier zurück haben!" ...

Zu derselben Zeit erhob sich Catalina von dem Divan, auf welchem sie brütend dagesessen, seit Ines sie verlassen.

Die Arme war in einem Zustande, der dem stillen Wahnsinn ähnlich. Verlassen, betrogen in ihrer Liebe, gedemüthigt durch ihre glückliche Nebenbuhlerin, doppelt gedemüthigt durch die Beweise des Mitleids, welche sie von dieser hatte hinnehmen müssen — so sah die Unglückliche, allein dastehend, ohne irgend eine helfende oder tröstende Seele, bei der sie eine Stütze hätte

suchen können, sich an den Abgrund gedrängt, in welchen nur die Verzweiflung hinabschaut ohne zu schwindeln.

Alles hatte sie verrathen, Alles war ihr feindlich, Alles verschwor sich gegen sie. Nur Einem war sie auf dieser gefährlichen Bühne begegnet, der es redlich mit ihr gemeint, aber auch er ließ sich nicht mehr sehen, auch er schien ihr den Rücken gewendet zu haben. Als der Marquis d'Estrès sich von ihr getrennt, hatte er in mehr als kühlen Worten die Möglichkeit angedeutet, daß er sie erst in einigen Wochen wieder sehen werde, ja es war ihr erschienen, als habe er sie auf die Nothwendigkeit einer gänzlichen Trennung aufmerksam gemacht. Sie mit ihren beschränkten Lebensanschauungen hatte ihn zwar nicht ganz verstanden, aber der Instinct sagte ihr, daß er es nicht böse meinen könne. Hätte sie jetzt ihn wenigstens gehabt, hätte sie ihm ihr Leid klagen, ihn um Rettung vor sich selber bitten können! Aber sie wußte nicht einmal, wo er war; vielleicht war er fern, sehr fern von ihr; vielleicht kehrte er überhaupt nicht mehr wieder ...

Nacht, tiefe, schwarze Nacht war es vor Catalina's Augen, wenn sie in ihre Zukunft schaute; ebenso schwarz war die Nacht in ihrem Herzen. Nur Eins spornte sie zur That, nämlich das Gefühl der Scham, vor ihrer Nebenbuhlerin gewichen, ja von ihr sogar bemitleidet zu sein! Zur That drängte auch das immer wieder aufwallende, heiße Blut, das ihre erschlafften Pulse Minuten lang fieberhaft schlagen ließ; zur That drängte das verwirrte Gehirn — aber gegen wen konnte diese That gerichtet sein, wenn nicht gegen sie selbst!

Schaudernd barg sie das Antlitz in den Händen; ihren

ganzen Körper durchfuhr ein krampfhaftes Zucken. Dann wieder hob sie die Stirn und jener unheimliche Blick von Haß und Jähzorn, den wir schon früher sahen, entstellte das bleiche, abgespannte Antlitz.

„Es ist vorbei; diese Qual ist zu Ende!“ murmelte sie vor sich hin, während ihr Auge mit demselben unheimlichen Blick am Boden festwurzelte. „Was ich gerungen, was ich gelitten, der Gott allein weiß es, zu welchem mich mein armer Vater beten lehrte, auf den vertrauend ich als Kind glücklich und sorglos in den Pampas unter dem blauen Himmelszelt einschlief. Ich habe vertraut, gebaut auf diesen Gott so lange ich kämpfte, aber ich sehe, seine Hand ist von mir gezogen, und wenn ich nun Hülfe flehend die meinige zu ihm hinauf strecke, steigt vor mir die blutende Gestalt meines unglücklichen Vaters auf, dessen Tod ich verschuldet ... Als ich hieher über's Meer floh, war sein Geist es, der mich verfolgte, der Nachts, wenn ich ruhelos dem engen Schiffsraum entfloh und in das dunkle tobende Meer hinabstarrte, aus dem Abgrund der Wellen vor mir auftauchte und drohend seine Hand gegen mich erhob. Wochen, Monde sind vergangen, seit ich ihn nicht mehr sah; ich glaubte ihn versöhnt. In der letzten Nacht aber erschien er wiederum. „Catalina,“ rief er mir zu, als er mit einer breiten blutenden Wunde in der Brust vor mich hintrat, „so straft der Himmel die Pflichtvergessenheit eines Kindes! Tiefer als die meinige ist die Wunde in Deinem Herzen und Du wirst daran verbluten wie ich vor der Schwelle meines Kindes, als mich der Dolch des Mörders traf! Catalina, Du bist verloren, für Dich ist keine Ruhe, kein Heil mehr hienieden!“...

Des Vaters Prophezeiung sie ist nur allzu wahr! Was ich gefehlt, ich habe es gesühnt durch tausend Schmerzen und meine Rechnung hienieden ist damit geschlossen. Daß ich geliebt, ein einziges Mal die unnennbare Wonne der Liebe empfunden, auch diese Wonne habe ich bezahlt, ich bezahle sie mit meinem Leben! ... Rudolf habe ich verziehen, wenn ein Wesen, das so mit dem Bewußtsein der Schuld beladen, überhaupt verzeihen darf... Auch Du, Geist meines Vaters, sollst versöhnt werden! Ich verstehe den Wink, den Du mir aus der schwarzen Tiefe der Wellen gabst, und wie einst, als Du mich in den Pampas jagen, das Messer und die Büchse führen lehrtest, will ich wieder gehorsam sein ... Der Wahn, der mich von Dir riß, ist zu Ende; die Catalina, welche gestern noch so glücklich war, ist nicht mehr, und wenn ihr Schatten, den sie in mir zurück ließ, verschwindet, wird niemand sein, der nach ihr fragt!" ...

Catalina erhob sich langsam und mit einer gewissen Feierlichkeit. Ihr Antlitz war leichenblaß, fast geisterhaft durch den Wiederschein finstrer Entschlüsse, der aus dem großen zurückgesunkenen Auge drang. All die Elasticität, welche dieser noch gestern so reizende und lebensfrische Körper zeigte, war verschwunden; Catalina war in der That nur noch ein Schatten jener glänzenden Erscheinung, welche die Gesellschaft bewunderte.

Schweigend schritt sie an's Fenster und blickte auf die Straße hinab, die sich bereits zu beleben begann, da die Sonne zu sinken drohte und die Curgäste sich auf die Promenade wagten.

Der Anblick fremder Menschen schien ihr peinlich. Als

fürchte sie, gesehen zu werden, trat sie zurück in's Zimmer. Hier stand sie einige Minuten hindurch die Arme herabhangend, die Hände gefaltet, den Blick starr auf den Boden geheftet.

„Es ist nichts, wie ich auch suche!“ murmelten die entfärbten Lippen. „Nichts mehr, was meinen Entschluß beirren könnte! Meine Gedanken sind so schnell mit Dem zu Ende, was sie noch beschäftigen konnte und wie wüst auch meine Sinne sind, sie klammern sich doch mit entsetzlicher Klarheit an das Eine, was mir übrig ist!“

Ein Schauder überfiel sie und schüttelte ihren Körper. Wieder starrte sie vor sich hin, bis endlich ein schmerzliches Lächeln über ihr todtenbleiches Antlitz flog.

„Ist das die Catalina, die niemals vor der That zurückwich?“ rief sie sich zu. „Bin ich es, bei der ich um eine That zu betteln gewohnt gewesen wäre? ... Die Catalina, die in den Pampas vor den Indianern nicht zurück schreckte ... die Catalina, die inmitten des ekelhaftesten Lasters der Hölle selbst die Stirn bot ... die Catalina, die jenem elenden Parral mit kalter Ueberlegung das Messer in die Seite stieß ... Schatten des Gaucho-Kindes: schäme Dich Deiner Feigheit; was würde Catalina sagen, wenn sie Dich sähe, zitternd und bange vor einer That, der einzigen, die noch übrig ist! ... Catalina, sei noch einmal Du selbst!“

Und mit einer jähen Bewegung riß sie sich aus ihrer Erschlaffung; mit fieberhafter Hast griff sie nach Hut und Shawl, hüllte sich in diese und stürzte zur Thür hinaus.

Der Portier des Hôtels erschrak, als er Catalina's ansichtig wurde, die mit dem Verlangen nach einem Fiaker zu ihm

trat. Er, der Spion van Geert's, mochte eine bloße Ahnung von dem haben, was in ihr vorging. Bereitwillig gehorchte er ihrem Befehl; in der nächsten Minute warf sich Catalina in den Fiaker und gab dem Kutscher die Ordre, nach B* zu fahren.

„Gnädige Frau Baronin, der Abend ist nahe; Ihre Kleidung dürfte für die Nachtluft zu leicht sein!" wagte er zu bemerken, als Catalina sich im Wagen zurückwarf.

Ein stummes Zeichen mit der Hand bedeutete ihm, daß sie seine Besorgniß für überflüssig halte.

„Die hat nichts Gutes im Sinn!" murmelte der Portier, ihr nachblickend, als der Wagen die Straße hinab rasselte. „Oder sollte sie etwa Nachricht von dem Verbleiben des Herrn von Heinrichsfeld erhalten und ich den schwarzen Herrn auf eine falsche Fährte gelenkt haben? So viel ich weiß, reist er nach F* und sie geht dort hin!"

Mit der Absicht, dem „schwarzen Herrn" sofort zu rapportiren, falls derselbe heute dennoch sich wieder zeigen sollte, trat der Portier in das Haus zurück.

Finster und in sich gekehrt, erreichte Catalina, die Chaussee entlang fahrend, das Dörfchen am Rhein, wo der fürstliche Schloßpark mit seinem dichten Baumschatten sich an die zum Rheingau führende Eisenbahn lehnt.

Der Abend dunkelte bereits, als Catalina an dem kleinen Bahngebäude ihren Wagen verließ und den Kutscher mit einer Belohnung verabschiedete, welche um das Zehnfache die Ansprüche desselben überstieg.

Unschlüssig, wohin sie sich wenden solle, stand sie da, und

doch war ihr der Ort hier bekannt, da ihr uneigennütziger Freund sie vor wenigen Tagen auf einem Ausfluge hieher und in das Idyll des Rheingaues geführt hatte.

Der Lärm des heranbrausenden Bahnzuges schreckte sie und trieb sie zu einem Entschluß. Im Schatten der über die Parkmauer herabhängenden Zweige huschte sie an dieser Mauer entlang. Hier war es Nacht, wie in ihr selbst, hier flog sie mit einer Eile dahin, als hänge Alles an der Secunde.

Niemand begegnete ihr in dem kleinen Ort. Die Straßen waren leer. Erst als sie den großen dunkeln Strom erblickte, auf welchen der eben heraufziehende Mond seine glitzernden Lichter warf, athmete sie hoch auf, hielt einige Minuten inne, legte die Hand auf das so schmerzhaft klopfende Herz, warf dann einen scheuen, ängstlichen Blick zurück und schlug eine Gasse ein, aus der sie gleich darauf wieder an das Bollwerk des Rheines trat.

„Es ist zu früh!“ murmelte sie vor sich hin, als sie hier einzelne Männer an der Landungsbrücke der Dampfschiffe bemerkte; ängstlich zurückweichend schlug sie den Weg in die Weinberge ein.

Hier irrte sie stundenlang umher. Der Mond stieg höher herauf und höher stieg mit ihm auch die Angst, die sich der Unglücklichen bemächtigte.

Der in ihr feststehende Entschluß trieb sie rastlos hin und her; der Gedanke an die Ausführung desselben und die Furcht, in der That gehindert zu werden, verursachten in ihr eine Qual, die sie dem Wahnsinn nahe brachte.

Es litt sie nicht mehr zwischen den Gärten; der Anblick

des glitzernden breiten Wassers, der sich ihr überall bot, schien eine magische Gewalt auf sie zu üben; einer Nixe gleich, die von ihrem heimischen Element abgeschnitten, wagte sie sich zum Ufer und floh erschreckt durch das leiseste Geräusch wieder zurück.

Endlich, als sie unmittelbar auf dem Hügel des Städtchens den sich majestätisch dahin rollenden Strom überschaute und lange, lange regungslos dagestanden, stieß sie plötzlich einen gellenden Schrei aus.

„Ich komme! Ich komme!“ schrie sie auf, denn der Wahnsinn hatte sich der Unglücklichen wirklich bemächtigt und zauberte ihrer verwirrten Phantasie die tollsten Bilder vor, unter welchen sie den Vater aus dem Strome auftauchen und ihr zuwinken sah.

Und wie von Dämonen gehetzt flog sie, keinerlei Vorsicht mehr kennend, sich selbst nicht mehr kennend, mit vom Wahnsinn entstellten Gesichtszügen den Hügel hinab, erreichte das Bollwerk und mit einem abermaligen „ich komme, mein armer Vater!“ stürzte sie in den Strom.

In weiten und immer weiteren Kreisen bezeichnete der Rhein die Stätte, an welcher soeben ein heißes, unglückliches Herz sein kaltes Ruhebette gefunden hatte. Immer weiter hinaus dehnten sich die Kreise, bis sie allmälig zerrannen.

Inzwischen erschallte aus dem Fenster eines der an dem breiten Bollwerk zurückstehenden Häuser eine andere kreischende Stimme.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe! Ein Weib ist in's Wasser

gesprungen!“ schrie die Stimme, und ehe eine Minute verstrichen, hatte sich am Ufer ein halbes Dutzend Männer und Weiber gesammelt, welche mit den Händen auf die Wasserringe zeigten, während Andere Anstalten zur Rettung trafen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, das Dampfschiff kommt!“ rief eine Stimme in dem Wirrwarr, und wirklich sahen Alle mit Entsetzen, wie eins der großen Rheinschiffe, von M* herüberkommend, herbei und auf die Landungsbrücke zu dampfte.

Durch Zeichen und lautes Zurufen gab man dem Capitän des Dampfers zu verstehen, was soeben hier vorgefallen. Der letztere hatte ebenfalls bemerkt, wie die Unglückliche sich an der Brücke herabgestürzt, und ließ die Maschine still stehen, während einer der hier beschäftigten Arbeiter in Eile seine Kleider von sich geworfen hatte, in's Wasser gesprungen war und durch Tauchen zu retten suchte, zwei andere aber in einem Boote mit großen Stangen bewaffnet ihre Rettungsversuche machten.

Wirklich gelang es diesen nach längerem Bemühen, die Unglückliche heraufzuholen und an's Ufer zu bringen. Der Dampfer legte jetzt an die Brücke und die Passagiere, welche hier an's Land stiegen, drängten sich neugierig herbei, um die Leiche zu sehen.

„Es ist zu spät! Sie ist todt!“ hörte man verschiedene Stimmen, während die Neugierigen mit starrem Schreck in das Antlitz der Unglücklichen blickten.

„Gott im Himmel, Catalina!“ rief plötzlich eine Männerstimme dazwischen, deren entsetzenvoller Ton die Aufmerksamkeit auf einen großen und hagern Herrn lenkte, dessen Antlitz

fast eben so bleich wie das der schönen Leiche, vor welchem er mit solchem Entsetzen zurückgeprallt.

Es war der Marquis d'Estrès, der eben im Begriff, einen Besuch in dem Curorte zu machen und sich nach seinem Schützling umzusehen.

Der Einzige unter Allen hier, der ein wirkliches Interesse für die Unglückliche hatte, ließ er sofort den Arzt herbeirufen und für Unterbringung der ersteren sorgen.

Mit aufrichtigem Schmerz unterstützte er die Versuche des Arztes, Catalina in's Leben zurück zu bringen; doch Alles war vergeblich und mit Achselzucken gab dieser endlich seine Bemühungen auf.

„Unglückliches Weib!“ rief der Marquis, als er, getäuscht in seinen freilich nur geringen Hoffnungen, neben der Leiche stand und in das von Leiden entstellte, abgehärmte Antlitz schaute. „Was muß sie gelitten haben während der wenigen Tage, die ich von ihr getrennt war! ... Ich habe sie nie verstanden, ich selbst habe gezittert vor dem Wunsche, zu erfahren, was sie gelitten und was sie so weit hinweg von ihrer Heimath in diese ihr so fremde, ihr so unverständliche Welt getrieben! ... Ich wußte nur, daß sie unglücklich war, daß sie eine Seele besaß, die keine der in dieser Welt unerläßlichen Bedingungen des Glücks in sich trug; ich achtete in ihr das Unglück in der reizendsten Hülle, wo es stets ein hundertfaches Elend ist. Diese bleichen, halb geöffneten Lippen erscheinen mir wie die herzzerreißendste Anklage des Himmels für ein verlorenes Leben! ... Arme Catalina, schon lange schwebte auf meiner Zunge die Bitte, in Deine Heimath zurückzukehren; Du wähltest unser

Aller Heimath und nahmst Dein Geheimniß mit Dir. Ich danke dem Zufall, daß es mir wenigstens vergönnt ist, Dir die ewige Ruhestätte zu geben!"

Zwei Thränen rannen über das hagere und sonst so unbewegliche Diplomatengesicht, als er sich von der Unglücklichen abwandte, der er der einzige wahrhafte Freund gewesen.

XX.

Unter Trinakria's Himmel.

Wir kehren wieder zu dem Anfangspunkte unserer Geschichte, zu den Gestaden des Mittelmeeres zurück.

Vielleicht wird man für den Verfasser einen Vorwurf darin finden, daß er den Leser so lange auf einem andern Terrain herumgeführt. Es geschah dies in der wohlüberlegten Absicht, den Faden der Erzählung nicht gerade da zu unterbrechen, wo es die Entwicklung dieser Geschichte am wenigsten gestattete.

Wir verließen die Meerenge von Messina an jenem Morgen, als der „Capitole" mit seinem geheimnißvollen Passagier von der Marine, dem Hafen Messina's, in das Mittelmeer zurückdampfte.

Dieser Passagier war kein Andrer als van Geert, der nach wochenlangem Suchen die Spur seines Flüchtlings entdeckt hatte, und ihn inmitten des Freischaaren-Lagers am Torre del Faro zu finden wußte.

Wie der Leser sich erinnert, gab das Unglück dem armen Reinhard, den wir nur mit seinem Vornamen eingeführt, jene Thatkraft zurück, die er in sorg- und arbeitslosem Dilettantenleben verloren. Als auch Rudolf härter noch als er vom

Schicksal getroffen wurde, galt es für ihn, den Freund vor Allem hinweg zu führen, ihm unterwegs seine Pläne mitzutheilen und ihn für diese zu gewinnen.

Ein Verzweifelnder ist leicht für Vorschläge empfänglich zu machen, welche ihm die Garantie des Vergessens bieten. Reinhard Herbert, früher, wie schon erwähnt, Offizier, verfolgte während seines Aufenthalts im Curorte mit enthusiastischem Interesse die Vorgänge im südlichen Italien. Die Landung der Tausend am Gestade Siciliens, das siegreiche Vordringen des großen italienischen Patrioten durch die Insel, der drohende Untergang der Bourbonen — das Alles waren Thatsachen, denen er zujauchzte.

Kaum hatte er sich mit Hülfe seiner Philosophie in den Verlust gefunden, der ihn für immer aus so süßer Sorglosigkeit riß, als er seinen Lieblingsplan, nach Rom zu gehen und dort die Antike zu studiren, bei Seite schob, weil er unausführbar geworden. Wer konnte jetzt, bei dem gegenwärtigen Zustande der Halbinsel, in Italien die Ruhe zum Studium suchen!

Reinhard hatte als Offizier nur seinen Abschied genommen, weil ihm das träge Garnisonleben zur Last geworden. Jetzt, da er den Künstler, den Dilettanten in sich verloren sah, erwachte wieder der Soldat. Aus allen Ländern strömten Freiwillige dem glorreichen Diktator zu, um sich die Lorbeeren in deren Heimathslande zu pflücken. Die Augen der ganzen Welt waren auf Italiens Freiheitswerk gerichtet und jubelnd sah Alles, wie das Bourbonenthum, ein fauler Apfel, beim ersten Hauch der freien Brise, die von der Insel herüberwehte, vom Baume fiel.

Reinhard's Plan war über Nacht gereift. Nicht um den Meißel zu führen, wollte er nach Italien gehen, sondern um dem ruhmgekrönten Diktator seinen Arm zu weihen. Rudolf war Offizier der Landwehr, auch für ihn, den Hoffnungslosen, mußte der Gedanke, sich unter dem blauen Himmel Siciliens im Getümmel des Kampfes Ehre und Vergessenheit zu erkämpfen, etwas Lockendes haben, und kaum waren beide in F**, dem Orte angelangt, wo Reinhard seinem Freunde versprochen hatte, ihn in seine Pläne einzuweihen, als er den still und stumm brütenden Rudolf mit einer glänzenden, hinreißenden Schilderung derselben überrumpelte.

Reinhard entwickelte in dieser Schilderung ein Rednertalent, das seines Gleichen suchte. Durchdrungen von der Wahrheit Dessen, was er seinem verzweifelten Freunde mit den verführerischsten Farben ausmalte, riß ihn seine Phantasie dermaßen hin, daß sie auch die des Unglücklichen wieder galvanisirte. Aber wenn Rudolf's Antlitz wirklich zuweilen einiges Leben, einige Empfänglichkeit zeigte, immer wieder sank er zusammen, immer wieder entpreßte sich seiner Brust ein ächzender Ton der wildesten Zerrissenheit, immer wieder ballte er die Hand vor der Stirn.

Endlich sah Reinhard ein, daß er seine galvanische Batterie verstärken müsse, denn bestätigte auch Rudolf durch stummes Kopfnicken, daß ihm nirgendwo ein Rettungshafen bleibe als in den Armen der Mutter, vor welche hinzutreten ihm die Scham verbot, so war es doch nicht möglich, den sonst so elastischen jungen Mann zu der erforderlichen Thatkraft aufzustacheln.

So griff Reinhard zum letzten Mittel. Er stellte ihm

vor, wie er in der Gesellschaft des Curorts seinen Namen dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben; wie nur eine That im Stande sei, diesen Fluch zu verwischen, und zu dieser That biete er ihm die Gelegenheit. Uebrigens sei der Augenblick seiner Trennung von ihm gekommen, er kenne seinen Weg, Rudolf möge den seinigen gehen.

Dies verfehlte die berechnete Wirkung nicht. Rudolf erschrak bei dem Gedanken, den Freund verlieren zu müssen, allein dazustehen mit seiner Reue, seinen Gewissensbissen, die ihn zu Entschlüssen führen konnten, deren Tragweite er nicht zu berechnen vermochte.

„Reinhard!“ schrie er im Uebermaß seines Schmerzes auf. „Ich gehöre Dir mit Leib und Seele; ich bin Dein Automat; thu' mit mir, was Du willst, führe mich, wohin Du willst, ich selbst bin ja willenlos, bin verloren, wenn ich Dich verliere!“

Glücklich in seinem Unglück, schloß ihn Reinhard in seine Arme. Und abermals erging er sich in enthusiastischen Bildern der nächsten Zukunft; das Lagerleben in den milden Nächten des Südens, der Kampf für die Freiheit eines von schmachvoller Tyrannei geknechteten Volkes, die ganze wilde Romantik eines Freischaarenkrieges malte er mit seiner Künstlerphantasie so glühend, so hinreißend, empfand er selbst so tief, so berauschend, daß er sich selbst einen Thoren nannte, der noch gestern mit dem Schicksal gegrollt, weil es ihn durch einen Rippenstoß aus seiner strafbaren Unthätigkeit aufgescheucht. Dort am wunderblauen Golf Parthenope's lag seine Zukunft, nicht hier in diesem faulen, gesellschaftlichen Sumpf, umgeben von all dem eklen Gewürm, dessen tägliche Berührung ihn

gegen alles Edlere abstumpfte! Dort lag Zukunft, Ehre, Ruhm und Vergessenheit für den unglücklichen Freund, der unter jenem Himmel genesen sollte!

Der Hafen von Genua war damals der Sammelplatz aller Derjenigen, welche den siegreichen Fahnen des Diktators zuströmten. Reinhard führte seinen zerknirschten Freund, ehe derselbe noch zur Besinnung kommen konnte, über den Bodensee durch die Schweiz und hier erst begann der Unglückliche sich allmählig wieder aufzurichten. Die großartigen Offenbarungen der Giganten-Natur, welche sich seinem Auge bei'm Uebergange über den St. Gotthard darboten, weiteten seine von Verzweiflung und Gewissensbissen zusammengepreßte Brust, sein Blick nahm wieder Leben an, seine Sinne wurden wieder empfänglich für Alles, was ihn umgab, und umschleierte sich sein Blick auch oft, waren seine Nächte auch, wenn er in sich versunken und scheinbar schlummernd neben Reinhard saß, von den unheimlichen Gästen, der Reue und dem tiefsten Seelenschmerz, beunruhigt, Reinhard ließ ihm keine Rast; er schleppte ihn jenseits der Berge durch das idyllische Alpenthal, über den Como-See, riß ihn in die Volksgruppen, welche sich in Mailand auf den Straßen sammelten und ihre „Inno's“ anstimmten, und ward erst seines Gelingens sicher, als er in Genua vom Fenster des Hôtels aus ihm die Schiffe zeigte, welche sich zu jeder Tageszeit mit jungen Freiwilligen füllten.

Acht Tage später standen auch die beiden Freunde auf dem Inselboden. In der That hatte es Rudolf über sich vermocht, seine trüben Gedanken in die Flucht zu schlagen. Hingerissen von dem Wirbelwinde der Freiheit, welcher über die

Insel wehte, angesteckt von dem Enthusiasmus seines Freundes, der je näher am Ziel in desto hellere Flammen aufloderte, bestätigte sich auch an Rudolf die Wahrheit, daß andere Luft die alten Schmerzen heilt, und schon in Palermo sahen sich Beide in die Schaaren Garibaldi's enrollirt.

Es war wenige Tage vor dem Treffen von Milazzo, als sie mit ihrer Colonne das Lager des Diktators erreichten. Hier bereitete sich dieser zu einem Schlage gegen die Königlichen, die noch den Platz hielten und ihm Widerstand zu bieten Miene machten.

Die beiden Freunde hatten sehr bald unter den Ragazzi Freund- und Kameradschaft mit so manchem Braven geschlossen, der wie sie vom Schicksal an diese Scholle geschleudert worden oder auch aus Begeisterung für die Sache nationaler Unabhängigkeit hieher gekommen war, um für sie sein Leben in die Schanze zu schlagen. Nirgendwo schließen Herz und Gemüth sich so leicht, so froh und so eng an einander wie im Soldatenkleide, unter der Fahne, die ja Alle zum Leben der Ehre oder zum Tode des Helden vereint; nirgendwo ist der Mund so rückhaltslos, das Herz so offen und ehrlich wie angesichts des Todes, der selbst den Schlechten aller der kleinen Intriguen überhebt; nirgendwo sind Ehr- und Redlichkeit so stark vertreten wie hier, denn nur der Brave sucht den Heldentod, zu dem der Schlechte ihn hinausgetrieben. Nirgendwo ist der Mensch so wahr, so unverstellt als unter der Fahne, und mag das Faust- und Kriegsrecht in unsrem civilisirten Jahrhundert auch als eine Brutalität erscheinen, die Generationen werden schlechter und scheinheiliger, intriganter und heimtückischer in

demselben Grade, in welchem sie den Krieg in die bürgerliche Gesellschaft versetzen und Intrigue, Neid und Schelsucht die derbe Faust, die blanke Waffe ersetzen. Besser meinem Feinde, wenn ich ihn in offenem Kampfe niederstrecke, als wenn ich ihm sein Brod und seine Ehre für die ganze Lebenszeit abschneide; besser Auge um Auge, Zahn um Zahn, als dieser nie rastende kleine Krieg des bürgerlichen und geschäftlichen Lebens, in welchem der Eine dem Andern das Weiße im Auge mißgönnt. Der Krieg ist ein Unglück, für Herz und Gemüth aber ist die Civilisation ein noch größeres und die Brutalität, die sich hinter der Maske der Humanität versteckt, ist brutaler als die offene und ehrliche Gewalt. Zieht nur einen Menschen, den die Intrigue, der Neid nach vergeblichem Ringen mit diesen Gegnern besiegt, zieht ihn heraus aus diesem widerwärtigen, ekelhaften Kampf mit unsichtbaren Waffen und stellt ihn vor die Mündungen der Geschütze; er wird aufathmen, Gott danken für seine Rettung und sich mit frohem Muth auf einen Gegner stürzen, der ihm den ehrlichen, offenen Kampf bietet.

Mit ähnlichen Gefühlen sahen sich Reinhard und Rudolf auch hier umgeben von einer Schaar, die in den Augen der Spießbürgerei vielleicht als Abenteurer erscheinen, deren Thaten aber selbst der Frau Base Bewunderung abnöthigten. Rudolf hatte noch nicht vergessen, aber er konnte auf Stunden vergessen, wenn der Kriegslärm, der Gesang der Ragazzi, die Strapazen des Marsches ihn beschäftigten, sein Herzweh betäubten. Selbst in den Bivouak-Nächten, wenn er den blauen Himmel mit den glitzernden Sternen über sich sah und der Lärm der bis in die Mitternacht singenden, trinkenden und spie-

lenden Kameraden schwieg, selbst dann, wenn ihn die Gedanken wieder bestürmen wollten, war's ihm, als spreche ihm die ganze Umgebung Trost zu. Wie Viele waren ihrer hier, denen es nicht besser, vielleicht noch schlimmer als ihm ergangen; und hatte Reinhard nicht Recht, als er ihm sagte: „wenn Ines Dich wirklich liebt, so wird sie erkennen, was Dich straucheln machte, denn Du bist ja nur ein Mensch; und wenn Du Ines wahrhaft liebst, so bist Du es ihr schuldig, den Makel von Dir zu wischen, der Dich in der Gesellschaft getroffen. Nur eine Soldatenthat, nur der unumstößliche Beweis, daß Du ein Mann von Herz bist, wird dieser Gesellschaft imponiren und Ines und sie werden Dir bereitwillig vergeben, wenn Du hier den ehrlichen Soldatentod stirbst oder aus dem Kampfe für die Freiheit mit Lorbeern gekrönt hervorgehst!“

Schon die nächsten Tage sollten Rudolf hiezu Gelegenheit geben. Beide waren mit Offiziersrang, aber ohne eigentliches Commando in die National-Armee getreten, wurden jedoch jetzt verschiedenen Abtheilungen zugewiesen und dies trennte sie auf dem letzten Marsche vor Milazzo, obgleich sie dasselbe Ziel hatten. Auf Rudolf's Stimmung wirkte die Trennung von Reinhard nachtheilig. Er ward wieder schweigsam und erst der Beginn des Kampfes elektrisirte ihn wieder.

Reinhard sah ihn erst nach dem Treffen, als die Truppen ihre Bivouaks bezogen, wohl aber hatte er von verschiedenen Kameraden die Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit rühmen gehört, mit welcher Enrico (unter diesem Namen als Abkürzung des Heinrichsfeld hatte sich Rudolf enrolliren lassen) sich den Kugeln der Königlichen preisgestellt.

Als Beide in der Nacht im Zelte beisammen saßen, um mit einander zu plaudern, da der Marsch nach Messina sie morgen abermals auf einige Tage trennen sollte, war Rudolf wieder ungewöhnlich einsylbig; er war gleichgültig gegen die Anerkennung, welche man seiner Tapferkeit zollte, unempfindlich gegen die Freude Herbert's, wie Reinhard sich jetzt auch von ihm genannt wissen wollte. Endlich als dieser von ihm schied, um zu seiner Abtheilung zurückzukehren, nahm Rudolf seine Hand fest in die seinige.

„Herbert," sagte er, „ich habe eine Bitte an Dich. Wenn Du nach Hause schreibst, so melde in Deinem Briefe, ich sei im Kampfe von Milazzo gefallen oder nach demselben vermißt; es sei anzunehmen, daß ich zu den Opfern desselben gehöre, da man mich im heißesten Treffen gesehen. Willst Du?"

Herbert blickte ihm fragend und bestürzt in's Antlitz.

„Enrico!" sagte er. „Jener Rudolf, den ich hieher führte, gab mir Versprechungen, die mit diesen Aeußerungen nicht im Einklange stehen! Welchen Zweck soll diese Zumuthung haben? Bist Du so herzlos geworden, um Deiner armen Mutter einen Schmerz zu bereiten, den Du als Sohn nimmermehr verantworten kannst?"

„Du hast Recht, ja, ja, Du hast Recht; aber ich beschwöre Dich ... thu', wie ich Dich bitte!"

Herbert sah die Augen seines Freundes sich feuchten.

„Es ist gut!" sagte er trocken. „In Messina sehen wir uns wieder!"

Herbert dachte, es sei am besten, dem Freunde zuzustimmen und doch zu thun, was er am besten finde. Er ahnte, daß

Rudolf sich mit dem Leben fertig glaube; er war anderer Meinung, beschloß aber, zu beobachten, welche Wirkung dieser Abschluß auf sein Gemüth üben werde. Einem Kranken, dachte er, muß man wenigstens scheinbar seinen Willen thun.

Am frühen Morgen trennte der Marsch die beiden Freunde, ohne daß sie sich wiedergesehen. Erst in Messina, im Lager zwischen dieser Stadt und Torre del Faro, unmittelbar am Ufer der Meerenge, führte die wochenlange Rast, welche der heimliche und allmählige Uebergang der Freiwilligen nach Calabrien verursachte, Beide wieder zusammen. Wir sahen sie zu Anfang unserer Geschichte an jenem Abend, als der Diktator seine Barken über den klaren Spiegel der Meeresstraße in die dunklen Berge des jenseitigen Ufers hinüberschickte. Wir sahen sie, als Alles still geworden, in ihr Bivouak zurückkehren.

Die Stimmung Rudolf's oder vielmehr Enrico's war, wie wir aus seinen Worten vernahmen, durch den heißen Tag von Milazzo wohl geändert, aber keineswegs gebessert. Enrico hatte den Tod gesucht und nicht gefunden.

Was er in jenem Curort, dem Schauplatz seines Unglücks, zu überlegen und zu durchschauen nicht Muße gehabt, da ihn die Keulenschläge des Schicksals dort zu jedem Nachdenken unfähig gemacht, das war ihm in dumpfem Brüten und Grübeln der schlaflosen Nächte zur Sonnenklarheit geworden. In seinem ganzen Unglück mußte er eine leitende Hand suchen; was van Geert zu ihm gesagt, das ganze triumphirende, höhnende Benehmen dieses Mannes überzeugte ihn mehr und mehr, daß sein Sturz die Folge einer meisterhaft angelegten Intrigue, die von diesem Menschen eingefädelt worden, der sich, als dieselbe

gelungen, mit satanischer Schadenfreude an seinem Opfer geweidet.

Daß van Geert mit Catalina im Einverständniß gewesen, hatte ihm Herbert gesagt. Ohne eine Ahnung davon zu haben, war er von einem Netz umspannt gewesen; wie Herbert ihm ebenfalls detaillirt, war Catalina, die diese ganze Intrigue so meisterhaft ausgeführt, nichts als eine Creatur dieses niedrigen Menschen. Hatte er ihm nicht selbst gesagt: „Sie sind ein Bettler! Ines hat Sie verflucht und ihr Vater wird Sie wie einen Hund von seiner Schwelle jagen, seit er weiß, daß Sie ruinirt sind?“ Bedurfte es noch größerer Beweise, daß er als ein Opfer dieses Intriganten gefallen war?

All sein Haß, all seine innere Empörung klammerte sich daher an die Person van Geert's. Tag und Nacht, ja selbst im heißesten Getümmel des Kampfes sah er sich von van Geert's teuflischem Gesichte verfolgt, das ihm nirgendwo Ruhe ließ.

Aber nicht er allein, auch Ines war ja das Opfer dieses Menschen geworden! Mit welchen Farben mußte derselbe ihr seine Untreue geschildert haben! Rudolf verfluchte sich selbst, daß er ihm so schnell das Feld geräumt, daß er keinen Versuch gemacht, die Geliebte zu versöhnen; wiederum aber verzieh er sich dies, wenn er sich fragte, wie er als ein Bettler an Leib und Seele vor jenem schönen und edeln Mädchen habe erscheinen sollen.

Unheimlich auch war für Rudolf das Verhältniß zwischen Don Manuel und van Geert. Hundertmal schon hatte er das Papier durchlesen, welches er in dem verhängnißvollen Portefeuille gefunden, und sprach sich dieses Papier auch ziemlich

deutlich über die schmähliche Gemeinschaft aus, in welcher die beiden Männer gestanden, so begriff er anfangs doch nicht, wie dieses Papier von altem Datum jetzt und auf so eigenthümliche Weise wieder in den Vordergrund getreten.

Endlich brachte sein Nachdenken auch hierüber einiges Licht. Daß Ines diesen Menschen verabscheue, bezweifelte er nicht, er sah auch ein, daß van Geert ihrem Vater nahe genug stehen mußte, um die Rechte auf Ines' Hand geltend zu machen, von welchen dieser ihm mit so viel Zuversicht gesprochen. Vielleicht ... ja vielleicht war es gerade dieses Papier, auf welches van Geert seine Rechte baute!

Rudolf schlug sich bei diesem Gedanken vor die Stirn. Mit der wuchtigsten, unwiderstehlichsten Waffe, mit diesem Papier in der Hand hatte er, betäubt von dem Schlage seines Gegners, das Feld geräumt; mit diesem Papier hätte er seinen Gegner vernichten können!

Aber was nützte ihm das Alles jetzt, nachdem er seine Sache verloren gegeben, nachdem er das Gewehr in den Graben geworfen und sich selbst für verloren erklärt hatte!

Er grollte anfangs auf Reinhard, denn diesem dankte er seine Flucht, und dennoch mußte er auch ihm verzeihen, denn er wußte, daß der Freund es gut mit ihm gemeint.

Das Bivouak an dem romantischen Ufer der Meerenge, die stillen Nächte, während welcher Beide, auf den Rand der vom Schwertfischfang zurückgekehrten Fischerbarken gelehnt, ihren Gedanken nachhingen und entweder schwermüthig an die jüngste Vergangenheit zurückdachten oder den Ereignissen voraneilten, deren Schauplatz die vor ihnen liegenden blauen Berge des

Festlandes werden sollten, — das Bivouak gab ihnen Muße genug zu geistiger Thätigkeit, die leider auf Enrico zerstörend zu wirken drohte, wenn nicht der Diktator endlich seinen massenhaften Uebergang nach Calabrien veranstaltete.

Ines und van Geert, diese beiden Gestalten bewegten sich stets vor seinen Augen. Der Gedanke, von Ines verkannt, verflucht zu sein, daß es diesem Menschen gelingen könnte, sich in Besitz des Weibes zu setzen, das er so unendlich liebte, verdüsterte seine Stimmung immer mehr, umschleierte sogar seinen Geist und stürzte ihn in einen Tiefsinn, dessen Phantasmagorien zuweilen eine Art von Irrsinn verriethen.

Während der letzten Tage waren seine Gedanken fast nur mit van Geert beschäftigt; Herbert hatte mit Schrecken bemerkt, daß keine Zerstreuung, keine Beredtsamkeit mehr im Stande war, ihn von seinen wilden Phantasien loszureißen, und die Scene, welche er am Abend erlebte, wo wir Beiden zum ersten Male auf dem Abhange des Monte dei Cappuzzini begegneten, überzeugte ihn vollends von der Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen, dieses bereits halb zerstörte Gemüth wieder aufzurichten.

Reinhard Herbert konnte natürlich keine Ahnung davon haben, daß seines unglücklichen Freundes Visionen diesmal ihre vollste Begründung hatten, daß Enrico, als er das Gesicht des verhaßten van Geert hinter dem grauen Feigengesträuch erblickte, kein Gespenst gesehen. Nur um ihn zu beruhigen, hatte Herbert mit Enrico die leeren Zelte der unmittelbar am Ufer gruppirten Soldaten durchsucht und als Beide ihre nahe bei einander gelegenen Bivouaks erreichten, ließ die Ueberzeugung

von des Freundes Unheilbarkeit und seine Verzweiflung an der Möglichkeit, ihn noch zu retten, keinen Schlummer in Herbert's Augen kommen.

Während er abseits von den Kameraden sein Lager unterhalb der Mauer, versteckt unter dem Weinlaub des Gartens aufgeschlagen und in der lautlosen Stille der Nacht vergeblich hin und her sann, zog ihn ein Geräusch über sich von dem Gegenstande seiner Gedanken ab. Er sah die Gestalt eines Garibaldino auf der niedern Mauer erscheinen, sah, wie derselbe sich gerade über seinem Haupte auf der Mauer niederließ, hörte das Selbstgespräch desselben und schöpfte aus diesem den gegründeten Verdacht, daß dieser nächtliche Gast ein Spion der Königlichen, der sich in der Blouse der Ragazzi in das Lager geschlichen und zufrieden mit dem Resultate seiner Mission eben im Begriff war, zu den Seinigen zurückzukehren.

Reinhard Herbert, thatenlustig wie er war, vergaß schnell seinen armen Freund, um seine Pflicht als Soldat zu erfüllen. Wir sahen, wie er sich geräuschlos vom Lager erhob, den seltsamen Gast beschlich, ungehört die Mauer erkletterte und zupackte, um sich erst seiner Beute zu versichern und dann die in unmittelbarer Nähe schlummernden Kameraden im Nothfall zu Hülfe zu rufen.

War Herbert nun auch den Kräften seines Gegners überlegen, so war er doch keineswegs auf den Anblick des Gesichtes gefaßt, welches der verkleidete van Geert ihm zuwandte, noch weniger aber auf das in dem Schooße dieses entschlossenen Menschen liegende Stilet. Der unglückliche Enrico hatte während der letzten Tage fast nur von Diesem gesprochen und jetzt

stand auch vor Herbert's Augen plötzlich verkörpert dieselbe verhaßte Person da, mit der seine Gedanken beschäftigt gewesen waren. Wer van Geert nur flüchtig kannte, vergaß so leicht diese scharf markirten, maliziösen Züge nicht, und auf Herbert hatten diese einen so unverwischbaren Eindruck gemacht, daß er dieselben auch ohne das helle Mondlicht erkannt haben würde.

Die jähe Wirkung dieses Erkennens machte Herbert unfähig, den Vortheil seines Angriffs zu benutzen. Wie fest er auch seinen Mann gepackt, seine Ueberraschung gab van Geert Gelegenheit zu einer schnellen und gewaltsamen Wendung, die alle Vortheile auf seine Seite brachte. Erprobt in zahllosen persönlichen Gefahren, wie es dieser Abenteurer war, benutzte er den Vortheil der Sekunde und leblos sank Herbert mit einem Schmerzenslaut von der Mauer in das Weinlaub des Gartens zurück.....

Van Geert, als er sich in Deutschland durch das plötzliche Verschwinden der beiden Freunde seines Zwangsmittels gegen Don Manuel beraubt sah, war es nicht schwer geworden, die Spuren seiner Flüchtlinge zu finden; entschlossen, denselben jenes Papier zu entreißen, das die schöne Ines in seine Hand lieferte, hatte er die Spur verfolgt und in Genua die zuverlässigsten Nachrichten über Beide erhalten.

Auch diese Nachrichten schienen ihm günstig. Van Geert kannte den großen italienischen Patrioten aus der Zeit, wo dieser in Südamerika kämpfte; mit seiner Hülfe mußte er die Flüchtigen finden, seit er bestimmt wußte, daß dieselben unter den Rothhemden waren, und wie wir sahen, begünstigte ihn auch hier das Glück. Enrico's bei Milazzo bewiesene Tapferkeit

machte es van Geert leicht, den jungen Helden aus einer Armee herauszufinden, deren Listen so unvollkommen, daß diese schwerlich ihm hätten Auskunft geben können.

Van Geert hatte auch insofern richtig kalkulirt, als er annahm, daß, wenn jenes wichtige Papier noch in Händen der beiden Freunde war, dasselbe bei Rudolf zu finden sein müsse. Dem Schurken ist das Glück immer günstiger als dem redlichen Mann und dieses spielte ihm noch in derselben Nacht den Schatz in die Hand, um dessenwillen er gekommen war.

Seines Sieges gewiß, kehrte van Geert, der jetzt bereits seit drei Wochen unterwegs war, nach Neapel zurück, um in dem wonnigen Parthenope noch einige Wochen seinem Vergnügen zu leben und von dort aus nach Deutschland zurückzukehren. Daß er seinen Schatz durch einen Mord erobert, machte seinem Gewissen wenig Sorge.

Wir sahen ihn an Bord des Capitole durch die Meerenge fahren, ja selbst Enrico hätte ihn sehen können, da derselbe gerade als der Capitole an den Gärten von Pontano vorüberdampfte, am Ufer stand und rathlos in das blaue Wasser hinausstarrte.

Der erste Sonnenstrahl, welcher durch das Magnolien-Laub der Gärten drang, hatte Enrico bereits aus einem sehr wenig erquickenden Schlummer geweckt. Zerstreut wie er war, hatte er den Verlust seiner Brieftasche, des Einzigen, was ja der Soldat im Felde bei sich zu tragen pflegt, noch nicht bemerkt.

Stunden lang hatte er auf Herbert gewartet, der seit sie in diesen Dörfern lagen, jeden Morgen schon nach Tagesanbruch bei ihm zu sein pflegte. In seiner Ungeduld hatte er

einen der Ragazzi in Herbert's Bivouak gesandt, dieser aber hatte ihm die Nachricht gebracht, daß das Piket gegen Morgen plötzlich Marschordre erhalten und vor Sonnenaufgang schon abmarschirt sei; wohin, das wußten die Fischer nicht zu sagen.

Lag hierin auch nichts Ungewöhnliches, so begriff doch Enrico nicht, weßhalb er von Herbert keine Nachricht erhalten. War auch der Befehl noch so schnell gekommen, so hätte Herbert wenigstens einen der Fischer mit einer Botschaft an ihn beauftragen können. Jetzt stand, wie man allgemein behauptete, der Uebergang der Garibaldini zum calabrischen Festland in wenigen Tagen bevor; auch seine Abtheilung konnte jede Stunde Befehl zum Aufbruch erhalten und in diesem Falle war er für längere Zeit von Herbert getrennt, da der Marsch durch Calabrien und die Kämpfe, welche drüben zu erwarten waren, wenig Aussicht für ein Zusammentreffen boten.

Der Unglückliche fühlte sich doppelt verwaist; ihn beschlich eine namenlose Angst vor sich selbst. Herbert hatte ihn stets vor den Anfechtungen in Schutz genommen, mit welchen er sich selbst bestürmte, Herbert hatte ihn stets zu zerstreuen gewußt; jetzt aber stand er allein, ein Spielball seiner Phantasien, seiner Vorwürfe, seiner Schmerzen.

Stunden verstrichen. Die Sonne stand bereits hoch über der Meerenge und brannte mit versengender Gluth auf die Häupter der armen Ragazzi herab, während die Hitze wie Blei in die Adern der unter dem Weinlaub und Zuckerrohr Lagernden schlich. Da plötzlich traf eine Staffette aus Messina in Pontano ein, welche auch der Abtheilung Enrico's den Befehl zum sofortigen Aufbruch brachte.

Auf der ganzen Straße von Messina bis zum Faro herrschte heute eine mehr als gewöhnliche Aufregung; man erzählte sich, die Königlichen hätten in der Nacht einen Ausfall aus der Festung gemacht, Andre wieder behaupteten, der „Sbarco", der Uebergang, solle bereits in dieser Nacht geschehen, die Schiffe lägen schon bei Milazzo bereit, Alles sei fertig, um die Königlichen drüben in Reggio anzugreifen.

In der That hielt Garibaldi den Augenblick für gekommen. Seine zuverlässigsten Leute waren bereits in den calabrischen Bergen vertheilt, um in dem Momente, wo er das Ufer betrat, im Rücken der Königlichen eine Schilderhebung durch ganz Calabrien zu veranlassen.

Die Ereignisse in der Meerenge von Neapel, der Uebergang des Diktators, das Gefecht von Reggio, die Käuflichkeit und Feigheit der neapolitanischen Generale Ghio, Melendez und Briganti, welche mit ihren Brigaden die Waffen streckten, als der Diktator den Versuch machte, für einige, diesen Verräthern zu opfernde Tausend Scudi das Blut seiner Ragazzi zu sparen, alle diese Vorgänge sind noch so frisch in der Erinnerung des Lesers, daß sie hier nur der Andeutung bedürfen.

Schon am Tage nach der Landung des Diktators war ganz Calabrien und die angrenzenden nördlichen Provinzen insurgirt und der Weg für die andringende National-Armee bis zur Hauptstadt gebahnt.

XXI.

Am Golf.

Enrico's Abtheilung gehörte zu denjenigen, welche unter dem Jubel der Bevölkerung den zwar stolzen, aber mühseligen Weg durch Calabrien und Basilicata nach der Hauptstadt zurückzulegen hatten, während das Gros auf Schiffen befördert wurde. Ihre einzige Entschädigung bestand darin, Zeugen der Triumphe zu sein, welche dem Sieger von Palermo, Milazzo und Reggio bereitet wurden.

Vergeblich hoffte Enrico auf diesem Marsche mit den Ragazzi seines Freundes zusammen zu treffen. In der Hast des Vordringens vermochte Niemand zu sagen, welchen Weg die einzelnen Abtheilungen der National-Armee genommen, man wußte nur, daß ein großer Theil derselben den kürzeren und bequemeren Seeweg auf den eroberten königlichen Schiffen zurücklegen werde.

So erreichte Enrico mit seinen Kameraden unter dem Zujauchzen der Menge die Stadt Castellamare am reizenden Ufer des Golfes von Neapel. Mit Lorbeern bekränzt, aber mit zerrissenen Schuhen und wunden Füßen zog die Spitze der National-Armee in dem Städtchen ein, und ward hier mit der

Nachricht empfangen, daß die Bourbonen in der Nacht ihre Residenz verlassen, um sich auf die Feste von Gaeta zurückzuziehen.

Wie in Neapel selbst ward in Castellamare und allen den kleinen Städten und Dörfern, welche den blauen Golf umgürten, Garibaldi zum Diktator ausgerufen und dieser, eben am frühen Morgen hier eingetroffen, erwartete die Deputation der städtischen Behörden, welche ihn nach Neapel einzuholen bereit stand.

Die verhaßte Dynastie der Bourbonen, welche seit der Restauration die eine Hälfte der Nation zu Strang und Kerker verurtheilt, die andre durch die scheußlichste Corruption des Beamtenthums zu Idioten gemacht hatte und durch ihre Laster endlich selbst dem Blödsinn verfallen, sie war von der Nation des Thrones verlustig erklärt worden. Ganz Neapel jauchzte auf, als sich am Abend vorher die Nachricht verbreitete: „Il Re parte!“ (der König reist ab), die Häuser und Straßen der Hauptstadt erglänzten die Nacht hindurch in Tageshelle; berauscht von der Wonne der Freiheit wälzte sich die Bevölkerung durch den Toledo, Hymnen singend und die Bourbonen verfluchend; selbst die Priesterschaft, der mehr als den corrumpirten Beamten noch an der Erhaltung der blutigen Idioten-Regierung gelegen sein mußte, sie machte gute Miene zum bösen Spiel; ein Theil der jüngeren Priester schmückte die Soutane mit der Tricolore und jubelte dem Freiheitsmorgen entgegen.

Nie hat ein Volk ausgelassener und wilder seine Freiwerdung gefeiert als das von Neapel; es war ein Volk von Kindern, in moralischer und politischer Unreife erhalten durch die

strafwürdigste Tyrannei und den schnödesten Mißbrauch der Gewalt. Was ihm an Lastern oder Untugenden anklebte, das verdankte es dem Regiment der Bourbonen, die hier buchstäblich in ihren eigenen Sünden untergingen. Was an diesem Morgen, ja während der ersten Freiheitstage in Neapel vorging, war mit keinem Maßstabe der Vernunft zu messen, es war der Ausbruch der Freude einer Nation, die in jeder Beziehung unmündig und also unzurechnungsfähig vor dem Richterstuhl des Verstandes.

Nur so auch ist der kaum erhörte Umstand zu erklären, daß Garibaldi feierlich vom Volke eingeholt werden konnte, während die Castels von Neapel, das Castel Nuovo, das Castel del Uovo und das Castel St. Elmo, welche die ganze insurgirte Stadt beherrschten, noch mit einer Garnison von mindestens zehntausend Mann der königlichen Soldaten besetzt waren, die erst wenige Tage darauf die Waffen streckten.

Erst am Tage nach der Einholung des Diktators begann der feierliche Einmarsch der Garibaldini in die von der königlichen Familie verlassene Stadt. Enrico's Abtheilung gehörte zu den ersten Colonnen, welche den Toledo betraten unter einem Blumenregen, unter den von allen Balkonen wehenden Tricoloren, unter dem tausend- und abertausendstimmigen „Evviva il Dittatore! Evviva la Patria! Evviva la Libertà!“

Theilnahmslos hatte Enrico, einem Automaten gleich, den kampflosen, aber desto beschwerlicheren Marsch bis hieher zurückgelegt. Abgestumpft gegen alle äußeren Vorgänge, selbst gegen das erhebende Schauspiel, welches ihm und seinen Kameraden die aufathmende, jubelnde Bevölkerung der Städte und Dörfer

bereitete, achtete er ebensowenig die Strapazen dieses Marsches; stumpfsinnig that er seine Schuldigkeit, eine Maschine. Er achtete nicht darauf, daß seine Blouse ihm in Fetzen am Leibe hing wie ja den meisten seiner Kameraden, ihn kümmerte es nicht, daß seine Füße brannten von der Berührung des sonndurchglühten Bodens, er fühlte nicht den Druck der Hitze auf sein Gehirn, unter welchem so mancher seiner Kameraden ohnmächtig zusammensank. Sein ganzes Aeußere glich dem des ärmsten aller Ragazzi, sein Antlitz war dunkelbraun gefärbt von der Sonne, wild und vernachlässigt bedeckte der Bart ihm Wange und Kinn. Was galt ihm das Alles, der sich jetzt auch von dem Letzten getrennt sah, was ihm theuer gewesen, von Herbert, der auch das Letzte noch verloren, was ihm als sprechende Erinnerung geblieben, die Briefe von Ines, welche er in seinem Portefeuille auf der Brust verwahrt, und der als Lebensmüder sich auch in der letzten Hoffnung betrogen sah, in Kampf und Sieg, im Getümmel der Schlacht sich selbst zu vergessen und den ersehnten Tod zu finden.

Erst an dem großen Morgen, wo die Spitze der National-Armee in die Hauptstadt des Königreichs einzog, lichtete sich der Blick des armen Enrico. Die Hoffnung, Herbert hier zu begegnen, wo sich doch das Gros der Armee sammeln mußte, belebte ihn von Neuem. Des Jubels nicht achtend, welcher ihn und seine Kameraden mit Blumensträußen übersäete, hing sein Auge nur an den Ragazzi, welche er vor dem Palazzo, in den Garibaldi eingezogen war, aufmarschirt sah. Vergeblich aber suchte er hier, suchte er auf dem Platze der Inquisition, auf welchem sein Bataillon sich aufstellte; vergeblich irrte er am Abend in den

von Wagen und Fußgängern überfüllten Straßen, vielleicht der einzige Theilnahmlose in der von Freude überschäumenden Bevölkerung.

Acht Tage waren seit dem Einzuge des Diktators in Neapel verstrichen. Enrico hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, seinen Freund wieder zu sehen. Die Zustände, wie sie hier waren, boten wenig Aussicht auf kriegerische Ereignisse, denn auch die Garnison von St. Elmo hatte sich ergeben. Was noch bevorstand, war die Eroberung von Gaeta und die Vertreibung der Bourbonen aus diesem letzten, aber stark gesicherten Asyl, und bis dahin gab es Wochen, vielleicht Monate der vollkommensten Unthätigkeit, welche der Arme zu fliehen alle Ursache hatte.

Enrico stand mit seinen Kameraden als Vorhut der Ragazzi bei Capua, den Posten der Königlichen gegenüber. Unfähig, die Stille dieses Garnisonlebens zu ertragen, noch unschlüssig mit sich selbst, ob er die Fahne verlassen und einen andern Schauplatz der Thätigkeit suchen solle, erschien er fast täglich in Neapel, um hier immer wieder von Neuem seine Nachforschungen Herbert's wegen zu betreiben. Und wirklich schien ihn endlich das Glück zu begünstigen.

Vom Largo del Palazzo nach Santa Lucia hinabschlendernd, erblickte er eines Morgens vor dem Albergo di Roma einen Posten, dessen Gesicht ihm einen Freudenruf entlockte. Es war einer der Ragazzi Herbert's, dessen Bataillon also endlich in Neapel eingetroffen sein mußte.

Ueberglücklich stürzte er auf die Schildwache zu, die auch ihn erkennend freudig salutirte.

Es war ein schmächtiger Calabrese von kränklichem Aussehen; sein dunkles Auge aber leuchtete, als er Enrico erkannte.

„Wann seid Ihr hier in Neapel eingerückt?“ fragte ihn Enrico hastig.

„O, Signore, wir sind erst vorgestern hier gelandet. Man hatte uns auf einen traurigen Posten geschickt und so sind wir denn wohl mit den Letzten hier eingetroffen!“ antwortete der Ragazzo die Achsel zuckend.

„Und Signore Herbert?“ fuhr Enrico mit derselben Hast fort.

Der Ragazzo, der den Fragenden oft in seinem Bivouak bedient, da er Herbert's besondere Gunst genossen, machte ein trauriges Gesicht und schaute Enrico erstaunt an.

Dieser erbebte, als er den sonst so lebendigen Burschen plötzlich so traurig sah.

„Sprich, wo ist Herbert!“ rief er, den Burschen bei der Schulter packend.

„So wissen Sie also nicht? ... Freilich wir erhielten in derselben Nacht unsre Marschordre, und wir hatten ja kaum die Zeit, dem armen Signore Herbert die letzte Ehre zu erweisen!“

Enrico fuhr zusammen; sein gebräuntes Antlitz nahm eine fahle, krankhafte Farbe an. Er riß dem Ragazzo die an dessen Schulter lehnende Muskete fort, um sich zu stützen.

„Aber bei der heiligen Mutter Gottes, Signore, so wissen Sie wirklich nicht ...?“ rief der Ragazzo, ihn aufrecht erhaltend.

„Nein ... nichts ... Sprich!“ stammelte Rudolf hervor, dessen Auge sich umschleierte, während er sich taumelnd von dem Calabresen stützen ließ.

„Es thut mir leid, Signore, Sie betrüben zu müssen; ich weiß, Sie liebten ihn, wie wir Alle! ... Um so größer war unser Schmerz, als man ihn in der Nacht leblos mit einem Messerstich in der Seite im Garten fand. ... Obgleich er ganz in der Nähe der Kameraden starb, hat er doch gewiß nicht um Hülfe gerufen, denn sicher würde Einer von ihnen erwacht sein. ... Aber Madre di Dio,“ unterbrach sich der Ragazzo in seiner Erzählung, da Rudolf ihm so schwer im Arm wurde, daß er ihn kaum zu halten vermochte. „Er ist ohnmächtig, er stirbt! ... Zu Hülfe!“ schrie er in das Portal des Hôtels hinein, aus welchem ihm sofort mehre der hier umherlungernden Facchini zur Seite sprangen.

In der That fanden diese einen Ohnmächtigen, welchen der Soldat nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Die Facchini, in der Aussicht auf ein vorzügliches Trinkgeld, bemächtigten sich sofort des Unglücklichen und trugen ihn in den Flur, während ein Dritter auf die nächste Thür zusprang, diese aufriß und seine Collegen mit dem Ohnmächtigen in das Zimmer treten ließ.

In diesem befand sich eine in tiefe Trauer gehüllte Dame, die das bleiche Antlitz auf die Hand stützend am Tische saß und in das Wasser des den Fuß dieses Hauses bespülenden Golfs hinabblickte, während ein ebenfalls ganz schwarz gekleideter Herr, die Arme auf der Brust kreuzend, sich an ein Consol lehnte und den scharfen Blick auf das bleiche Antlitz der Dame gerichtet hielt.

Ein Ausruf des Schrecks entfloh den Lippen der Dame, als sie die Thür so hastig öffnen und die beiden Facchini mit ihrer Last hereintreten sah.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief sie mit fremdem Accent, indem sie sich bestürzt erhob und bebend die Hand auf den Tisch stützte.

„Ein Unglücklicher, Eccellenza, der draußen leblos zusammengesunken!“ antwortete einer der Facchini, dem Andern zum Sopha winkend. „Die Barmherzigkeit, Eccellenza, gebietet Ihnen, dem Armen ein Lager zu gönnen! Um der heiligen Madonna willen, gestatten Sie, Eccellenza ...“

Die Dame war inzwischen vom Tische zurückgetreten, während der Herr nicht das geringste Zeichen der Theilnahme verrieth. Die Facchini legten eben den Ohnmächtigen auf das Sopha, als ein alter Diener durch die offen gebliebene Thür vom Flur ihnen nachstürzte und die Hände ringend diesen Einbruch in das Gemach seiner Herrin mit ansah, ohne demselben wehren zu können.

„Ein Todter! ... Ein Todter!“ jammerte er in deutscher Sprache. „Großer Gott, was ist geschehen!“

„Achtung vor dem Unglück!“ rief ihm die Dame gebietend in derselben Sprache zu. „Man eile zum Arzt! Eine Belohnung für den, welcher ihn zuerst herbeischafft!“ setzte sie, zu den Facchini gewandt, hinzu, die kaum von Belohnung hörend davon sprangen.

Der alte Diener, der jetzt Raum fand, eilte zitternd an das Sopha und blickte mitleidig in das bärtige Antlitz des Ohnmächtigen, während seine Herrin in das Nebenzimmer eilte,

um selbst Hülfe herbei zu schaffen. Eben kehrte sie zurück, als sie ihren Diener mit einem Schrei der höchsten Bestürzung vom Sopha zurückprallen und ihn so entkräftet sah, daß er selbst einer Leiche ähnlich war.

„Um des Himmels willen, gnädiges Fräulein!“ stammelte er. „Sind diese alten Augen noch des Erkennens fähig, so ... Gottes Barmherzigkeit!“ setzte er hinzu, indem er sich auf einen Stuhl sinken ließ und beide Hände faltete ... „Ist es ein Traum, ist es Wahrheit ... Ist es nur Möglichkeit!“ ...

Die Dame hatte den Alten fragend und erschreckt angeblickt, während der Herr an dem Consol die ersten Zeichen von Theilnahme gab. Verwirrt schritt sie zum Sopha und wollte sich eben über den Unglücklichen beugen, als die Wasser-Karaffe ihrer Hand entglitt, klirrend und das Parket überschwemmend in Stücke zersprang und sie selbst mit einem gellenden Schrei vor dem Sopha zusammenbrach.

„Rudolf ... Rudolf!“ flüsterten ihre Lippen, während ihre Hände bebend den Arm des Daliegenden suchten, seine Hand an ihren Mund führten und sie dieselbe zitternd, schluchzend und endlich mit den halb artikulirten Worten: „Er lebt! Er ist gefunden!“ an ihren Mund preßte.

Diese Worte flößten auch dem alten Diener wieder Leben ein, verursachten aber auch zugleich eine heftige Bewegung des Herrn, der seine Hände ballend unwillkürlich einen Schritt in's Zimmer that.

„Carajo!“ murmelte er die Zähne zusammenbeißend und mit einem Blick auf die seltsame Scene, welcher der Hölle selbst entwischt schien.

Inzwischen erinnerte sich Ines, denn sie war die Dame in Trauer, in welcher Lage sie den Geliebten wieder gefunden. Todesangst wich der Freude, welche sich auf ihrem Antlitz spiegelte; sie sprang auf, beugte sich über den Ohnmächtigen, bedeckte die Stirn, die Schläfen desselben mit ihren Küssen, rang die Hände und wandte sich dann an den in höchster Verwirrung hinter ihr stehenden Diener.

„Ortmann!“ rief sie mit bebender Stimme; „eile und rufe die ganze Dienerschaft des Hôtels! Man soll zum Arzte schicken, und Du ...“

In diesem Augenblick sprang Ortmann, dessen Auge sich nicht von Rudolf gewandt, zum Sopha.

„Er lebt! Er lebt, gnädigstes Fräulein!“ rief er außer sich, und allen Respect gegen seine junge Herrin vergessend, ergriff er die Hand des Unglücklichen, die er soeben sich bewegen gesehen hatte, und blickte ihm in das braune Gesicht. „Er lebt! Er schlägt das Auge auf! ... Gott im Himmel, welch ein Glück! ... Herr von Heinrichsfeld! Lieber, theurer Herr von Heinrichsfeld,“ setzte er mit der innigsten Theilnahme hinzu, indem er sich über diesen beugte, „kommen Sie zu sich! Was Ihnen auch begegnet sein mag, Sie sind umgeben von alten Freunden, die überglücklich sind, Sie wieder gefunden zu haben! ... Erkennen Sie mich denn nicht?“ fuhr er fort, indem er beide Hände Rudolf's ergriff und sie an seine Brust drückte. „Ich bin ja Ortmann, der mit seinem gnädigen Fräulein hieher gereist, um Sie zu suchen! ... Ja, ja, ich bin Ortmann!“ wiederholte er, „und hier ist auch Fräulein Ines, hier ganz in Ihrer Nähe ... Hier ...“

Hätte Rudolf bereits in den Armen des Todes gelegen, dieser Name würde ihn erweckt haben. Während Ortmann ihn an den Händen zerrte, um ihn in das Leben zurück zu führen, war Ines ihm zu Häupten getreten, beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn des Ohnmächtigen.

Hatte schon der Name der Geliebten, die Stimme Ortmann's eine wiederbelebende Wirkung auf ihn geübt, so genügte dieser Kuß, ihn auch aus der Verwirrung zu reißen, welche beim Erwachen seine Sinne umfing.

Wie von einem elektrischen Strom durchzuckt fuhr er zusammen; er öffnete das Auge weit und starr, er blickte in das bleiche Antlitz der Geliebten. Zwei helle, klare Thränen der Freude perlten aus ihrem großen dunkeln Auge auf seine gebräunten Wangen.

Und Ortmann seine von diesem noch immer freudig umklammerten Hände entreißend, hob er diese, als wolle er sich überzeugen, ob das Alles nur ein Traum sei. Noch verwirrt, der Wirklichkeit mißtrauend und unfähig, das wunderbare, ihm unmöglich erscheinende Bild zu fassen, entzückt durch den Blick in dieses seelenvolle Auge, das ja seinen ganzen Himmel einschloß, nicht vermögend, sich zu erheben, denn seine Ohnmacht war nicht nur die Folge des Schrecks allein, sondern auch der gänzlichen Erschöpfung seiner Kräfte nach so langer Seelenqual, schlang er die Arme um den Engelskopf, der sich über ihn gebeugt. Und die Wirklichkeit bestätigend, bedeckten zwei weiche, warme Lippen seinen Mund mit den glühendsten Küssen. Diese

Lippen riefen seinen Namen mit einer Inbrunst, die aus der Tiefe eines von Wonne überströmenden Herzens kam.

„Ines! ... Ines!“ rief er endlich, mit matter, fast gebrochener Stimme, während auch sein Auge sich feuchtete und mit unnennbarem Entzücken das lebende Traumbild der Geliebten betrachtete. „Bist Du es wirklich? Kannst Du es wirklich sein? Du, die mir fluchen sollte, Du erscheinst mir in dem Augenblick, wo es mir war, als sollten körperliche Erschöpfung und ein Uebermaß von geistigen Foltern diesem trostlosen Leben ein Ende machen! ... Sag' mir noch einmal, damit ich es glauben darf: bist Du es, Ines, oder ist es nur ein Spiel meiner Phantasie? ... Sprich, Ines, o sprich noch einmal! ... Ich halte Dich in meinen Armen; ich fühle, daß Du es bist, daß ich in der Wirklichkeit lebe ... Aber meine Sinne sind so verwirrt, meine Kräfte sind so erschöpft, daß mir nicht die Kraft bleibt zu fassen, was ich sehe ... O sprich, bist Du es wirklich, oder ist der Himmel nur ein Traum, der sich mir in diesem Auge wieder öffnet!“

Ines kniete, da Ortmann zurückgetreten war, neben seinem Lager nieder, während Rudolf, ihrer Bewegung folgend, sich mühsam aufrichtete. Jetzt sah er die ganze herrliche Gestalt des heißgeliebten Mädchens, er sah, wie sie vor ihm niederkniete und seine Hand ergriff. Einen Kuß auf ihre Stirn drückend, blickte er sie mit dem höchsten Seligkeitsgefühl an. Sein Auge haftete dabei betroffen auf ihrer Trauerkleidung.

„Ja, ja, Du bist's!“ rief er, sie zu sich hinaufziehend. „Was mir unmöglich schien, Deine Vergebung, Ines, Du selbst bringst sie mir und dort ist auch unser Ortmann, der Schutz=

geist unserer Liebe! ... O Dank, tausend Dank! Und auch Ihnen, Ortmann, auch Ihnen meinen Dank! ... Großer Gott, wie ist es nur möglich, mit so viel Wonne überschüttet zu werden in einem Augenblick, wo ich dieses qualvollen Lebens überdrüssig schon mit Gedanken umging, die mir jetzt als ein Verbrechen erscheinen!“

„Rudolf,“ begann Ines, während ihre Hand in der seinigen ruhte, sie den Druck derselben mit Herzlichkeit erwiederte und ihr Auge überglücklich auf seinem von der Sonne gebräunten männlichen Antlitz ruhte. „Wenige Worte werden genügen, Dir Alles zu erklären. Du siehst mich in Trauer und ehrst wohl die Bedeutung derselben. Mein Vater starb wenige Tage nach unserer Trennung an einem Herzschlag; meine arme Mutter, untröstlich in dem Gedanken, daß er ohne Versöhnung von ihr geschieden, daß er ihr nicht einmal gestattet, an sein Sterbebette zu treten, verfiel in einen Zustand, der mich zwang, dem Verlangen der Aerzte nachzugeben und ihre Pflege und Heilung dem Leiter eines Institutes zu übergeben, welcher versprach, um den Preis einer kurzen Trennung von ihr mir die Mutter vollständig geheilt zurück zu bringen. Ich stand allein. All' mein Sinnen und Denken galt nur Dir, mein Rudolf! Wie schwer die Anklage auch war, welche Du gegen Dich selbst gerichtet, ich verzieh Dir von dem Augenblick ab, wo ich selbst jenes Weib ...“

Ein heftiges Zucken von Rudolf's Hand in der ihrigen verrieth Ines, wie peinlich ihm die Berührung dieses Gegenstandes war.

„Verzeih, Rudolf, wenn ich nichts verschweige, denn

zwischen uns soll Alles Klarheit und Wahrheit sein! Was ich spreche, dient nur zu Deiner eignen Rechtfertigung. Ich verzieh Dir von dem Augenblick ab, wo ich dieses unglückliche Weib kennen lernte. Sie selbst übernahm alle Schuld, sie selbst gestand mir, daß sie die Schuldige gewesen, und frei von Vorurtheilen gegen ein Herz, Rudolf, das ich besser zu kennen glaube als die Welt, gab es in dem meinigen nur Verzeihung, Entschuldigung. Leider wies sie jeden Beistand zurück und wenige Tage später am Sterbebette meines armen Vaters traf mich die Nachricht, daß sie den Tod gesucht und gefunden... Als ich die Leiche des Vaters dem Schooße der Erde übergeben, litt es mich nicht mehr an dem Ort, der mir nur trübe Erinnerungen bieten konnte. Ich forschte nach Dir; niemand wußte mir von Deinem Verbleiben zu sagen. Ich reiste zu Deiner Mutter ..."

Eine Thräne rann hier über Rudolf's Wange; er barg die Stirn in der Hand.

„Meine arme, arme Mutter!" sprach er schmerzvoll vor sich hin.

„Ich fand sie allerdings in Thränen, aber ich tröstete sie mit dem Versprechen, ihr den Sohn und mir den Geliebten zurückzuführen. Sie war die einzige, die Nachricht von Dir hatte; sie zeigte mir den Brief, den Du von Genua aus an sie gerichtet und in welchem Du ihr schriebst, Du sähest die einzige Rettung für Dich in einem Entschluß, der mich zwar mit Angst, aber auch zugleich mit Stolz erfüllte ... Nur einen Tag verweilte ich bei der würdigen Frau, der besten Mutter eines verirrten Sohnes. Ortmann war bereit, mich auf meiner

Reise zu begleiten, die für mich, die ich bereits den weiten Weg über den Ozean gemacht, nichts Abschreckendes hatte. Der Zufall begünstigte mich, indem er mich unterwegs mit einem trauernden Vater zusammentreffen ließ, der seinem Sohne nachreiste, den der Enthusiasmus und der Thatendrang heimlich aus dem Vaterhause hieher geführt. Wir stiegen vor acht Tagen in diesem Hause ab und gestern noch beneidete ich ihn um das Glück, das ihn den Verlorenen wiederfinden ließ. „Mir," setzte sie in verändertem Ton hinzu, „führte ein ich darf nicht sagen: günstiger Zufall einen Mann in den Weg, den zu suchen ich keine Veranlassung hatte, da ich berechtigt bin zu glauben, daß wir Beide nur ihm unsre Leiden zu danken haben ... Herr van Geert, den Du hier vor uns stehen siehst ..."

Der Name dieses Mannes ließ Rudolf wie vor der Berührung einer glühenden Kohle zusammen fahren. Er blickte auf und erkannte in der That in dem am Spiegel noch immer bewegungslos dastehenden Manne denselben, der mit so teuflischer Genugthuung ihm seinen Ruin verkündet und den er erst vor wenigen Wochen im Lager vor Messina gesehen zu haben glaubte.

Rudolf's Antlitz erbleichte bei seinem Anblick unter der braunen Tünche der Sonne; er entriß Ines seine Hand, ballte dieselbe und wollte trotz seiner Schwäche aufspringen, sah sich aber von Ines' Armen umschlungen und festgebannt.

„Beruhige Dich, Rudolf," sagte Ines mit der größten Gelassenheit. „Gestern und selbst heute noch, als er wieder bei mir erschien, fühlte ich ein Grauen vor diesem Manne und den finstern Plänen, die sich auf seinem Gesichte zeichnen. Das

Schicksal selbst hat alle diese Pläne vereitelt, wenn es ihn auch anfangs zu begünstigen schien. Ohne von dem Tode meines Vaters zu wissen, trat er gestern mit demselben verhängniß-vollen Papier vor mich, durch welches er meinen Vater der Verachtung der Welt, der Schande Preis zu geben in meiner Gegenwart erklärte, wenn ich ihm nicht meine Hand reiche. Don Manuel verantwortet bereits jenseits vor einem höheren Richter was ihm die Welt vielleicht nicht verziehen haben würde. Trotzdem schien ihn diese Mittheilung in seiner Zuversicht nicht irre zu machen; er stieß Drohungen gegen mich aus, die mich, die ich hier jedes Schutzes entbehre, allerdings erzittern machten; jetzt aber, da ich Dich wieder habe, verachte ich diese Drohungen und bitte ihn, mich seiner Gegenwart zu entheben."

Bei diesen Worten erhob sich Ines und sandte van Geert in majestätischer Haltung einen verächtlichen Blick zu.

In Rudolf's Kopfe ging es wirr durch einander. Jene Vision am Ufer der Meerenge, der Verlust seines Portefeuilles, das in demselben aufbewahrte Papier in der Hand dieses Menschen, der unerklärliche Tod Reinhard Herbert's ... Rudolf entsetzte sich vor dieser Combination, und dennoch war sie nur allzu gerechtfertigt.

Sein Blut gerieth in Gährung, die fürchterliche Nachricht von Reinhard's Ende, die ihm soeben erst geworden, hatte noch ihre ganze entsetzliche Frische.

„Teufel in Menschengestalt! ... Man hole den Posten herein," schrie er aufspringend, da eben einer der Facchini mit einem Arzt in's Zimmer trat. „Dieser Mann dort ist der

Mörder eines meiner Kameraden! .. Holt den Posten! Eilt zum Largo del Palazzo; man soll zwei Mann der Wache senden!"

Rudolf schien seine körperliche Schwäche durch die Aufregung ganz überwunden zu haben. Während der Facchino hinauseilte, stand er bereits wenige Schritte von van Geert entfernt und maß diesen mit wuthleuchtenden Augen.

Van Geert's Ruhe war unerschütterlich. Ein verächtliches Lächeln war die ganze Antwort auf diese Anklage.

Inzwischen trat der Ragazzo ein, der draußen den Posten hielt.

„Diesen da übergebe ich Deiner Obhut; mit Deinem Leben stehst Du mir für seine Person!" rief Rudolf dem Calabresen zu. Dieser salutirte, setzte die Muskete an den Fuß und faßte sich seinen Mann in's Auge. „Santa Madonna!" murmelte er verständlich genug, „ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht derselbe ist, der, als ich mit einigen Kameraden gegen Morgen vor unserm Aufbruch von Messina nach Pontano zurückkehrte, mich über den Haufen ritt, von meinen Kameraden eingeholt wurde und sich nur durch eine handvoll Scudi von uns loskaufte. Er gab sich für einen Ragazzo aus, der ihn begleitende Messinese aber nannte ihn Eccellenza und vertraute uns, er sei weit her gekommen und ein Freund des Dictators. Das war sein Glück; wir würden ihn sonst als verdächtig in's Lager geschleppt haben."

„Deine Aussage genügt. Du haftest mir für seine Person, bis ihn die herbei geholte Wache übernimmt!" befahl Rudolf.

Eine Pause trat ein. Van Geert's Antlitz trug dasselbe

diabolische Lächeln, während er ironisch Rudolf's Entrüstung beobachtete. Erst als abermals die Thür sich öffnete und wirklich zwei Garibaldini herein traten und an der Thür Posto faßten, durchfuhr ihn ein leichtes Zucken.

„Diesen da nehmt mit Euch und bewacht ihn sorgfältig. Er ist der Mörder eines Eurer Offiziere!“

„Birbante!“ murmelte einer der Garibaldini, während der Posten wieder aus dem Zimmer trat, van Geert mit rachsüchtigen Augen messend. „Er soll uns nicht entkommen! ... Avvanti!“ damit packte der Garibaldino, ein handfester, bärtiger Mensch, van Geert sehr unsanft beim Arm.

Dieser schüttelte sich die Hand des Soldaten ab und trat zurück. Mit einem flüchtigen, frechen Blick auf die Gruppe, welche Rudolf, Ines und Ortmann bildeten, schritt er den Soldaten voran zur Thür.

„Auf Wiedersehen!“ rief er Rudolf zu; und sich zu den Soldaten wendend setzte er hinzu: „Führt mich zum Dictator, der Euch sagen wird, wer ich bin und an wem Ihr Euch vergreift!“

Ein Faustschlag in den Rücken van Geert's, der ihn von dem Soldaten traf, störte ihn in der theatralischen Würde, mit welcher er den Schauplatz zu verlassen gedacht, und befreite Ines von der Gegenwart eines Mannes, der ihr um so mehr Furcht und Grauen eingeflößt, als er den für ihn so glücklichen Zufall, der Schutzlosen gerade hier in einer Stadt zu begegnen, in welcher augenblicklich alle Bande der Ordnung zerrissen waren, benutzt hatte, um sie durch Drohungen zu einer

Nachgiebigkeit zu zwingen, welche von Don Manuel zu ertrotzen der Tod desselben unmöglich gemacht hatte.

Der alte Ortmann athmete erst auf, als er den „Schwarzen,“ eskortirt von den beiden Soldaten, im Hausflur verschwinden sah. Er schloß die Thür, kehrte in's Zimmer zurück und blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung, als er sah, mit welcher Innigkeit Ines sich in Rudolf's Arme geworfen und das Glück des Wiedersehens in überschwenglicher Weise genoß. Erst als Rudolf ihn bemerkte, eilte er auf diesen zu und drückte die Hand des jungen Mannes an seine Lippen.

„Gott hat Alles besser gefügt als wir je zu hoffen wagten!“ rief er mit Salbung. „Unter Ihrem Schutze werden wir sicher vor diesem Bösewicht sein!“

Rudolf, der in seiner Ines' Gegenwart plötzlich wieder aufgelebt, mußte jetzt seine Erlebnisse erzählen. Er that dies, während Ines in unsäglichem Glück ihm jedes Wort von den Lippen las. Als er von dem unglücklichen Geschick des armen Reinhard erzählt, wand er sich schonend aus den Armen der Geliebten, sprang auf und gürtete den Säbel um.

„Laß mich eilen,“ rief er, „um für die Unschädlichkeit dieses Schurken zu sorgen, damit er uns nicht noch einmal in den Weg tritt! Ich habe keine Ursach, ihn zu fürchten, aber der bloße Anblick dieser Schlange ist hinreichend, mir jeden Genuß des Lebens zu vergiften! ... Wenn ich wiederkehre, Ines, sollst Du einen Anderen an mir sehen. Wie ich jetzt bin (er blickte auf seine vernachlässigte Uniform), bin ich das Urbild eines lebenssatten Menschen, der mit der Welt längst abgeschlossen, eines Kranken, der sich selbst aufgegeben und nur noch mit einer

Faser an diesem Dasein hing. Wie ich dastehe, erscheine ich mir selbst äußerlich wie ein Bettler, ein Vagabond, wie ein vertriebener verarmter Königssohn, der plötzlich seine Krone wiedergefunden. Meiner stolzen, schönen Ines gegenüber schäme ich mich dieses äußeren Verfalls, und gelang es auch den Unsrigen, in diesem Aufzuge eins der schönsten Reiche zu erobern, meine Seele ist wieder gesundet und mein Aeußeres soll von dieser Stunde ab auf's Neue der Spiegel meines innern Glückes sein .... Ich gehe, um zunächst für die Sicherheit dieses Menschen zu sorgen, damit er nicht wieder den Himmel meiner Ines trübe; in einer Stunde bin ich zurück und der alte Rudolf soll wieder vor Dir stehen, wie er war vor seinem Sündenfall!"

„Darf ich Dich nicht begleiten, Rudolf?" bat Ines, sich an ihn schmiegend. „Mir ist so bange hier ohne Dich! Seit ich Dich wieder habe, ist mir, als könnte der leiseste Hauch eines ungünstigen Zufalls Dich mir wieder rauben; mißtrauisch geworden gegen das Schicksal durch die Bosheit Andrer, die ich freilich dem Schicksal nicht zur Last legen darf, glaube ich mich auch hier von Feinden umstellt ... Laß mich nicht mehr von Deiner Seite weichen, Rudolf, ich bitte Dich!"

Rudolf blickte sie lächelnd und kopfschüttelnd an.

„Was würde die Welt sagen, wenn sie eine so stolze Schönheit am Arm eines zerlumpten Ragazzo sähe!" antwortete er mit einem Blick auf sich selbst.

„Was sie sagen würde? Sie würde mich beneiden! Ich wäre nicht die Einzige, die während dieser Tage, in denen ich mit meiner Trauer so allein war, mit Stolz sich an der Seite

einer Blouse zeigte, unter der das tapferste Soldatenherz schlägt!"

„Und wenn mich der Dienst nun zwingt, in mein Bivouak bei Capua zurück zu kehren?"

„So wirst Du mich mit Dir nehmen, wirst Deinen Kameraden sagen: seht, dies ist mein Weib! Sie folgte mir hieher, um mich zurück zu holen, nun das große Werk vollbracht ist, und um Euch ihren Dank zu sagen für treue Kameradschaft!"

Rudolf vermochte nicht, ihr zu widersprechen; in Ines' Worten lag eine solche Herzlichkeit, eine solche Begeisterung, daß er ihr zu Willen sein mußte.

„Wohlan, so komm!" rief er, sie freudig in seine Arme schließend.

„Und ich?" fragte Ortmann besorgt, dem es wirklich unheimlich zu Muthe ward bei dem Gedanken, daß er allein zurück bleiben sollte, denn in der That fürchtete der Alte die Wiederkehr seines „Schwarzen."

„Sie bleiben, lieber Ortmann, und erwarten uns hier," antwortete Rudolf lächelnd, während er, in den jetzt plötzlich wieder der Gentleman eingekehrt war, vor den Spiegel trat, seine sehr mitgenommene Blouse in die vortheilhaftesten Falten legte und sein Käppi recht herausfordernd auf's Ohr drückte. Es würde sich nicht schicken, wenn ein Offizier unsrer fast barfüßigen National-Armee mit einem Diener auf der Straße erschiene. Bereiten Sie inzwischen Alles zu unsrer Rückkehr nach Deutschland, denn heute noch begehre ich meinen Abschied und in wenigen Tagen schwimmen wir der Heimath zu."

Diese letzteren Worte waren dem biedern Ortmann so

aus der Seele gesprochen, daß sich sein Antlitz verklärte und er in seiner Freude sich nicht versagen konnte, noch einmal Rudolf's Hand zu ergreifen und sie dankbar an seinen Mund zu drücken.

Wenige Minuten darauf sah er mit Bewunderung dem seltsamen Paare nach, das an dem salutirenden Posten vorüber auf die Straße schritt. Indeß nur für ihn, nicht für die Welt war diese Vereinigung von weiblicher Eleganz und soldatischer Vernachlässigung, wie sie der Krieg bedang, etwas Auffallendes. Söhne der edelsten Familien dienten als simple Freiwillige in dieser Armee und als dieselbe in Neapel eingezogen, sah man so manches in den Strapazen des langen Marsches defect gewordene Rothhemde, an das sich mit freudigem Stolz die Schwester oder die Braut gehängt, die auf dem Toledo oder in der Villa Reale als die Blüthe der Eleganz und der Schönheit bewundert ward.

Froh in seinem Herzen über diese unerwartete und wunderbar glückliche Wendung der Dinge kehrte Ortmann in's Haus zurück, während Ines und Rudolf am Arsenal vorüber zum Largo del Palazzo hinan stiegen.

* *
*

Dankbar für die Schickung Gottes, die ihn sein irdisches Glück so unerwartet und in dem Augenblicke hatte wiederfinden lassen, wo in ihm die finstersten Entschlüsse schon gereift, und nur um Eins noch trauernd, um den Tod seines treuen Freundes, glaubte Rudolf sein Glück nicht durch einen Act der Rache feiern zu dürfen.

Obgleich es in seiner Macht lag, van Geert des Mordes an einem seiner Kameraden zu überführen, denn an diesem zweifelte er nicht mehr, seit er sich alle jene Umstände zusammen gereimt, glaubte er seinem Feinde den besten Denkzettel zu geben, wenn derselbe einige Tage im Gefängniß verbringe. Eine flüchtige Erkundigung bei der Wache belehrte ihn, daß man van Geert wirklich bereits in das Castel nuovo abgeführt hatte, wo er ohne Zweifel in einem jener finstern Kerker aufbewahrt wurde, welche die Bourbonen so meisterhaft mit allen Schrecken und Qualen auszustatten verstanden hatten.

Rudolf vergaß danach großmüthig seinen Gegner, denn in seine frohe Stimmung paßte der Schatten nicht, welchen die Erinnerung an diesen Schurken auf dieselbe warf. Eine Stunde später befand er sich auf der Eisenbahn nach Capua, wo das Erscheinen der schönen Ines an der Seite des tapfern Enrico die größte Sensation und ein Evviva der armen Rothhemden auf die „bellissima signora" hervorrief.

Rudolf benutzte diesen Besuch im Lager, um seinen Urlaub zu erwirken, der ihm sofort ertheilt wurde, da die Operationen gegen Gaeta noch weit aussehend waren.

Als er am anderen Tage im Palazzo Garibaldi erschien, um von dem Dictator seinen Abschied zu begehren und ihm in seiner Ines den Grund seines Verlangens vorzustellen, begegnete ihm im Vorzimmer einer der Adjutanten des Dictators, der Rudolf persönlich befreundet war.

Mit einem bewundernden Blick auf die schöne Dame in Trauer, auf deren Antlitz trotz ihrer Tracht doch der unverkennbare Wiederschein inneren Glückes lag, gab er Rudolf zu

verstehen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Nach einer kameradschaftlichen Vorstellung seiner Begleiterin zeigte der Adjutant Rudolf ein Papier:

„Sie haben gestern einen Fremden verhaften lassen!“ sagte er auf das Papier zeigend, das er in der Hand hielt.

„Ich that es, weil er des Mordes an meinem Freunde Herbert verdächtig!“ antwortete Rudolf.

„Die Sache ist allerdings wichtig,“ fuhr der Adjutant fort, „indeß scheinen die Umstände den Fremden zu begünstigen. Wie ich aus dem auf diesem Papier unterzeichneten Namen sehe, ist dieser Mann derselbe, dem ich in Messina Zutritt beim Dictator verschaffte. Der General ist ihm befreundet, wie ich mich damals selbst überzeugte, und was der Mann auch begangen haben mag, die Gutherzigkeit des Generals wird ihn aus seiner Lage retten. Lesen Sie hier!“

Rudolf las auf dem offnen Papier in italienischer Sprache geschrieben:

„General! Man hat mich verhaftet und in's Castel nuovo abgeführt, wo ich wie ein Verbrecher behandelt werde. Ich bin hier, um Ihnen meine Glückwünsche zu bringen, und bitte, vor Sie geführt zu werden. B. van Geert.“

Von des Dictators eigner Hand war unter diese Worte der Befehl geschrieben:

„Sofort frei zu geben und vor mich zu führen.

G.“

„Wollen Sie dem Dictator nicht persönlich das Sachverhältniß vorstellen?“ fragte der Adjutant.

„Ich verzichte darauf und überlasse dem Himmel die Be-

strafung!" antwortete Rudolf großmüthig, und der Adjutant eilte nach einer flüchtigen Verbeugung davon.

Zwei Tage darauf begab sich Rudolf mit Ines und Ortmann an Bord des Schiffes, um die Geliebte dem Schutz seiner Mutter zu übergeben, die durch einen Brief von Ines bereits von dem Wiederfinden des verlorenen Sohnes unterrichtet und durch die Besonnenheit des unglücklichen Reinhard, der dem Wunsche Rudolf's entgegen eine schon trauernde Mutter nicht durch eine unwahre Todesbotschaft in Jammer und Verzweiflung stürzen wollte, noch immer auf Nachricht von dem Verirrten harrte.

XXII.

Schluß.

Wieder war der Sommer gekommen und wieder hatte er den Curort B*, in welchem wir im vorigen Jahre zur Rosenzeit von Paris aus die unglückliche Catalina an der Seite des Diplomaten erscheinen sahen, in das duftigste Blumengewand gekleidet.

Aus allen Ländern war auch diesmal die glänzendste Gesellschaft hier zusammen geströmt, die Blüthe der deutschen Lebewelt, die fine fleur des französischen Leichtsinns.

Wieder tanzten die Gold- und Silberstücke über das grüne Tuch, und wieder sang das Goldheimchen seine verhängnißvollen Zaubermelodien. Habsucht und Thorheit, die der Goldteufel im vorigen Jahre lahm und blutend nach Hause geschickt, drängten sich trotz der erhaltenen Lehre wieder um den Tempel des Glücks oder vielmehr des Unglücks; sie waren nicht klüger, nur gieriger geworden, und die Mäusefallen am Rhein machten also die glänzendsten Geschäfte.

Unter den täglich Herzuströmenden befand sich ein junges Paar, begleitet von einer älteren Dame, in welchem wir gute Bekannte wiederfinden.

Es war Rudolf von Heinrichsfeld mit Ines, seiner Gattin, und seiner Mutter. Rudolf war ernster, aber dafür glücklicher geworden, weil gerade dieser Ernst ihm die besten Garantien des Glückes bot. War er auch verarmt durch den dummsten Streich, den er in seinem Leben begangen und den nur Ines durch ihre Zuversicht auf seine Liebe zum Guten zu wenden vermocht hatte, so war das Vermögen seiner Gattin doch so enorm, daß der Verlust des seinigen von gar keiner Bedeutung. Auf Ines' Wunsch hatte er in der Nachbarschaft des kleinen Witwensitzes seiner Mutter einige große Güter angekauft; er bewohnte mit seiner treuen Ines ein Schloß, das er mit allem Comfort für den Winter-Aufenthalt ausgestattet, während er den Sommer auf Reisen und namentlich in den Bädern zu verleben gedachte.

Van Geert hatte bis dahin kein Lebenszeichen von sich gegeben; man befürchtete dies auch nicht, da Rudolf aus Neapel die Nachricht erhalten, daß er bei seiner Abreise von dort geäußert, er kehre nach Süd-Amerika zurück. Spätere Briefe, welche Ines aus Buenos Ayres erhielt, bestätigten, daß van Geert dort das Leben eines herabgekommenen Verschwenders und Abenteurers führe und somit war denn ein zweiter Besuch dieses verhaßten Gastes nicht zu erwarten.

Eine besondere, freilich eine traurige Erinnerung auffrischende Freude bereitete Ines ihrem Gatten dadurch, daß auf ihr Betreiben und durch die Vermittelung eines Consuls

in Messina, die Leiche Reinhard's in Pontano ausgegraben und nach Deutschland geschafft wurde. Auf dem Friedhofe des Schloßgutes ließ sie ein besonderes Campo santo für den unglücklichen Freund ihres Gatten errichten, zu welchem Beide in Stunden der Einsamkeit wallfahrteten, um dem Andenken des Edlen ihre stille Andacht zu weihen ....

Da nur der alte Ortmann das junge Paar als Diener in den Curort begleitete, wünschte Ines eine Kammerfrau für die Dauer ihres Aufenthaltes hier zu engagiren. Der Wirth des Hauses kam ihren Wünschen entgegen und schon am zweiten Morgen erschien ein noch ziemlich junges, aber kränkliches Weib in armer, aber sauberer Kleidung, das sich zu diesem Dienste meldete.

Ortmann, der sie empfing, um sie seiner Herrin zu melden, blickte sie lange und forschend an, und ging dann kopfschüttelnd, um die Meldung zu machen.

„Gnädige Frau," setzte er dieser hinzu, „mir ist, als hätte ich dieses Weib schon gesehen, und mir ist auch, als könne mir die Erinnerung an sie keine angenehme sein."

„So führe sie nur herein, Ortmann!" rief ihm Rudolf zu, der im leichten Sommerkostum eben mit Ines das Frühstück theilte.

Ortmann ging, vor sich hin murmelnd, immer den Kopf schüttelnd, und führte die Dienstsuchende ein.

Rudolf erblaßte bei ihrem Anblick; Ortmann, der hinter ihr stehen geblieben und seinen Herrn beobachtete, nickte verstohlen mit dem Kopf, als wolle er sagen: ich habe also doch Recht gehabt!

Auch die Kammerfrau erschrack, als sie Rudolf gewahrte; sie senkte verlegen die Stirn und stockte in ihren Worten.

Es war Josephine, die, wie wir wissen, hieher in ihre Heimath zurückgekehrt. Sie sah bleich und sehr leidend aus; sie hatte den Winter hindurch das Krankenbette gehütet und nach ihrer Kleidung zu urtheilen, waren auch die Gelder, welche sie ihrer ersten französischen Herrin heimlich entwendet, ebenso zerronnen wie sie gewonnen worden.

Ines, die von der Rolle, welche diese Person gespielt, keine Ahnung hatte (denn selbst Rudolf wußte ja nichts weiter von ihr, als daß sie in Catalina's Dienste gewesen), redete freundlich zu ihr und schien bereit, sie zu engagiren, Josephine aber ward immer verlegener, stotterte dann einige Worte der Entschuldigung und verabschiedete sich endlich mit wankenden Schritten.

„Ich wußt' es ja! Ich habe sie zwar nur flüchtig und ein einziges Mal gesehen, aber meine alten Augen täuschen mich niemals!“ murmelte Ortmann, ihr folgend, während Josephine, von Angst und Gewissensbissen gejagt, zum Hause hinaus, durch den kleinen Garten eilte, um sich nicht wieder blicken zu lassen.

„Ein seltsames Benehmen, das diese Person zeigte!“ sagte Ines zu ihrem Gatten zurückkehrend.

Rudolf, der längst innere Ruhe genug besaß, um über jene Vorfälle in der größten Offenheit mit Ines zu sprechen, wollte ihr eben mittheilen, wo er Josephine bereits gesehen, als seine Mutter herein trat, um am Arm des Sohnes ihre Morgen-Promenade zu machen.

„Ich werde Dir später erzählen, warum dieses Weib so verlegen war!“ sagte er sich erhebend, um der Mutter seinen Morgengruß zu bringen ....

* * *

Als der Sommer dem jungen Paar in stillem Glück verstrichen und der Herbst die Blätter im buntesten Colorit über die Promenaden des Curorts jagte, erfüllten Rudolf und Ines auf der Rückreise in die Heimath eine letzte traurige Pflicht.

Es galt, das Grab der armen Catalina aufzusuchen.

Die Krankheit und der Tod des Vaters, die Angst um das Verbleiben Rudolf's hatten es Ines unmöglich gemacht, die Unglückliche zur kühlen Gruft zu begleiten. Ines namentlich betrachtete es als ein Gebot, das Grab dieses so bedauernswerthen Wesens zu suchen, und that auch Rudolf's Herz bei dem Gedanken hieran schnellere Schläge, er willigte gern in diese Wallfahrt.

Bei der Behörde des kleinen Ortes erfuhren Beide, was aus der schönen Hülle jener Unglücklichen geworden, die, wie man sagte, im Wahnsinn den Tod in den Fluthen gesucht.

Geführt von einem städtischen Unterbeamten betraten Rudolf und Ines den Friedhof. Hier zeigte dieser auf ein einfaches, aber kostbares Marmorkreuz, welches das Grab Catalina's bezeichnete und auf Kosten eines französischen Marquis errichtet worden, welcher der Selbstmörderin allein das Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben haben sollte.

„Hier ruht Catalina, im Süden zu Leiden geboren,
im Norden in Leiden verloren“

stand auf dem weißen Marmorkreuz geschrieben.

Als Ines einen Kranz weißer Rosen um das Kreuz gelegt, auf dem Grabhügel niederkniend ein kurzes Gebet für das Seelenheil der Armen verrichtet hatte und sich wieder zu ihrem Gatten zurückwandte, sah sie zwei Thränen in den Augen desselben schimmern.

Ihn verstehend und schweigend nahm sie Rudolf's Hand. Ein herzlicher Druck sagte diesem, daß auch angesichts dieses Denkmals Ines zu würdigen verstand, was in ihm vorging.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

5 | 70 | 14
5
20



Wachenhusen, Hans,

Rouge et Noir Roman in zwei Bänden

Bd.: 2. Band

Berlin 1864